

<36634960360011

Reisebilder und Skizzen

aus

Indien und dem letzten indischen Kriege

1857—1859.

Von

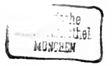
Axel Lind von Hageby,
Premierlieutenant der Königl. Schwedischen Flotte.

Aus dem Schwedischen.

Mit dem Portrait des Verfassers, 10 colorirten Tafeln in Stahlstich nach Originalen von Hindu-Malern, 16 Tafeln in Tondruck, 3 Plänen und 1 Karte von Vorder-Indien.

Leipzig,
Hermann Mendelssohn.
1861.


Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN



Sr. Königl. Hoheit

dem

Herzoge von Ostgothland.

Ew. Königl. Hoheit warmes Interesse für Alles, was die schwedische Flotte betrifft, so wie die mir erwiesene besondere Gnade, als ich auf Hoch Dero Fürsprache Gelegenheit fand, in den Dienst der englischen Marine zu treten, haben mich veranlaßt, Ew. Königl. Hoheit diese Erinnerungen aus meinem Aufenthalte in fremdem Kriegsdienste ehrfurchtsvoll und unterthänigst zu widmen.

Der Verfasser.

Vorwort.

Wenn ein schwedischer Officier vom Staate unterstützt wird, um in den Kriegsdienst einer fremden Nation zu treten — wie dies mit mir der Fall gewesen — so ist seine Pflicht, nach der Rückkehr in die Heimath von Allem, was er im fremden Dienste gesehen, gelernt und erfahren hat, treue Rechenschaft abzulegen.

Diesen Ansprüchen zu genügen, sind meine Erinnerungen und Aufzeichnungen hier gesammelt und in Druck gegeben, um die vielfachen an mich gerichteten Fragen: Was ich gesehen und was ich erlebt? gründlich beantworten zu können. Wenn dieselben, außer meinen persönlichen Freunden, einem größeren Publicum zur Belehrung und Unterhaltung dienen können, wird es mir zur um so größeren Freude gereichen.

Wenn man dieser Arbeit literarischen Werth zuerkennen will, muß ich pflichtschuldig bekennen, daß dies Verdienst weniger mir gehört, als demjenigen meiner Freunde, welcher mir bei Durchsicht und Ordnen des Manuscriptes hülfreiche Hand geleistet hat.

Für die Zeichnungen zu einem Theile der Illustrationen sage ich hier dem Herrn Egron Lundgreen und dem Capitain der englischen Flotte Mr. Jones öffentlich meinen Dank. Das Hauptinteresse der colorirten Kupfertafeln besteht darin, daß sie treue Copien der Schöpfungen von Hindu-Malern sind.

Das Portrait des Verfassers folgt auf den Wunsch des Verlegers*), nur um die Kleidung zu zeigen, deren sich die Officiere der englischen Seebrigade gewöhnlich bedienten. Der Verfasser hätte gewünscht, ein anderes Bild, als sein eigenes, liefern zu dürfen; er hofft jedoch, daß das Publicum, in Betracht der Kleider, mit der Persönlichkeit fürlieb nehmen wird!

Stockholm, im November 1860.

Der Verfasser.

---

*) des Originalwerkes. D. Uebers.

Inhalt.

Erstes Capitel.

Zweites Capitel.

Drittes Capitel.

Viertes Capitel.

Fünftes Capitel.

Sechstes Capitel.

Siebentes Capitel.

Achtes Capitel.

Neuntes Capitel.

Zehntes Capitel.

Elftes Capitel.

Zwölftes Capitel.

Dreizehntes Capitel.

Vierzehntes Capitel.

Funfzehntes Capitel.

Sechzehntes Capitel.

Siebzehntes Capitel.

Achtzehntes Capitel.

Neunzehntes Capitel.

Zwanzigstes Capitel.

Einundzwanzigstes Capitel.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Erstes Capitel.

Einleitung. — Reise von Stockholm nach London und weiter nach Portsmouth. — Anstellung auf dem Flaggenschiffe „Victory." — Beschreibung des Schiffes und der Aufenthalt am Bord desselben. — Befehl zur Einschiffung auf die Fregatte „Shannon." — Empfang am Bord. — Abfahrt nach China.

Es ist eine unwiderlegliche Thatsache, daß die praktische Erfahrung für den Krieger von unendlicher Wichtigkeit ist, und besonders bei der Waffengattung, welcher anzugehören ich die Ehre habe. Ich sage dies nicht, weil ich den Werth einer theoretischen Bildung verkenne, aber die Wahrheit des Sprichwortes: „Aus Büchern allein wird man kein tüchtiger Seemann" muß immerdar unbestritten bleiben. Wer sich diesem Berufe widmet, ist vor Allem gezwungen, selbst Hand anzulegen, und zwar bis in die kleinsten Einzelnheiten, nicht allein um mit dem Charakter der Gefahren vertraut zu werden, von denen er beständig umgeben ist, sondern auch um die Hülfsmittel kennen zu lernen, die ihm zur Beseitigung der ersteren gewährt sind.

Wer jemals nur im Geringsten darüber nachdachte, was man unter einer wohlgeordneten Seemacht versteht, wird nicht leugnen, daß man derselben im Allgemeinen und besonders in unserem Lande eine viel zu geringe Bedeutung beilegt. Diese Gleichgültigkeit gegen eine der Hauptbedingungen für die Selbstständigkeit unseres Vaterlandes spiegelt sich besonders wider in dem Geiste der Sparsamkeit (um mich keines anderen Ausdruckes zu bedienen), welcher Männer von Fach hindert, praktische Bildung in den nothwendigen Kenntnissen zu erwerben, ohne welche der Seemann einem Fahrzeuge gleicht, das ohne Steuer und Ruder von den Wellen fortgetrieben wird. Ich habe hiermit beson-

ders auf die Nothwendigkeit umfassenderer Bewilligungen des Staates für den Bau von Kriegsschiffen hinweisen wollen, um die Zahl derjenigen zu ersetzen, welche durch die Jahre unbrauchbar geworden sind; ferner, daß dieselben in möglichst kurzer Frist vollendet werden, damit in einer Zeit, wo Erfindungen aller Art so rasch auf einander folgen, deren nicht so viele und so verschiedene erprobt werden mögen, und dadurch nicht ein unvollkommenes und unzweckmäßiges Ganze entstehe; reichlichere Bewilligungen, um häufigere Uebungen auf offener See möglich zu machen, und endlich Bewilligungen, damit jüngere Officiere im Dienste des Auslandes, vorzüglich in solchen Ländern, die in Seekriege verwickelt sind, angestellt werden können. Sofern ich weiter oben den Geist der Sparsamkeit erwähnte, der in unserem Lande herrscht, sobald es sich um Ausgaben für die Flotte handelt, bitte ich, mich näher darüber aussprechen zu dürfen. Wenn man das Budget für die Landmacht mit demjenigen für die Seemacht vergleicht, findet man sogleich, daß die eine das bevorzugte Schooßkind ist, die andere hingegen stiefmütterlich behandelt wird. Daß die Landmacht bei den jetzt obwaltenden Verhältnissen die Rechte der Erstgeburt genießen muß, kann man wohl nicht in Abrede stellen, aber es dürfte einst der Tag kommen, an welchem man einsieht, daß das Gegentheil nothwendig geworden ist. Welches Land ist (mit Ausnahme Englands) von Natur so zum Handel geschaffen, wie Schweden? Was ist aber der Handel ohne Schifffahrt, und die Schifffahrt ohne die sie schützende Kriegsflotte? Und, was wir nicht übersehen dürfen, welch' ein Ansehen und — um mich eines kaufmännischen Ausdruckes zu bedienen — welchen Credit erwirbt sich ein Volk, wenn es in fern gelegenen Häfen seine geachtete Flagge auf wohlbemannten und wohlbewaffneten Schiffen aufzuhißen vermag! — Ich wurde während meines Aufenthaltes im Auslande mehrfach von Engländern (wohlverstanden, von Engländern!) gefragt, warum Schweden seiner günstigen Lage so wenig Aufmerksamkeit widme? Man begründete diese Frage darauf, daß Schweden verhältnißmäßig so viel mehr für seine Landarmee thue, als für seine Flotte, obgleich es

nunmehr alle Gedanken auf Eroberungskriege aufgegeben haben dürfte. Meine Antwort auf diese sehr gerechtfertigte Frage blieb meistens ein Achselzucken — eine Bewegung, welche sowohl ein stummes Beipflichten, als auch ein Einstimmen in Holbergs: „Frag' den Steward!" bedeuten konnte. — Der wohlbekannte praktische Geist der Engländer verleugnete sich auch in diesem besonderen Falle nicht, wo er unsere Halbinsel von dem Gesichtspunkte aus beurtheilte, von dem er die Angelegenheiten und Verhältnisse eines Landes am liebsten betrachtet: von dem rein commerciellen.

Aber, um auf meine Reise zurückzukommen, so kann ich dem Schicksal, in Betracht der angeführten Verhältnisse, nicht genug für die Gunst danken, mir eine so oft herbeigesehnte Gelegenheit geboten zu haben, obschon ich allzuwohl fühle, daß ich einem solchen Auftrage des Vertrauens vielleicht weniger genügte, als mancher Andere es gekonnt haben würde. Von dieser meiner Dienstzeit im Auslande und meiner Theilnahme an den blutigsten, in ihrem Erfolge bedeutungsvollsten Begebenheiten der Jetztzeit werden diese Blätter reden, welche ich hiermit dem Leser in aller Bescheidenheit darbiete.

Der Krieg zwischen England und China war im Jahre 1856 ausgebrochen. Ich suchte und erhielt die Erlaubniß, in den Dienst der englischen Marine zu treten. Die jährliche Unterstützung, welche in solchen Fällen gewährt wird, beläuft sich auf 75 Pfd. Sterling oder, das Pfund zu 18 Thaler gerechnet, auf 1,350 Thaler Reichsmünze*), also für 3 Jahre 4050 Thaler, welche ohne Beihülfe eigener Mittel für die nothwendigsten täglichen Ausgaben nicht ausreichen. Ich übergehe die Ausrüstung, den Ankauf von Büchern, Karten, Navigationsinstrumenten und sonstigen Artikeln, welche zu derselben unentbehrlich sind und die mir 120 Pfd. Sterling oder 2160 Reichs-

*) 1 Thaler schwed. Reichsmünze = 11 Sgr.

thaler gekostet haben. Für Officiere, welche etwa beabsichtigen, in den Dienst der englischen Flotte zu treten, füge ich noch die Bemerkung hinzu, daß man allein für Beköstigung im wardroom's mess*) täglich 3 Thaler rechnen muß, sofern man Wohl und Wehe mit den Kameraden theilen will, also jährlich 1095 Thaler. Zählt man hierzu die Extraausgaben, wie z. B. für Wäsche, Trinkgelder, Beiträge zu Belustigungen am Bord, von denen man sich nicht wohl zurückziehen kann, Besuch am Lande u. s. w., so liegt es klar vor Augen, daß die Summe, eingerechnet den ganzen Officiersgehalt, nicht ausreicht.

Es stehen augenblicklich drei Officiere der schwedischen Armee in fremden Diensten, denen (d. h. einem jeden) 3000 Thaler bewilligt sind; vergleicht man dies mit der den Flottenofficieren ausgesetzten Summe, so ergiebt sich, daß letztere abermals weniger gut gestellt sind, als die Armeeofficiere. Doch muß ich hier dankbar erkennen, daß Se. Majestät im letztverflossenen Jahre das Stipendium für Marineofficiere in fremden Diensten auf 100 Pfd. Sterling erhöht hat.

Am 28. Januar 1857 reiste ich von Stockholm nach Gothenburg, und zwar mit einem jener Beförderungsmittel, welche man „Diligencen" nennt, ein Wort, welches in seiner ursprünglichen Bedeutung sehr schlecht auf diesen „Zwerg in dem weiten schlotternden Rocke des Riesen" paßt, um mit Macbeth zu reden. Das Fuhrwerk, welches in seiner äußeren Erscheinung den riesigen, schmutziggelben Krabben der Südsee nicht unähnlich war, bewegte sich auch mit der plumpen, unbeholfenen Langsamkeit dieser Thiere, ja, um seine erzconservative Natur und seinen Abscheu gegen jede Bewegung, sei sie vor- oder rückwärts, recht augenscheinlich darzuthun, blieb das widrige Ungeheuer zuletzt im Schlamme stecken, so daß es für mich keinen anderen Ausweg gab, mein Ziel zu erreichen, als die Reise theils auf Schlitten, theils auf Bauerwagen fortzusetzen.

---

*) wardroom's mess bezeichnet den Ort, welcher den Officieren zum gemeinschaftlichen Aufenthalte dient. Jeder Rang hat sein mess, welches wiederum seine mess-rooms oder Speise- und Conversationszimmer und seinen mess-man oder Aufwärter hat.

D. Uebers.

Ich übergehe meinen Aufenthalt an den größeren bemerkenswerthen Stationen, wie Gothenburg, Copenhagen, Hamburg, Cöln, Calais u. s. w. Von letztgenanntem Orte steuerte ich den Cours auf Dover, von wo ich die Reise nach London auf der Eisenbahn fortsetzte, und dort am Abend des 12. Februar anlangte.

Als einen weiteren Beweis, wie schlecht es mit unseren Beförderungsanstalten bestellt ist, will ich nur beiläufig bemerken, daß meine Reise von Stockholm nach Helsingborg mehr Zeit erforderte, als ich brauchte, um durch Dänemark, Norddeutschland und einen Theil von Frankreich über den Canal nach der Hauptstadt von England zu kommen.

Nachdem ich den Vertretern Schwedens meine Aufwartung gemacht hatte, begab ich mich sofort auf die Admiralität, wo ich, wie der Minister Baron v. Hochschild mir mittheilte, bereits erwartet und empfohlen war. Wir waren unsrer drei Landsleute, welche denselben Wunsch hatten, und erlangten sogleich Zutritt beim Admiral Eden, einem der damaligen Lords der Admiralität. Derselbe empfing uns auf die zuvorkommendste Weise und frug, nachdem wir ihm unser Anliegen bekannt gemacht, auf welcher Station wir angestellt zu werden wünschten. Auf meine Antwort, daß ich meinestheils am liebsten mit der Expedition nach China abginge, erwiderte Lord Eden: „Wenn Sie bis morgen fertig sein können; — es geht ein Transportschiff mit Officieren und Mannschaft direct dahin ab." Ich dankte ihm für die liebenswürdige Bereitwilligkeit, mein Gesuch sofort berücksichtigen zu wollen, erbat aber nichtsdestoweniger die Erlaubniß, mich noch einige Zeit im Lande aufhalten zu dürfen, um mich mit der Sprache und verschiedenen, mir noch ganz fremden Verhältnissen vertraut zu machen. Die Folge war, daß wir alle drei auf das Flaggenschiff „Victory" in Portsmouth befehligt wurden.

Ich blieb anderthalb Wochen in London, ganz von dem Bestreben in Anspruch genommen, die Umrisse dieser „Welt in der Welt" zu studiren; weiter reichte meine Zeit nicht, und sogar dieses Studium

blieb sehr oberflächlich. Das Ganze kam mir vor, wie ein zurechtgezimmerter Riese, in welchem der Dampf die Pulsation bewirkt und die großen, gewaltsam arbeitenden Lungen mit Lebensluft füllt, aber auf dessen hochgewölbte Stirn geschrieben ist, daß Freiheit, Ordnung und Arbeit die Bedingungen zum Gedeihen und Bestehen eines Staates sind.

Am 24. Februar verließ ich, nicht ohne Bedauern, die Hauptstadt eines Reiches, von dem es stolz heißt, „daß die Sonne in demselben nicht untergeht," um mich nach Portsmouth zu begeben. Am folgenden Tage machte ich dem Befehlshaber der Station, Lord Seymour, meine Aufwartung. Es würde mir ebenso schwer werden, die würdige und liebenswürdige Art, mit welcher er den verlegenen, unbedeutenden Fremden empfing, als den imponirenden, vom Seelenadel gestempelten Ausdruck in Gestalt und Haltung dieses edlen Briten zu schildern. Nur wahrhafte Ueberlegenheit des Geistes macht einen solchen Eindruck nnd flößt so viel Achtung und Vertrauen ein. Ich sollte in diesem bedeutenden Manne nicht allein den Typus eines Seemannes, sondern auch einen Wohlthäter, und in seinem gastfreien, durch feine, vollendete Bildung ausgezeichneten Hause eine Heimath finden. Die sonnigen Stunden, welche ich dort zubrachte, die Lehren, welche ich dort so reichlich empfing, die Güte, welche die liebenswürdige Familie mir so unverdient erwies, werden stets zu den schönsten Perlen in dem Schatze meiner Erinnerungen gehören.

Ich sollte, wie schon erwähnt, auf dem Flaggenschiffe Victory in den Dienst treten, und es dürfte den Leser interessiren, ein Wort über dieses in geschichtlicher Hinsicht so merkwürdige Schiff zu hören. Es ist das Schiff, auf welchem Admiral Nelson in der Schlacht bei Trafalgar die englische Flotte commandirte, an der Spitze derselben durch die französische Armada drang und beim Anblicke ihrer gänzlichen Vernichtung, umgeben vom Jubel des Sieges, verwundet von der Commandobrücke herabsank, von der er noch vor wenig Stunden den Seinen die Heldenworte zugerufen hatte: „England expects, that

every man does his duty!“ *) — Man zeigt noch die Stelle, wo er niedersank — sein Blut hat sie für jeden Briten geheiligt! — sie ist ein Heldengedicht, von dem größten Seehelden der Welt einem hochsinnigen Volke gewidmet, für welches er lebte und siegend starb. —

Im Uebrigen ist das Schiff nunmehr gänzlich verändert, wird nur zu Uebungen im Hafen benutzt, liegt in demselben als Wachtschiff mit wehender Admiralsflagge und geht nicht mehr in See. Es war ein schöner Gedanke, ein Schiff zu diesem Gebrauche zu wählen, welches die Erinnerung an einen solchen Mann in sich trägt, und durch welches die Jugend der Flotte noch immer von Nelson's Geist angetrieben wird, „ihre Pflicht zu thun“ und die Flagge in Achtung zu erhalten, besonders wenn dem alten Albion Gefahr droht.

In Portsmouth befindet sich bekanntlich eins der größten Marine-Etablissements von England; seine Werfte gehören zu den bedeutendsten, und seine innere Rhede und seine Docks sind mit alten und neuen Kriegsschiffen angefüllt. Der Stadt gegenüber liegt das wohlbefestigte Gosport, mit einem Werft für Kanonenböte, etwa 100 Stück, von 20—60 Pferdekraft. Diese Böte werden aus der See an den Strand hinaufgezogen und dann weiter nach ihren Ankerplätzen geschafft; das Aufziehen aus der See oder das Niederlassen in dieselbe, kurz das Fortschaffen der Böte, geschieht mittelst einer Locomotive auf eisernen Schienen, welche nach allen Richtungen hinlaufen; eine eben so großartige als zweckmäßige Vorkehrung. Ich fand überhaupt sehr viel Lehrreiches auf diesem Werft und beobachtete unter Anderem mit großem Interesse in einer Blockfabrik eine Maschine, welche in wenigen Minuten ein ganzes Dutzend Blöcke anfertigte.

Nachdem ich meine Vorbereitungen zur Einschiffung besorgt hatte, begab ich mich an Bord, um dem Commandanten der Victory, Capitain Seymour, meine Aufwartung zu machen; auch er hieß mich willkommen und sagte mir, daß er Befehl von der Admiralität erhalten habe,

*) „England erwartet, daß jeder Mann seine Pflicht thut!“

mich auf genanntem Fahrzeuge anzustellen; er wies mir meinen Platz an in dem Officiers-mess (the wardroom), doch wurde es mir außerdem gestattet, eine der Admiralskajüten zu benutzen, da der Admiral am Lande wohnte und somit selten am Bord war.

Ich hatte keinen eigentlichen Dienst am Bord der Victory, womit ich sehr einverstanden war, da ich meine Zeit bedurfte, mich in der Sprache zu vervollkommnen, den Dienst zu beobachten und mich auf der Station umzusehen.

Nach und nach machte ich Bekanntschaften am Bord, welches mir vielleicht dadurch erleichtert wurde, daß ich sehr aufmerksam auf mich selbst war und bemüht, Alles zu thun, was man von einem Manne in meiner Lage fordern konnte; vielleicht auch dadurch, daß ich unter englischen Kriegsgesetzen stand und englische Uniform trug, ein Ehrenkleid, welches mich berechtigte, mit Wohlwollen in den Kreis der Gentlemen am Bord der Victory aufgenommen zu werden.

Es ist wohl nicht zu bestreiten, daß unter allen Ausländern wenige so unzugänglich und schwer zu verstehen sind, als die Engländer. Ihr Aeußeres ist meistens kalt und steif, ihre Manieren werden durch ihre Eigenheiten seltsam und abstoßend. Der Engländer gebraucht keine Phrasen und verachtet die Kunstgriffe, sich interessant zu machen. Er ist geradeaus, wortkarg, unzugänglich und schroff; er weicht nicht gern der Gewalt, wahrscheinlich aus Grundsatz und, wie Bulwer sagt, weil nichts einen Mann mit angeborenem Stolze in ein so unvortheilhaftes Licht stellt, als das Gefühl der Abhängigkeit. Dessenungeachtet lebe ich der Ueberzeugung, daß keiner so fest in Wort und That, keiner so zuverlässig ist, als er, nota bene, wenn er es einmal über sich vermocht hat, sein Herz zu öffnen und die Hand als Freund darzubieten; er giebt sich alsdann ganz seiner Zuneigung hin und macht sich eine Ehre daraus, unübertroffen darin zu bleiben. Ich habe dies in reichlichem Maße erfahren.

Am 14. März erhielt ich endlich den Befehl, an Bord der Fregatte „Shannon“ zu gehen, welche auf die Rhede von Portsmouth ein-

gelaufen war und Ordre hatte, sofort mit sogenannten überzähligen Officieren und verschiedenem Kriegsmaterial nach China abzugehen. Ich war auf das Flaggenschiff „Calcutta“ in China beordert und sollte auf der Ueberfahrt nur als supernumerary midshipman (überzähliger Cadett) dienen. Die Dampffregatte Shannon von 600 Pferdekraft und mit 51 Kanonen war ein ganz neues Kriegsschiff und eins der besten in der englischen Flotte.

Am 16. März verließ ich die Victory und ging nach dem Shannon hinüber. Der erste Anblick dieses Schiffes war in der That Achtung einflößend; ich hatte bis dahin keins gesehen, was sich mit demselben vergleichen ließe. Die übereinstimmenden Verhältnisse in den Formen, die Stärke der Schraube, die Genauigkeit in der Zusammensetzung, die zweckmäßige Anordnung der Takelung, die comfortable Einrichtung — Alles war so, daß es unwillkürlich einen Seemann, der seinem Berufe mit Liebe anhängt, interessiren mußte. — Ich suchte sofort mit einigen Kameraden den ersten Lieutenant auf. Wir erfuhren, daß er sowohl als der Capitain am Lande seien, und gingen deshalb zum zweiten Lieutenant, welcher auf dem Verdeck mit den Zurüstungen zur Abreise sehr beschäftigt war, und nur Zeit hatte, uns flüchtig willkommen zu heißen. — Ich blieb eine Zeit lang auf dem Verdeck, um zu sehen, mit welchem Eifer die Arbeiten betrieben wurden; es schallten Commandoworte um mich her, die ich nicht verstand; die Bedeutungen der Pfeifen-Signale mußte ich auch nur zu errathen suchen; es war eine Freude, die Gewandtheit und Aufmerksamkeit zu sehen, die der englische Matrose bei seiner Arbeit entwickelt, und wie er sichtlich bemüht ist, den geringsten Wünschen seiner Vorgesetzten unaufgefordert entgegen zu kommen. Nicht minder lehrreich war es, den zweiten Lieutenant zu beobachten in seiner Weise, sich Gehorsam und Gehör zu verschaffen, ohne jegliche Anwendung sogenannter Schreckmittel. Er war ein ungefähr dreißigjähriger Mann, klein, mit rothem Haar und rothem Backenbart, und kam mir im ersten Augenblicke ziemlich unbedeutend vor, insofern er meinen Vorstellungen von einem englischen

Seeofficiere nicht entsprach; ich hatte mich jedoch gewaltig in meiner Annahme geirrt, und lernte in ihm alsbald einen ebenso gediegenen als biederen Mann kennen.

Ich hatte mich wohl eine halbe Stunde lang umgesehen, als der älteste Midshipman auf das Verdeck kam und, da er mich in der Mate's-(Halbofficiers-) Uniform fand, mich ersuchte, ihm hinunter in das Waffenzimmer zu folgen, welches den jüngeren Officieren zum Speisezimmer (mess) diente. Hier brachte ich die unangenehmste Stunde zu, die ich am Bord des Shannon verlebte, in der Gesellschaft von Knaben von 16 bis 20 Jahren, welche einen heillosen Lärm machten, freilich ohne den Fremden zu belästigen, aber auch ohne sich im Geringsten zu bemühen, ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Ich ging mißvergnügt auf die Batterie und traf daselbst einen jungen Arzt, welcher gleichfalls beordert war, mit nach China zu gehen; er frug mich, woher ich käme? Ich erzählte ihm von meinem neuen Quartiere, als gerade der vierte Lieutenant vorüber ging; der Arzt wandte sich an denselben, theilte ihm mit, was geschehen sei, fügte hinzu, daß ich auf der Victory meinen Platz im wardroom gehabt hatte und als alter Officier wohl berechtigt sei, denselben am Bord des Shannon zu behaupten.

Der Wunsch ward sogleich berücksichtigt; ich wurde in das wardroom geführt und den anwesenden Officieren vorgestellt, welche mich von dem Augenblicke an mit brüderlichem Wohlwollen aufnahmen.

Hier muß ich eines kleinen Ereignisses gedenken, weil es zeigt, wie man die Mannszucht am Bord der englischen Kriegsschiffe handhabt, und wie man es versteht, aufkeimende Zwistigkeiten auf passende Weise zu schlichten.

Am zweiten Tage meines Aufenthaltes am Bord bemerkte ich zum ersten und letzten Male eine Uneinigkeit zwischen den Mitgliedern unseres wardroom's mess, und zwar zwischen dem Capitain der Seesoldaten und dem Lehrer der Schifffahrtskunde; dem letzteren entfuhren in der Hitze einige verletzende Worte, aber kaum hatte er sie gesprochen, als der anwesende erste Lieutenant sich entfernte, mit dem Be-

fehle an denselben, ihm auf das Deck zu folgen. Was zwischen ihnen verhandelt wurde, weiß ich nicht, aber nach einigen Augenblicken kam der Lehrer etwas verlegen und niedergeschlagen zurück, um dem Capitain Abbitte zu leisten; damit war der Zwist zu Ende und keine Spur blieb davon zurück. Sowohl der Capitain als der Lehrer sind im indischen Kriege geblieben. — Ich werde über ihr Ende später berichten.

Bald war Alles klar (bereit, geordnet) am Bord. Am 17. März wurden die Anker gelichtet und die Maschine in Bewegung gesetzt. Portsmouth verschwand wie ein dunkler Punkt in blauer Ferne, und von England, dieser Königin des Meeres, sah man bald nur noch einen blaßgelben Streifen am Horizonte, einen Schimmer der in den Strahlen der Abendsonne badenden Kreideküste.

Mit welchen Gefühlen ich den Wechselfällen eines dunklen Schicksals entgegen ging, lasse ich ungesagt. Ich dachte an mein Vaterland, und dieser Gedanke weckte und befestigte ernste Vorsätze. Ich ahnete, daß sich mir große Gefahren in den Weg stellen würden, und daß es mehr als je meine Pflicht sei, mit frohem Muthe auf Alles gefaßt zu sein und Gott vor Augen zu haben. Die ewig nach Raub lüsterne Tiefe unter mir konnte mich nicht schrecken; ich sah ja den klaren, wachsamen Himmel über mir, zu dem ich vertrauensvoll mein Auge empor richtete.

Zweites Capitel.

Das Leben am Bord. — Macht eines englischen Befehlshabers. — Meine erste Beförderung. — Capitain William Peel. — Mannszucht auf einem englischen Kriegsschiffe. — Strafen am Bord. — Einige Bemerkungen über die Fregatte Shannon. — Nutzen des sogenannten »brunn.« — Unglücksfälle während der Reise. — Clifford's patentirter Rettungsapparat. — Militairische Uebungen. — Verschiedenes über die Mannschaft des Shannon und über die englische Nation im Allgemeinen.

Das Leben am Bord ist sowohl auf dem Kriegs- als auf dem Kauffahrtheischiffe gewöhnlich höchst einförmig. Wie könnte es auch anders sein, da der Kreis, in welchem man sich bewegt, so eng und abgemessen ist, die Gegenstände, die sich sowohl innerhalb als außerhalb der Grenze unserem Auge darbieten, immer dieselben bleiben, und sogar die Beschäftigungen täglich dieselben sind, gleich einer Maschine, in welcher, nachdem sie einmal in Bewegung gesetzt ist, jedes Glied sich mechanisch bewegt, so lange die Treibkraft reicht. Freilich wird diese Einförmigkeit bisweilen unterbrochen, aber dies geschieht doch nur selten und immer aus unvorhergesehenen Ursachen, wie z. B. durch Sturm u. s. w. — Dabei hat man denn die trefflichste Gelegenheit, Menschen zu studiren, und zu lernen, wozu jeder taugt in der Stunde der Gefahr, nicht allein durch seinen Muth, sondern auch durch Geistesgegenwart und Erfahrung. Mancher, der bei ruhigem Wetter die Rolle des Großsprechers gespielt hat, stürzt von seiner Höhe herab, wie ein platzender Luftballon; während andere, die es verachteten, sich durch falsche Mittel Geltung zu verschaffen, die herrlichsten Kräfte ihrer besseren Natur entwickeln, um das rasende Element zu bekämpfen und zu besiegen.

Ich fühlte diese Einförmigkeit jedoch weniger, als meine Kameraden; ich sah mich ja am Ziele eines meiner sehnlichsten Wünsche: ich

stand in englischen Diensten und durfte mich an kriegerischen Unternehmungen betheiligen! Dazu hatte es der Zufall gefügt, daß ich auf ein vortreffliches Schiff gekommen war, in täglichen Verkehr mit edlen, einsichtsvollen Menschen. Was konnte ich in meiner Lage mehr verlangen? —

Der Despotismus hat wohl nirgend freiere Hand im Thun und Lassen, als am Bord eines Kriegsschiffes und besonders eines englischen. Ein blinder Gehorsam ist hier die ausdrückliche Bedingung zum Zusammenhalten des Ganzen. — Man verwandle diese gewaltsame Regierungsart in eine berathende, — und Auflösung und Untergang des kleinen Staates werden nicht lange auf sich warten lassen! Der Wille des Einen ist Richtschnur und Gesetz für Alle; keine Einwendungen sind gestattet, und wären es die gerechtesten. Die Untergebenen unterwerfen sich diesem Absolutismus in der Ueberzeugung, daß ohne diese strenge Mannszucht keine Ordnung bestehen kann; ich kann dies aus eigener Erfahrung bestätigen, ohne die geringste Zuneigung für Alleinherrschaft, wie und wo diese sich sonst zeigt, zu haben; in diesem Falle kann zwischen Land und See durchaus keine Vergleichung stattfinden. Zur See hängt die Sicherheit und das Bestehen des Ganzen oft von der Eingebung des Augenblickes ab, und von der schleunigsten Ausführung derselben, weshalb auch jede Berathschlagung, jedes Appelliren an die allgemeine Meinung nur schaden kann und den Ausgang der Sache dem Zufalle in die Hände giebt. Hieraus folgt aber auch, daß es beim Besetzen der Capitains-Posten von größter Wichtigkeit ist, auf die Tauglichkeit des Individuums zu sehen; diesem Grundsatze wird bei den Beförderungen in der englischen Flotte meistens Folge geleistet, während bei der Landarmee das Gegentheil stattfindet, indem Geld und Geburt dort von allzugroßem Einflusse sind. Der Befehlshaber auf einem englischen Kriegsschiffe hat — besonders während seines Dienstes auf offener See — die Macht, nach eigenem Gutdünken zu handeln, und ist dafür nur Gott allein verantwortlich. Er hat das Recht, seine Untergebenen nach Gefallen

zu behandeln und keine Proteste ihrerseits zu berücksichtigen, so lange seine Herrschaft dauert. Er kann mit dem Fahrzeuge nach seinem Belieben verfahren; er kann die Takelung, die ganze innere Einrichtung desselben verändern, natürlich unter Verantwortlichkeit. In Folge dieser ihm verliehenen Macht muß aber der Staat auch auf eine besondere Befähigung seinerseits zur Ausführung seiner Pflichten zählen können. —

Nachdem ich einige Tage auf dem Shannon gewesen war, wurde ich dem Dienste einer Lieutenantswache zugetheilt; die Aufgabe war gewiß nicht schwer zu lösen, erforderte aber doch die ganze Aufmerksamkeit eines Neulings, der in Sprachen, Sitten und Gebräuchen beim Dienste noch so wenig zu Hause war. Nachdem dies etwa 6 Wochen fortgesetzt worden, wurde ich von meinem Capitain, Sir William Peel, beordert, unter Verantwortlichkeit eines Lieutenants den Befehl zu übernehmen; dies geschah nur für eine Wache, worauf der Capitain mir den Befehl auf eigene Verantwortung übertrug, eine Aufmunterung, welche mir viel Freude machte und auf die ich hätte stolz sein können, wenn ich nicht eingesehen hätte, daß in dieser Beförderung die Anerkennung meines guten Willens und nicht etwa meiner Verdienste als Officier liege.

Capitain William Peel, der Sohn des großen Staatsmannes, war ein würdiger Träger dieses in ganz England so geachteten Namens. Man brauchte ihn nur einmal auf der Commandobrücke gesehen zu haben, um ihn nie wieder zu vergessen. Er war ein Mann von vielseitiger Erfahrung, hatte einen reich begabten Verstand und das Herz auf dem rechten Flecke. — Ich werde öfter auf ihn zurückkommen.

Ich habe niemals wirkliche Unannehmlichkeiten von dem mir übertragenen Commando gehabt, obschon der Engländer schwerer als Andere sich einem fremden Vorgesetzten unterordnet; und dies ist besonders bei dem englischen Seemanne der Fall, welcher die eingewurzelte Ueberzeugung hat, daß er in seinem Berufe unfehlbar, und

daß ihm von der Natur die Rolle des „Beherrschers der Meere" zuerkannt ist. Was mir hier, als ich als Vorgesetzter auftreten sollte, vorzüglich zustatten kam, war theils die unbestechlich strenge Disciplin, welche am Bord herrscht und auch nicht das geringste Versehen gegen die anbefohlene Ordnung ungeahndet hingehen läßt, und theils der Ehrgeiz eines Jeden, seine Pflicht zu erfüllen, und die Achtung vor dem Gesetze, welche Albion's Söhne so vortheilhaft charakterisirt. Etwas möchte ich auch meinem gleichmäßigen, bestimmten Benehmen zuschreiben dürfen, meinem sichtlichen Bemühen, niemals über die Schranken der mir verliehenen Macht hinaus zu gehen, und meiner Unbeugsamkeit vor jeder ungebührlichen Anmaßung. Ich erinnere mich nur ein einziges Mal während dieser drei Jahre, einen Verdruß der Art gehabt zu haben, nämlich beim Ertheilen einer Strafe. Ich schickte einen Matrosen, der des Guten zu viel gethan, in Arrest, und derselbe antwortete mir auf ungebührliche Weise mit Anspielungen auf meine Eigenschaft als Fremder.

Man glaubt im Allgemeinen, daß die Mannszucht auf den englischen Kriegsschiffen durch besonders grausame Strenge aufrecht erhalten wird. — Es mag früher der Fall gewesen sein — jetzt ist es nicht mehr so. Die vorgeschrittene Bildung hat auch hier eine mildere Behandlung hervorgerufen, und zwar mit dem schönsten Erfolge. Das früher so oft angewandte Tauende kommt nur noch bei gröberen Vergehen vor, wie z. B. bei Verweigerung des Gehorsams, Meuterei, Diebstahl, Desertion u. s. w. Es wird auf folgende Weise angewendet. Der Verurtheilte wird bis auf die Beinkleider entkleidet und stehend mit Händen und Füßen festgebunden, worauf er mit der sogenannten „Katze" die bestimmten Hiebe über den Rücken erhält; diese Katze besteht aus neun Peitschenschnuren von der Dicke eines Loggseiles*), welche in einem Handgriffe zusammengefaßt sind, und wird von einem Unterofficiere geführt, welcher nach jedem Dutzend ertheil-

*) Loggen: die Geschwindigkeit der Fahrt messen. D. Uebers.

ter Hiebe von einem Kameraden abgelöst wird. Officiere und Besatzung sind bei der Execution anwesend, die ersteren mit dreieckigem Hute und den Degen an der Seite. — Geringere Versehen werden mit Arrest oder Strafdienst geahndet. Wenn dieselben ernsterer Art sind, und die wohlverdiente Züchtigung nicht erlassen werden kann, wird der Straffällige unter Deck geführt und in Eisen gelegt. Eine andere, sinnreich erdachte Strafe, die eigentlich nur eine gelinde Zurechtweisung enthalten oder den schlummernden Ehrgeiz wecken soll, in ihren Folgen aber sich oft wirksamer zeigt, als körperliche Züchtigungen, besteht darin, daß ein gewisses Quantum Wasser unter die Portion Grog des Straffälligen gemischt und diese ihm in Gegenwart der Besatzung auf dem Verdeck gereicht wird. Am Bord des Shannon wurde das Tauende nur selten angewandt; man sah deutlich, daß der Capitain sich scheute, dies Urtheil zu verkünden, und nur die äußerste Nothwendigkeit konnte ihn dazu zwingen. Man erwartete schon damals, daß England das Recht der Tau- und Prügelstrafen bedeutend einschränken werde, welches auch nunmehr in umfänglicher Weise geschehen ist, und hoffentlich als erster Schritt zur gänzlichen Abschaffung eines Ueberbleibsels früherer barbarischer Zeiten angesehen werden darf.

Der Abstand zwischen Commandirenden und Mannschaft ist auf den englischen Schiffen keineswegs so groß, wie man sich ihn vorzustellen pflegt. Der englische Officier weiß zu befehlen und sich Gehorsam zu verschaffen; aber er weiß auch, daß der Untergebene Mensch ist und als ihm gleichstehend behandelt werden muß, wenn der Dienst ihn nicht zwingt, seine Würde strenger zu behaupten.

Am Abend, nach dem Appell, wurden bei günstigem Wetter gewöhnlich gymnastische Uebungen, Stockfechten, Boxen u. s. w. auf dem Verdeck vorgenommen, welche mit einem Tanze auf der Batterie endigten; die meisten Officiere, vom ältesten Lieutenant bis zum jüngsten Cadetten, nahmen Theil an diesen munteren Spielen. Ich blieb an den ersten Abenden ein müßiger Zuschauer, aber von meinem Freunde,

dem Arzte von der Victory, zu einem Stockgefechte aufgefordert, worin er Meister zu sein glaubte, nahm ich die Herausforderung an, und das Ende war, daß mein Gegner, in das Auge getroffen, auf die Krankenliste kam. Dasselbe Glück hatte ich, als ich mich zum ersten Male im Boxen versuchte, welches ich jedoch nur dem Zufalle zuschreiben darf. — Es wäre wünschenswerth, wenn auch auf unseren Schiffen dergleichen Belustigungen eingeführt würden, welche nicht allein die Einförmigkeit unterbrechen, sondern auch den Körper abhärten und stärken und das Gemüth erfrischen. — Ich wurde eines Abends angenehm dadurch überrascht, daß der Musikdirector beim Tanze einen schwedischen Walzer spielen ließ, welchen er ohne mein Wissen hatte einüben lassen. — Dies war nicht die einzige liebenswürdige Aufmerksamkeit, die mir erwiesen wurde; ich bewahre manche liebe Erinnernng der Art in meinem dankbaren Herzen.

Einige speciellere Nachrichten über den Shannon dürften für andere Seeleute nicht ohne Interesse sein.

Die Anzahl der zum Schiffe gehörigen Officiere, incl. Midshipmen oder Cadetten, betrug	42
Petty officers (Unterofficiere)	45
Matrosen und Heizer	357
Jungen 1. und 2. Classe (welche unseren Schiffsjungen entsprechen)	46
Marinesoldaten	70
(ohne die Ueberzähligen)	560.

Der Kostenanschlag für ein Kriegsschiff richtet sich in England nach der Anzahl der Kanonen und Pferdekräfte. Jede Kanone wird zu 18,000 Thlr. schwed. berechnet, jede Pferdekraft zu 900 Thlr. Der Shannon, mit 51 Kanonen, 600 Pferdekraft und 2652 Tons (1 Ton = 20 Ctr.) Tragfähigkeit kostete 51 × 18,000 + 600 × 900 = 1,458,000 Reichsthaler, dazu noch die Schraube mit Apparat, welche

eine Ausgabe von 27,000 Thlrn. veranlaßte — also belief sich die Totalsumme auf 1.485,000 Reichsthaler*).

Die durchschnittliche, mittlere Schnelligkeit des Shannon bei ruhigem Wetter, mit Dampf und Gebrauch der ganzen Maschine und bei einem Kohlenverbrauche von 72 Tons per Tag, beträgt 10,5 Knoten**) per Stunde; mit 3 Kesseln, Expansion des ersten Grades und 50 Tons: 9 Knoten; mit Expansion zweiten Grades und 45 Tons: 8 Knoten; mit Expansion dritten Grades und 36 Tons: 7½ Knoten; mit Expansion vierten Grades und 30 Tons: 7 Knoten. Mit 2 Kesseln, Expansion des vierten Grades und 24 Tons wurden 6 Knoten gemacht. Die größte Schnelle des Shannon wurde bei einer Probefahrt auf 11,5 Knoten gebracht, mit 80 Tons per Tag (die Kohlenbehälter des Shannon können einen Vorrath einnehmen, womit das Schiff bei voller Kraft 5 Tage lang gehen kann). Die Fahrt nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung wurde fast gänzlich unter Segel zurückgelegt, und zwar in 51 Tagen. Das Wetter war größtentheils schön, der Wind ungünstig. Die Fregatte machte in den letzten 24 Stunden 302 Meilen, und wurde, ohne zu forciren, mit Wind von Steuerbord***) und leicht geführtem Ruder auf 15 Knoten geloggt.

Der Shannon ist, wie alle englischen Kriegsdampfschiffe, mit einer Oeffnung, einem sogenannten „brunn," versehen, um die Schraube heraufnehmen zu können; der größte und eigentliche Vortheil einer solchen Oeffnung besteht darin, daß man die Schraube, wenn sie beschädigt oder unklar ist, sofort aufnehmen und in Ordnung bringen kann, während man in Ermangelung einer solchen Vorkehrung jedes-

*) Diese Berechnung hat in den letzten Jahren in Folge der höheren Waarenpreise eine Veränderung erlitten, wovon die Fregatte „Liffey," Schwester des Shannon, einen sprechenden Beweis liefert; sie wurde im Jahre 1858 vollendet, also zwei Jahre nach dem Shannon, und kostete 2,610,000 Thlr. — Ich rechne das Pfund Sterling durchschnittlich zu 18 Thlr. schwed., welches vielleicht reichlich hoch angeschlagen sein mag.

**) Die Loggleine zum Messen der Geschwindigkeit ist durch Knoten abgetheilt, deren jeder 1 Meile bezeichnet. D. Uebers.

***) Die rechte Seite des Schiffs vom Steuer aus. D. Uebers.

mal den Hafen suchen muß. Auf unserer Reise nach China und zurück geschah uns dies zweimal; einmal war Sand zwischen Schraube und Achse gerathen, ein andermal hatte ein Tauende die Schraube unklar gemacht und ihre Bewegungen gehemmt; dem Schaden wurde beide Male durch Aufnehmen der Schraube abgeholfen.

Oft bildet man sich nur ein, daß etwas an derselben in Unordnung sei, oft ist es wirklich der Fall, ohne daß man es weiß; da ist es jedenfalls eine herrliche Sache, sich Gewißheit darüber verschaffen zu können. Meiner Ansicht nach ist diese Vorrichtung weniger zweckmäßig für Schiffe, welche nur kürzere Reisen machen oder immer Hafen und Docks*) in der Nähe haben, besonders wenn die Annahme sich als richtig erweist, daß dieselbe das Fahrzeug bedeutend schwächt. Ein Grund für dieselbe liegt aber wiederum darin, daß man beim Segeln die Schraube aus dem Wasser heraufnehmen kann, weil sie in diesem Falle nur den Widerstand vermehrt. Ich habe Gelegenheit gehabt, mehrere Vergleiche darüber am Bord des Shannon anzustellen. Mit einfach gerefftem Marssegel**) bei gleichmäßiger Brise (leichtem, stetigem Winde), unbedeutendem Seegange (Heben und Senken der Wellen), Wind von der Seite, die Schraube im Wasser, lief das Schiff 8,4 Knoten; als die Schraube heraufgenommen war, 8,8 Knoten; der Unterschied betrug 0,4 Meilen die Stunde. Die Schraube des Shannon war zweiblättrig.

Unsere Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung lief nicht ganz ohne Unglücksfälle ab; ich will einige derselben erwähnen, um zu zeigen, wie man in England darauf bedacht ist, augenblicklich Hülfe leisten zu können, deren Niemand mehr benöthigt ist, als der Unglückliche, welcher unter voller Fahrt über Bord fällt.

Ein Midshipman fiel von der Stängenwand***) und stürzte in das

*) Bassins, durch Schleußen mit dem Hafen verbunden, in denen die Schiffe behufs der Ausbesserung durch Ablassen des Wassers trocken gelegt werden können. D. Uebers.

**) Einfach gerefftes Marssegel: zum Theil eingebundenes zweites Segel des großen Mastes. D. Uebers.

***) Stängen: die kleinen Raaen oder Querstangen, an denen die Segel befestigt sind; —

Meer. Das Schiff lief 9 Knoten, alle Segel beigesetzt, auch das Leesegel*). Es wurde augenblicklich Alarm gemacht, das Schiff vor den Wind gelegt und alle Segel bis auf das Marssegel eingezogen; 20 Minuten nach dem Alarmsignal war das ausgesetzte Boot wieder am Bord, und zwar mit dem unglücklichen Opfer, welches zwischen den ausgeworfenen Tauen gefunden worden war, der Kopf durch den Fall gegen den Anker zerschmettert.

Ein Schiffsjunge fiel von der Fockwand**). Die Fregatte ging mit einer Fahrt von 8 Knoten, den Wind von der Seite, die Leesegel der einen Seite beigesetzt. Zwei Minuten nach dem Alarm war das Rettungsboot in See und unter Ruder, und 20 Minuten nach dem Signal wieder am Bord mit dem Geretteten, welcher ohne Schaden davongekommen war.

Die Rettungsböte des Shannon, welche bei diesen Gelegenheiten benutzt wurden, waren mit Clifford's patentirter Vorrichtung versehen, um sie in See zu fieren (niederzulassen), und ich habe aus eigener Erfahrung alle mögliche Ursache, diese Erfindung zu loben und zu wünschen, daß die Rettungsböte unserer schwedischen Schiffe ebenfalls damit versehen würden. Doch muß ich bemerken, daß die Anwendung dieser Erfindung von geringerem Nutzen sein dürfte bei sehr schweren Böten, die überdies Takelwerk führen müssen, wie dies der Fall war bei den Rettungsböten des Dreideckers „Marlborough," von denen das eine 30 Fuß maß und $\frac{12}{20}$ Tons wog, das andere bei 25 Fuß Länge ein Gewicht von $\frac{11}{20}$ Tons hatte.

Die Rettungsböte des Shannon wogen bemannt 2 Tons. Die englischen Zeitungen haben vielfältige Berichte enthalten über die Clifford'sche Methode, die Böte in See zu lassen, und alle stimmten darin

---

Wanden: das an den Masten hinaufgeführte feststehende Takelwerk: Taue, Strickleitern 2c. D. Uebers.

*) Lee: die vom Winde abgewendete Seite. D. Uebers.

**) Fockmast: der vordere Mast. D. Uebers.

überein, eine Erfindung zu preisen, durch die es möglich gemacht wird, daß nur ein Mann und ein Wille erforderlich sind, um das Boot in See zu fieren. Ihr Werth wird noch erhöht durch die Zuversicht, welche sie der Besatzung einflößt, was bei unseren schwedischen Rettungsböten keineswegs der Fall ist, da die damit angestellten Versuche, wenn es gilt, ein Menschenleben zu retten, gewöhnlich unglücklich ausfallen, weil es viel zu viel Zeit erfordert, die Böte zu lösen, in See zu lassen und vom Takelwerk frei zu machen.

Unsere militairischen Uebungen auf dem Shannon wurden mit Eifer und Ueberlegung betrieben. Bei jedem günstigen Wetter wurden Vor- und Nachmittag zum Exerciren angewandt, und einmal wöchentlich das Deck zum Treffen klar gemacht (alle nöthigen Vorbereitungen dazu getroffen). Unsere Besatzung bestand größtentheils aus jungen, unerfahrenen Leuten, weshalb es um so nothwendiger war, die Mannschaft in beständiger Thätigkeit zu erhalten, besonders da Alle wußten, daß uns binnen kurzem ernste Kämpfe gegen Englands Feinde bevorstanden. Es war in der That ein gutes Vorzeichen und herrlich anzusehen, wie ein Jeder von dem Wunsche beseelt war, Proben seines Muthes und seiner Geschicklichkeit abzulegen und es werth zu sein, bei seiner Heimkehr nach England als echter Brite bewillkommnet zu werden. Ich hatte mehrfach Gelegenheit, den traulichen Gesprächen zwischen Matrosen und Marinesoldaten zu lauschen, und kann hieraus, wie aus manchen anderen Umständen darüber urtheilen, wie groß die Begeisterung und die Liebe des Engländers für sein Vaterland ist. Er sieht in der Insel seiner Väter nicht allein ein Paradies, welches zur höchsten Fruchtbarkeit gediehen ist, sondern ein uneinnehmbares Bollwerk für Freiheit und Menschenrechte. Schon das Wort „Old England" electrisirt ihn, es klingt seinem Ohre wie eine ständige Mahnung, daß er dem tapfersten, freiesten Volke angehört; und in diesem Glauben liegt die Stärke nicht allein des Einzelnen, sondern der ganzen Nation. Ein Volk, welches so denkt und fühlt, ist zu allen Opfern fähig und kann sich nie verloren geben; wohl kann es von der Uebermacht besiegt wer-

den und untergehen, aber niemals in buchstäblicher Bedeutung des Wortes sinken oder ein anderes Grab finden, als die Ruinen seines Vaterlandes.

Diese gerechte Würdigung der guten und starken Seiten des englischen Volkes hat mich jedoch nicht blind für seine Schwächen gemacht, und als eine der hervorragendsten möchte ich die Gleichgültigkeit gegen alles Nicht-Englische bezeichnen, eine Geringschätzung alles dessen, was nicht den Stempel des englischen Ursprunges trägt, es möge noch so vortrefflich sein. Wie lange hat nicht John Ericksson's Schraube auf ihre Aufnahme warten müssen! Erst nach drei Jahren bequemte man sich dazu und ließ sich herab, Nutzen aus dieser herrlichen Erfindung zu ziehen, obschon Graf Adolph v. Rosen unermüdlich gestrebt hatte, ihre Annahme zu bewerkstelligen.

Man kann ferner nicht leugnen, daß Derbheit und Stolz einen Schlagschatten auf den englischen Nationalcharakter werfen, welcher sich bisweilen, und zwar auf plumpe Weise, überschätzt. Die physische Kraft spielt eine große Rolle in diesem Lande, vielleicht aus dem Grunde, weil sie daselbst besser als anderswo bezahlt wird. England ist durch Arbeit zu dem geworden, was es ist, deshalb ist das bedeutendste Hülfsmittel dazu nach und nach fast zum Götzen erhoben worden. Das Wunderliche hierbei ist, daß die Schwäche der Stärke die Ehrenkrone flechten mußte. — Was die natürliche Liebenswürdigkeit, welche doch mehr oder minder jedem Volke verliehen ist, gehindert hat, sich hier zu entwickeln, wie sie sollte, ist die Gewinnsucht, welche alle anderen zarteren Gefühle überflügelt hat und wohl bei keiner anderen Nation zu einer solchen Leidenschaft geworden ist, als eben bei der britischen. Wer will und wer könnte leugnen, daß dem Gelde an sich, als Mittel des Verkehrs, die Anerkennung, die einer Macht gebührt, nicht zu versagen ist? Aber es zum einzigen Ziele unseres ganzen Strebens machen verhärtet unsere bessere Natur und lähmt die Schwingen des Geistes! Vernunft und Phantasie müssen gegen die angemaßte Herrschaft des Reichthums protestiren — aber dort zu Lande bleiben die Proteste aus.

Der Werth des Menschen wird nach seinem Vermögen abgemessen und berechnet — nicht nach der Goldgrube in seinem Herzen oder Geiste, sondern nach dem klingenden Inhalte seiner Geldkiste.

Einen Anlaß giebt es jedoch, bei dem der Engländer die Abgötterei, die er mit dem rohen Metall treibt, bei Seite setzt, alle kleinliche Eigensucht abstreift und mehr als Andere fähig ist, zu entbehren, zu dulden und zu entsagen. Das ist, wenn sein Vaterland in Gefahren ihm zuruft, daß es seiner bedarf. Da steht er auf einmal wie zu einem neuen, schöneren Menschen umgewandelt, gleich einem schweigenden Vulcan, der sich still zum Ausbruche entzündet, plötzlich seine Lavadecke abwirft und, in Feuergluth hoch aufleuchtend, sein eigentliches Wesen offenbart! Mit offener Hand giebt er hin, was er Jahre lang mit Liebe gesammelt — er giebt es ohne Seufzer, und stiehlt sich wirklich eine Thräne in sein Auge, so ist es eine Thräne der Freude — nein, des Glückes, dem nützen zu können, was er am innigsten liebt. Sein Patriotismus kennt keine Grenzen, man möchte ihn mit dem reinsten, durch Leiden um den theuren Gegenstand zur höchsten Tugend geläuterten Gefühle eines Liebenden für die Geliebte vergleichen, dem jede Aufopferung Wonne dünkt, und der sich selbst dem Untergange weiht, welcher ihn mit einer Märtyrerkrone schmückt! —

Dieser Begriff von einem Staatsbürger entsprießt hauptsächlich einer vernünftigen, zeitgemäßen Erziehung. — Das Erste, was der englische Knabe von seiner Mutter lernt, ist: Gott über Alles lieb und hoch zu halten; das Erste, was ihn der Vater lehrt, ist: das Vaterland zu lieben und zu ehren! Beides lernt sich nicht auf der Schulbank, es muß der Jugend vor Allem durch Beispiel eingeprägt werden, wenn es eine lebendige Wahrheit bleiben soll. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß kein Volk die rechte Aufgabe und Ausführung seiner irdischen Sendung so gut verstanden hat, als eben das englische, obschon ich weiß, daß in keinem anderen Lande so traurige und entsetzliche Abweichungen vom rechten Wege

vorkommen. — Wieder eine Bestätigung des Satzes: „Je stärker das Licht, desto tiefer der Schatten!" Wer den Fortschritt und die Stufen in der Entwickelung der englischen Cultur verfolgt, dem muß es auffallen, daß theoretische und praktische Bildung bei derselben niemals vereinzelt wurden; mit einander abwechselnd, einander stützend und ermunternd, sind sie Hand in Hand bis zum Gipfel der Civilisation gestiegen. Man hat sich hier nicht, wie in Deutschland, so in Theorien vertieft, daß man darüber fast die Anwendung derselben vergaß; man hat nicht, wie in Frankreich, mit solcher Vorliebe Versuche gemacht, daß man jede theoretische Darstellung, jede systematische Berechnung, jeden vorbereitenden thatsächlichen Beweis für scholastische Pedanterie und Zeitverlust hält; man ist nicht wie in Italien zu Werke gegangen, wo man die wissenschaftliche Nahrung auf der geistigen Speisekarte unter die sogenannten entremets einreiht, während man seine Wißbegierde mit der leichten Kost der schönen Künste beschwichtigt und deshalb geistig und körperlich abgemagert ist. Die Ursache der Verschiedenheit in der Weise der Anschauung, der Auffassung und der Anwendung liegt nach meiner Ansicht in der diesen Nationen eigenthümlichen Schaffungslaune und in dem Streben, ihr Hauptziel zu erreichen, welches bei den Engländern darin bestehen dürfte: nützlich zu sein, bei den Franzosen: Aufsehen und Erstaunen zu erregen, und bei den Italienern: zu genießen und zu ruhen.

Obschon der englische Charakter den größten Leidenschaften zugänglich ist, sinkt er nie zu der Erbärmlichkeit hinab, welche ich zwischen Schwachheit und Niedrigkeit stellen möchte; deshalb verachtet er Alles, was nicht den Stempel eines selbstständigen, kräftigen Geistes trägt, und läßt sich nicht verleiten, „eine Wolke für die Juno zu halten." Stern und Ordensband sind die Auszeichnungen, nach denen in ganz Europa am meisten gehascht wird, die Münze, mit der man am leichtesten das Gewissen kauft, und das unfehlbarste Heilmittel für die Leiden der Eitelkeit; und England ist vielleicht das einzige Land, wo

man diese Zierrathen auf dem Rocke mit höhnischem Lächeln ansieht; und gerade dieses Lächeln verhindert es vielleicht, daß man hier, wie es anderswo so oft geschieht, diese „Schilder des Verdienstes" der Mittelmäßigkeit und Erbärmlichkeit anhängt, um ihrer Bedeutungslosigkeit einen äußeren Glanz zu verleihen.

Man will den Engländer der Trägheit und Unbeholfenheit in seinen Bewegungen zeihen, und macht es ihm zum Vorwurfe, daß seiner Rede das Anregende und Ueberraschende fehlt, welches für das Zeichen wirklichen Humors gilt. Ich glaube jedoch, daß man sich hierin bedeutend irrt. Er hat freilich nicht die angeborene Leichtigkeit des Franzosen, welcher wie ein Schmetterling von einem Gegenstande zum anderen fliegt, ohne eine Spur zurückzulassen; er wirft in seiner Rede nicht mit Luftblasen, Raketen und dazu gehörenden Knalleffecten um sich; aber es ist gewiß ebenso unrichtig, Denjenigen träge zu nennen, der keinen Stillstand duldet, für den Thätigkeit Lebensluft ist, als ihm wirklichen Humor abzusprechen. Der Unterschied letztgenannter Eigenschaft bei Franzosen und Engländern ist der, daß der Franzose einen witzigen Einfall den ganzen Tag wiederholt und sich daran ergötzt, während der Engländer ihn vergißt, sobald er ihn ausgesprochen hat; daß während die Spottsucht des Franzosen das Lächerliche mit Nadelstichen geißelt, der Engländer mit der Herkuleskeule zuschlägt. Man vergleiche z. B. „Charivari" und „Punch"!

Noch einen Vergleich zwischen diesen beiden großen Nationen: Wer den französischen Geist studiren will, begebe sich in die öffentlichen Vergnügungsorte: Theater, Tanzsäle, Kaffeehäuser, Concerte, Maskenbälle u. s. w.; wer sich mit dem englischen Gemüthe vertraut machen will, gehe in die Versorgungsanstalten, in die Clubbs und an die Börse. Niemand wird leugnen, daß das erstere Studium mehr Unterhaltung und das letztere mehr Nutzen verschafft; dort ist das Leben voller Spiel — hier voller Ernst; das eine kann entzücken und das Herz entflammen — das andere begnügt sich, redliche Vorsätze zu

wecken und dem Beobachter zu zeigen, was zum eigentlichen Frieden und Glück des Menschen gehört. —

Nun bin ich ohne Zweifel nach der Ansicht meiner Leser viel zu weit von meinem Wege abgewichen; ein dreijähriger Umgang mit würdigen Vertretern der britischen Nation hat mich dazu verleitet; — ich sage dies als Entschuldigung und Abbitte. — Wessen das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Ich werde meinen Seitensprung im nächsten Capitel wieder gut zu machen suchen und gelobe für die Folge Besserung.

Drittes Capitel.

Ankunft in der Simonsbucht. — Die Capstadt und ihre Umgebungen. — Constantia und sein Weinbau. — Abreise vom Cap. — Ein Sturm. — Die Sundastraße. — Singapore, seine Bevölkerung und sein Leben. — Die Geldwechsler. — Die Opiumboutiquen. — Lord Elgin. — Ein brennendes Schiff. — Wir verlassen die Rhede von Singapore.

Am 7. Mai erreichten wir, nachdem wir die Südspitze von Afrika umschifft hatten, die Simonsbai, wo wir vor Anker gingen. Ganze Schaaren von Captauben hießen uns willkommen, während die Delphine unser Schiff umtanzten und mit den Wasserstrahlen, welche sie aus ihren Nasenlöchern emporwarfen, und die im Sonnenlichte schimmerten und blitzten, zugleich ein entsetzliches Getöse um uns her verursachten.

Ganz in unserer Nähe lag eine Häusergruppe, welche in ihrer unregelmäßigen Bauart einem schwedischen Bauerndorfe nicht unähnlich war und aus einem Werft und den dazu gehörenden Arbeiterwohnungen bestand. Hier legen gewöhnlich nur die Kriegsschiffe an, die Kauffahrer ziehen es vor, direct nach der Tafelbai zu gehen, an welcher die Capstadt gelegen ist.

Wir fanden in der Simonsbucht mehrere Schiffe vor Anker liegen, worunter Ihrer Maj. Fregatte „Castor" von 36 Kanonen unter Commodore Trotter's Flagge, die Brigg „Frolic" von 16 Kanonen, die Brigantine „Dart," welche der sogenannten englisch-afrikanischen Station angehörte, und die französische Fregatte „Nemesis" von 52 Kanonen und mit Admiral Reynard's Flagge, ein altes Schiff von unansehnlichem Aeußeren, aber ein ausgezeichneter Segler. Sie war, wie der Shannon, auf dem Wege nach China.

Nachdem ich die Erlaubniß zu einem Besuche in der Capstadt erhalten hatte, begab ich mich mit mehreren Kameraden an das Land. Das Ziel unserer Reise lag etwa 22 engl. Meilen von der Simonsbucht entfernt. Einige von uns verschafften sich Reitpferde, Andere fanden sehr mittelmäßige Fuhrwerke, und bald war Alles zur Abfahrt bereit; im sogenannten „Hôtel auf halbem Wege" wurde ein improvisirtes Frühstück eingenommen, und nachdem wir 4 Stunden recht unbarmherzig durchgeschüttelt worden waren, erreichten wir das ersehnte Ziel. Die erste Hälfte des Weges, welcher in unzähligen Krümmungen längs der Küste hinlief, bestand aus Sanddünen; die zweite aus grünen Hügeln, fruchtbaren Thälern, reizenden Parkanlagen mit darin versteckten Villen von zierlichster Bauart. Was mir auf dieser Fahrt am meisten auffiel, war der Anblick des oft erwähnten Tafelberges, der in seiner riesigen Steilheit auf der einen Seite den sogenannten „Löwenkopf," dessen Gipfel einem ruhenden Löwen gleicht, und auf der anderen den „Teufelsberg" bildet. Der „Löwenkopf" ist meistens von einer dunklen Wolke verschleiert; er besteht aus röthlichgrauem, mit spärlichem Pflanzenwuchse bedeckten Sandstein. Unmittelbar vor dieser gigantischen Steinmasse liegt die Capstadt, welche, obschon sie seit geraumer Zeit im Besitze der englischen Krone ist, doch immer noch nicht ihren holländischen Ursprung verleugnet.

Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat hübsche Straßen und Eichen-, Pappel- und Fichtenalleen. Daß der Handel daselbst blüht, bemerkt man an den reich ausgestatteten Kaufläden, welche man überall antrifft. — Vor den in allen Farben glänzenden Wohnungen sind kleine Blumenbeete angelegt und Weinstöcke und Obstbäume gepflanzt. — Diese Colonie war, wie schon erwähnt, ursprünglich von Holländern bewohnt, welche sich hier im Jahre 1652 niederließen. Von den Briten 1795 erobert, wurde sie 1802 den Holländern nach dem Frieden von Amiens zurückgegeben, aber im Jahre 1806 zum zweiten Male von den Engländern genommen und diesen der Besitz garantirt. Die Colonie hatte unter holländischer Botmäßigkeit 28 Gouverneure

gehabt; bis 1842 waren dort 8 englische Befehlshaber nach einander angestellt worden, woraus man sieht, welchem Wechsel der Verwaltung dieser kleine Staat zu seinem geringen Frommen unterworfen gewesen ist. Die Regierung besteht aus einem Parlament, gebildet aus dem Gouverneur, einem gesetzgebenden Rathe von 15 Mitgliedern und einem house of assembly mit 46 Abgeordneten, welche auf 5 Jahre gewählt werden. Acht Mitglieder des gesetzgebenden Rathes vertreten die westliche, die übrigen sieben die östliche Küste. Der Gouverneur hat 90,000 Thaler schwed. jährlich und bewohnt einen fürstlichen Palast.

Viele in Indien ansässige Familien bringen die Sommermonate, des herrlichen Climas wegen, am Cap zu. Unter den ansehnlichen Gebäuden der Stadt sind die Casernen und das Hospital die hervorragendsten. Vor den ersteren befindet sich ein großartiger Paradeplatz. In mehreren Schulen der Stadt wird die holländische Sprache gelehrt. — Die Umgebungen sind sehr malerisch und fruchtbar; die hauptsächlichsten Erzeugnisse bestehen in Wein, Mais, Weizen, feinen Früchten, Oel u. s. w. Beim Ackerbau benutzt man meistens Ochsen afrikanischer Rasse als Zugthiere, deren Aeußeres sich von dem der europäischen durch unverhältnißmäßig lange, dünne, nackte Beine, spitzen Untertheil des Kopfes und gewaltige Hörner unterscheidet. Ihr Gang ist nicht ruhig fortschreitend, wie bei den unseren, sondern ein beständiger Trab.

Unter den sogenannten besseren Classen der Capstadt herrscht eine große Verschiedenheit in Gesichtsbildung und Kleidung, man bemerkt aber nichts, was an eine Mischung mit den Hottentotten erinnert; nach einem eigentlichen Typus der Bevölkerung würde man vergeblich suchen. Bei den niedrigen Classen verändert sich das Bild. Die Männer tragen ihre Schafspelze (caross) über die nackten Schultern und einen großen Strohhut auf dem Kopfe; ihre Gesichtszüge zeichnen sich bei nußbrauner Farbe durch hervorragende Backenknochen, spitzes Kinn und tiefliegende Augen von ungewöhnlichem Glanze aus. Die Eingeborenen gewöhnen sich sehr schwer an steten Dienst und Beschäftigung;

sie führen vielmehr ein Nomadenleben und sind dafür bekannt, ein elastisches Gewissen zu haben; man schätzt ihre Anzahl auf 20,000 bis 40,000 Seelen. Die Sclaverei ist abgeschafft, und die letzten Sclaven sind freigegeben. Ein Theil der Bevölkerung besteht aus Malayen und von Indien eingewanderten Familien, welche hier Dienst und Unterkommen suchten. Die Regierung hat in den letzten Jahren Kämpfe mit den Kaffern gehabt, welche die östliche Küste bewohnen. Das gewöhnliche Ende des Streites zwischen Weißen und Farbigen ist auch diesmal nicht ausgeblieben: die letzteren sind besiegt und ihr Land ihnen genommen worden. Auch Missionaire haben sich, wie selbstverständlich, am Cap niedergelassen, um von dort aus ihr Bekehrungswerk mit mehr oder weniger Erfolg zu betreiben; sie liefern höchst interessante Berichte über die hier lebenden wilden Menschenrassen, welche weder den Negern, noch den Hottentotten ähnlich sind. Diese Wilden verheirathen sich selten mit den Frauen ihres Stammes, sondern kaufen ihre Weiber von den Nachbarstämmen gegen Bezahlung mit Hausthieren. Das Tamboukieweib wird am höchsten geschätzt und folglich am theuersten bezahlt. Es ist häßlich, klein, aber an Gliedern und Muskeln stark, also zur Arbeit tauglich. Personen, welche das Land der Kaffern besucht haben, schildern dieselben als gastfrei und heiteren Gemüthes. Sie gehen im Sommer meistens nackt, im Winter hüllen sie sich in die schon erwähnten Schafspelze. Ihre Waffen bestehen in einem Speer, einer Keule und einem Schilde von Ochsenhaut; ihre vorzügliche und liebste Nahrung ist Milch; das Haupt des Stammes findet man immer bei den Viehheerden, welcher Platz bei ihnen einer fürstlichen Residenz gleichkommt.

Von der Capstadt begaben wir uns nach dem 13 englische Meilen davon entfernt liegenden Constantia. Auf dem Wege dorthin berührten wir das Dorf Wynberg, Wohnort vieler englischer Familien, welche besonders von Indien aus wegen des angenehmen und gesunden Ostwindes hierher kommen. Diese Landhäuser haben ein so freundliches, comfortables Ansehen, wie man es sich nur wünschen

kann; ich ahnete nicht, als ich vor einem derselben verweilte, daß es die Wohnung der Schwiegermutter eines Officiers sei, mit dem ich später in Indien in nähere Berührung kommen sollte.

Der Name Constantia ist drei verschiedenen Orten beigelegt worden: man unterscheidet das hohe, das große und das kleine Constantia; wir besuchten sie alle drei, wurden besonders zuvorkommend empfangen und mit dem daselbst wachsenden, vielberühmten Weine bewirthet. — Der Weinbau wird dort sehr eifrig betrieben; die Pflanzungen liegen meistens gegen Südost, an den Abhängen der Hügel oder auf flachem Lande; in letzterem Falle aber durch tiefe Abzugsgräben vor Nässe geschützt. Die Stöcke werden in Reihen gepflanzt, in einer Entfernung von 4 Fuß von einander; man läßt sie nicht über 3 Fuß hoch werden und giebt sich viele Mühe, das Unkraut zu vertilgen, welches dem Wachsthume hinderlich sein würde. Die Trauben sind im April reif, man läßt sie aber am Stocke, bis sie wie Rosinen einschrumpfen. Von dem hier gepreßten Weine giebt es vier Sorten: Pontac, Frontignac und den rothen und weißen Constantia. Zum Auspressen des Saftes bedient man sich einer Schraubenpresse.

Unsere Rückfahrt nach dem Cap glich einem Wettrennen mit mancherlei ernsten und komischen Abenteuern. Am folgenden Tage besahen wir den am Fuße des „Löwenschwanzes" belegenen botanischen Garten, welcher sehr reichhaltig ist und auch mehrere ostindische Pflanzen enthält. Unter anderem Bemerkenswerthen zeigte man uns ein neuerbautes Museum für afrikanische Erzeugnisse aller Art.

Unser Urlaub war mit diesem Tage abgelaufen, und wir kehrten noch am Abend nach der Simonsbucht zurück, um sogleich an Bord zu gehen. Am 11. schickte ich den ersten Brief nach dem Vaterlande ab und erhielt von dem Viceconsul schwedische Zeitungen, welche jedoch von keinem späteren Datum waren, als diejenigen, welche ich zuletzt in Schweden gelesen hatte. — Zum Schlusse dieses Berichtes über die Colonie am Cap will ich noch hinzufügen, daß man ihre Einwohnerzahl im Jahre 1841 auf 153,000 Seelen schätzte, auf einem Flächenraume

von 19,864 engl. Q.-Meilen. Im Jahre 1854 zählte man 248,625 Einwohner. Die farbige Bevölkerung übersteigt die weiße um 10,000 Seelen; die Sterblichkeit verhält sich wie 1 zu 10.

Nachdem wir einen Officier, vier Mann und zwei Invaliden im Hospital zurückgelassen, frisches Wasser und 360 Tons Kohlen eingenommen und das Takelwerk untersucht hatten, verließen wir am 11. Mai die Simonsbucht. Der Wind war flau, wir gingen mit Dampf und führten die Frolic im Schlepptau. Beim Ausbugsiren gab diese Signal, daß wir auf Untiefen zusteuerten. Ich war zufällig auf dem Verdeck. Die Maschine wurde gestoppt (außer Thätigkeit gesetzt) und Rapport an den Capitain gesandt, welcher, nachdem er einen Blick auf die Seekarte und die Merkzeichen am Lande geworfen hatte, ohne den Cours zu ändern: „Vorwärts“ commandirte. Es läßt sich denken, welche Unruhe am Bord der Frolic entstand, als wir das gegebene Signal unberücksichtigt ließen, und wie man vergeblich wartete, uns jeden Augenblick auf dem Grunde sitzen zu sehen. — Ich erwähne dieses kleinen Ereignisses nur, um einen Beweis von der Localkenntniß und Entschlossenheit unseres Befehlshabers zu geben.

Wir hatten kaum die Bugsirleine der Frolic losgeworfen, als wir pfeilschnell an der französischen Fregatte vorüberflogen, die wegen Windstille nicht aus der Stelle kommen konnte; und sogleich wurden eine Menge Wetten am Bord geschlossen, welche der beiden Fregatten zuerst die Sundastraße erreichen würde. — Als die Brise aufkam, auf welche man in diesem Fahrwasser oft vergeblich wartet, stoppten wir die Maschine und setzten die Segel bei — und am Abend war unsere Nebenbuhlerin, ebenfalls mit vollen Segeln, dicht hinter uns.

Der Wind blieb flau und unbeständig; wir steuerten Cours auf St. Paul, welches 2800 engl. Meilen vom Cap und in der Nähe der Insel Amsterdam liegt. Unsere Zimmerleute waren damit beschäftigt, die Capitainscajüte für Lord Elgin einzurichten, dem unsere Fregatte für die Reise von Singapore nach China zur Verfügung gestellt war, wohin derselbe gesandt wurde, um die zwischen England und China

entstandenen Zwistigkeiten beizulegen. — Ich will hier eine der Veränderungen erwähnen, welche unser Capitain in den Dienstverrichtungen anordnete, und die von seiner Geschicklichkeit und Fachkenntniß zeugt. Sie bestand darin, daß beim Reffen (Einziehen) des Marssegels das 1. und 2. Reff*) wie gewöhnlich auf der Marsraae**), das 3. und 4. Reff aber von dem unteren Rande an eingebunden wurden. Wenn letzteres bewerkstelligt werden sollte, wurde die Marsraae heruntergefiert und die Lufbrassen geholt***), bis der Wind das Segel nicht mehr füllte, hierauf wurden die Refftaljen†), welche längs der Unterraae über eine Scheibe bis zum 3. Reffbande liefen, geholt und von der auf die Unterraae beorderten Mannschaft eingebunden. Der Vortheil, welcher hieraus erwuchs, bestand darin, daß man bei Unwetter Niemand auf die Marsraae zu schicken brauchte, was besonders zur Nachtzeit von großer Wichtigkeit ist. Diese Art des Reffens ist der des Brigg- oder Gaffelsegels ††) am ähnlichsten.

In Freistunden vertrieben wir uns die Zeit damit, Vögel einzufangen; so fingen wir z. B. eines Tages einen Albatros, der mit ausgebreiteten Flügeln 10 Fuß 3 Zoll maß, eine Captaube und einen blauen Sturmvogel (Pale), die jedoch, nachdem man ihnen eine Blechplatte mit dem Namen der Fregatte um den Hals gebunden hatte, sämmtlich wieder in Freiheit gesetzt wurden.

Wenn man diese Gewässer durchschifft, um nach China zu gehen, steuert man nicht gern südlicher, als bis zum 39. Breitengrade; wir gingen aber bis zwischen den 45. und 46. hinunter, um die beständigen, heftigen Westwinde zu suchen, welches uns auch glückte; wir hatten wiederholt stürmisches Wetter mit Schnee und einer so hohen See,

---

*) Die behufs des Einziehens oder Einbindens an den Segeln angebrachten Abtheilungen. D. Uebers.

**) Oberste, stärkste Querstange am Marssegel. D. Uebers.

***) Luf: Windseite. Brassen: Taue zum Segelrichten. Holen: anziehen. D. Uebers.

†) Taljen: Blöcke, durch welche die Taue laufen. D. Uebers.

††) Gaffel: liegender kleiner Mastbaum hinter dem großen Maste. D. Uebers.

wie ich sie bis dahin nie gesehen. Capitain Peel steuerte so weit Südost, um sein neues Fahrzeug zu erproben, und suchte eben deshalb diese gewaltigen Luftströmungen auf.

Am Nachmittage des 25. Mai — wir befanden uns gerade unter dem 44. Gr. südlicher Breite und 78. östlicher Länge — stieg ein heftiges Gewitter auf mit Regen, Hagelschauern und einem Sturme aus WNW., der eine gewaltig hohe See vor sich her trieb. Nachdem Sturm und Donner eine Zeit lang über unseren Häuptern getobt hatten, fuhr ein Blitz herab, der einer Feuerkugel glich, die große Bramstänge*) traf, längs derselben hinauflief und an der Spitze explodirte, worauf gleichsam ein feiner Regen kleiner Feuerkugeln herabfiel, welche, vom Winde nach Lee getrieben, dort sofort erloschen. — Der Blitz schlug noch zweimal und fast an denselben Stellen nieder in Zwischenräumen von je 15 Minuten; beim zweiten Besuche folgte ihm ein so heftiger Windstoß, daß wir das gereffte Marssegel einnehmen mußten, beim dritten ein Donnerschlag, der an Ragnarök erinnern mußte. Dies Ereigniß wurde seiner Merkwürdigkeit halber an die Admiralität berichtet. — Es war in der That ein großartiger Anblick, diesem Kampfe der Elemente zuzuschauen, und nicht minder erhebend war es, die unerschütterliche Ruhe unseres Capitains zu beobachten, dessen Muth mit der Gefahr zu wachsen schien. Er stand während der ganzen Zeit auf der Commandobrücke und behauptete seine eindrucksvolle feste Haltung selbst in den gefährlichsten Augenblicken.

Mit einbrechender Nacht legte sich das Unwetter, und der folgende Morgen stieg klar und herrlich aus der See. — Am 1. Juni feierten wir im Speisezimmer der jüngeren Officiere den Jahrestag eines Treffens zwischen Shannon dem älteren und der amerikanischen Fregatte „Chesa-peake," in welchem letztere genommen wurde. Dies Gefecht hatte am 1. Juni 1813 stattgefunden.

Unter dem 24. Breiten- und 99. Längengrade bekamen wir den

*) Bram: erste Mastverlängerung D. Uebers.

südöstlichen Passatwind. Den 7. hatten wir Land in Sicht. Wir mußten wegen des in dieser Jahreszeit herrschenden östlichen Monsoons*) mit Dampf gehen und liefen am Nachmittage zwischen Java und der Prinzessininsel in die Sundastraße, wo wir die weiter oben erwähnte französische Fregatte fanden, die somit vor uns angekommen war. Wir gingen an der Küste von Sumatra hinauf, durch die Bankastraße und darauf am 11. Juni auf der Rhede von Singapore vor Anker.

Ehe wir Singapore erreichten, preieten wir ein Schiff (riefen es an), und erhielten auf die Frage: „Was Neues?" — zur Antwort: „Die eingeborenen Soldaten der englisch-ostindischen Armee haben ihre Officiere, deren Weiber und Kinder getödtet, und das Land ist in Aufruhr!" Diese Nachricht rief eine unbeschreibliche Bestürzung am Bord hervor, obgleich die Meisten Anstand nahmen, an die Wahrheit derselben zu glauben.

Auf der Rhede von Singapore trafen wir Schiffe aus aller Herren Länder, darunter die englische Fregatte „Castor", 2 französische Kriegsdampfschiffe und ein schwedisches Kauffartheischiff. Es ist ungemein lehrreich für den Seemann, so viele verschiedene Erzeugnisse der Schiffsbaukunst neben einander zu sehen, von dem Küstenboote der Eingeborenen bis zum stattlichen Ostindienfahrer, von der chinesischen Dschouke bis zum sogenannten Sampan, einem leichten Boote, welches über die Wasserfläche hinzufliegen scheint und dazu dient, die Passagiere von den Schiffen an das Land oder von dort an Bord zu führen. Man erkannte die chinesischen Dschouken an ihren, mit rothen, gelben und weißen Krummlinien bemalten, wellenförmigen Seitenwänden; die siamesischen Fahrzeuge an dem halb europäischen Baustyle und dem geschweiften Spiegel (hintere Seite); dann kamen die langen und niedrigen Prauen (malayische Fahrzeuge) oder die sogenannten Opiumschmuggler. Die beiden letzteren werden von der Bevölkerung der umliegenden Küsten als Feinde gegen Leben und Eigenthum betrachtet.

---

*) Heftiger und heißer Passatwind. D. Uebers.

Die immer anwesenden Dschonken gleichen schwimmenden Kaufläden, welche reichlich ausgestattet sind mit allen Erzeugnissen des Himmlischen Reiches, und einen Theil ihrer Waaren an der Außenseite des Schiffes befestigen, um die Kauflust zu reizen und die Kunden heranzulocken. Zahllose Böte mit Brod, Eiern, Vögeln, Fischen, Obst und Vegetabilien aller Art drängten sich um die Schiffe, und deren Inhaber suchten unter lautem Schreien und Zanken ihre Waare anzupreisen und los zu werden; Mundart und Kleidung der Bootführer waren eben so verschieden, als die Erzeugnisse, die sie feilboten. Am Bord drängten sich Tischler, Schuhmacher, Wäscherinnen und Kaufleute, welche ihre Dienste antrugen; die letztgenannten handelten mit Sonderbarkeiten aller Art, wie z. B. Matten, Schnecken, Corallen, Affen, Papageien, Paradiesvögeln u. s. w.

Die Stadt Singapore liegt niedrig, wie die ganze Insel, deren höchster Punkt sich nicht über 500 Fuß über die Meeresfläche erhebt; sie gewährt daher einen wenig malerischen Anblick, der zum wenigsten nichts Orientalisches hat.

Ich ging nach erbetener Erlaubniß mit einigen Kameraden an das Land. Wir nahmen einen „Sanipan," der mit bewundernswerther Geschicklichkeit gerudert wurde; ehe wir jedoch den Landungsplatz erreichten, mußten wir in einen kleinen Fluß einlaufen, der so mit Böten überfüllt war, daß wir kaum aus der Stelle kommen konnten; derselbe ist nicht über 250 Fuß breit und theilt Singapore in zwei Hälften, welche man Alt- und Neustadt nennt, und die durch eine hölzerne Brücke mit einander verbunden sind. Bis zu dieser Brücke hinauf — etwa 1000 Ellen — ist der Fluß von ungleicher Breite und mit sehr sorgfältig gebauten Kais versehen, von welchen hier und da Treppen in das Wasser hinunter führen. Ein Theil der Bevölkerung wohnt in diesen Sampans auf dem Flusse; die Böte sind im buchstäblichen Sinne voll von Männern, Weibern und Kindern; letztere gehen nackt und unterhalten sich damit, in das Wasser zu springen, wo sie zum allgemeinen Vergnügen die verschiedensten Kunststücke ausführen; so z. B.

tauchen sie mit einer Geschicklichkeit, in welcher sie nicht leicht übertroffen werden; die ihnen zugeworfene Scheidemünze holten sie im Nu mehrere Ellen tief herauf, und viele dieser zweifüßigen Amphibien, welche unser Boot begleiteten, schossen wie Fische vor uns hin.

Die schon erwähnte Brücke gehört zu den lebhaftesten Stadttheilen; sie verbindet zwei derselben und bildet somit den Mittelpunkt des Handels. Es ist unmöglich, sich eine Vorstellung von diesem Gewühle und von dem farbenreichen, bunten Gemälde desselben zu machen; es wohnen allein Angehörige 24 asiatischer Völker in Singapore; Chinesen, Hindu, Malayen, Juden, Armenier, Parsen, Buggisen drängen sich an einander vorüber, Jeder vom eigenen Interesse getrieben — ein lebhaftes Bild des orientalischen Handels, aber in einem Rahmen von stinkendem Schmutze.

Auf den ersten hundert Schritten begegnet man selten zwei Personen desselben Stammes; in der Altstadt ist jedoch die chinesische Bevölkerung die vorherrschende. Chinesische Tempel, muhammedanische Moscheen, christliche Kirchen liegen neben einander und zeugen von der Duldung der verschiedensten Religionen. Einen Grund zu dem friedlichen Verkehre so verschiedener Elemente möchte ich darin suchen, daß Singapore ein Freihafen ist, der einen Jeden berechtigt, sich anzusiedeln und sein Gewerbe ohne besondere Concession und ohne andere Förmlichkeiten zu beobachten zu betreiben. Sogar der Seeräuber ist hier unantastbar, so lange er sich friedlich verhält und den anspruchslosen Anforderungen des Ortes nachkommt.

Das hier garnisonirende anglo-indische Regiment von 600 Mann Sipoys (eingeborenen Soldaten) mit englischen Officieren dient vielleicht mehr dazu, die englische Macht in Ansehen zu erhalten, als zur Aufrechthaltung der Ordnung.

Die Insel Singapore ist 7 schwedische Meilen *) lang und 2½ Meilen breit; der höchste Punkt derselben ist der Buhit Tima. Der

*) 2 schwedische Meilen = 3 deutschen.

D. Uebers.

Boden, welcher aus rothem Thon, Sandstein und theilweise aus Granit besteht, ist mit ansehnlichen Waldungen bedeckt, in welchen sich Tiger aufhalten; diese Raubthiere haben sich merkwürdiger Weise erst, nachdem die Insel bevölkert worden, vom Festlande hergezogen; ihre Anwesenheit erschwert die botanischen Studien in dieser Gegend, welche sonst reiche und werthvolle Ergebnisse liefern könnten. Muscatnüsse, Caffee, schwarzer Pfeffer, Cocosnüsse, Gummigutt giebt es hier in Ueberfluß; auch das Zuckerrohr gedeiht und gewährt eine reichliche Ernte; unter den vielen herrlichen Früchten, von denen man 120 verschiedene Sorten zum Dessert auftragen zu können behauptet, will ich nur Ananas, Bananen, Orangen und Mangustans nennen, welche von vorzüglicher Qualität sind. Die Muscatnußbäume werden mit großer Sorgfalt behandelt; man schützt sie, so lange sie jung sind, durch ein übergebautes Dach vor den senkrechten Strahlen der Sonne.

In den Bazars, unter den Arcaden und Verandas geht man nur wenige Schritte, ohne auf einen Geldwechsler zu stoßen — widerliche Menschen, denen die Habsucht deutlich auf der Stirne steht. Sie sitzen mit gekreuzten Beinen auf einem niedrigen Tische, auf dem ein Haufen kupferner Scheidemünze ausgestreut liegt. Man muß sich hüten, die Waaren in den Kaufläden selbst abzuschätzen, da der Handel sofort als geschlossen betrachtet wird, wenn man auch nur die Hälfte des geforderten Preises bietet.

In der Vorstadt oder sogenannten Malayenstadt wohnt der Menschenstamm, von dem Singapore seinen Namen erhalten hat. Derselbe vereinigt die entgegengesetztesten Eigenschaften in sich: er ist von Natur träge, wird aber durch die ihm theils angeborene, theils anerzogene Gewinnlust zum lebhaftesten, thätigsten Menschen. Seine Fähigkeit im raschen und anhaltenden Laufen grenzt an das Wunderbare. Er hat keine Ausdauer bei einer ernsten Beschäftigung und widmet sich keinem Berufe, außer demjenigen eines Palankinträgers, wozu er freilich wegen seines starken Knochen- und Muskelbaues wie geschaffen ist. Der Malaye giebt viel auf seinen äußeren Menschen und hält sich, obschon

er sehr häßlich ist, für ein Meisterstück der Schöpfung; er trägt einen großen, langen Schnurrbart, den er sorgfältig pflegt, und schmückt sein Haupt mit einem weißen Turban; die Reichen verzieren diese Kopfbedeckung mit Goldfranzen und Tressen. An Festtagen trägt er eine gestickte Weste, einen weißen Rock, weite, am Knöchel zusammengebundene Beinkleider und mit Gold- oder Silberfäden gestickte Pantoffeln.

Die armenische Bevölkerung ist in Folge ihres Reichthums von bedeutendem Einflusse, obgleich sie ihrer Anzahl nach gering ist. Der Armenier hat ein angenehmes Aeußere, eine vortreffliche Constitution und eine würdevolle Haltung. Er kleidet sich nach englischem Schnitte und spricht englisch oder portugiesisch. Die armenische Kirche gehört zu den schönsten Gebäuden in Singapore. — Die Parsen sind nur in geringer Anzahl vertreten, sie gehören bekanntlich zu den Feueranbetern. Auch Araber von der Ostküste Afrikas trifft man hier einzeln an. — Der Handel nach auswärts wird größtentheils durch die englischen Handlungshäuser betrieben; die meisten dieser Kaufleute sind jedoch nur Agenten für Handelsfirmen in Europa und Calcutta. Der größte Theil der Producte kommt von Borneo herüber, woher jährlich über hundert Prauen einlaufen, welche von Buggisen geführt werden, die auf Celebes einheimisch sind und sich durch Schifffahrt und Handel nähren.

Natürlicherweise fehlen auch hier die berüchtigten Opiumboutiquen nicht. Es sind schmutzige, elende Hütten, welche an die Beschreibung von dem Aufenthalte der Einsiedler erinnern; sie bestehen meist aus zwei Zimmern; das innere derselben ist mit einem Bette, einer Bank oder Matte versehen, auf welchen die Raucher sich ausstrecken, um sich ungestört dem Genusse hingeben zu können. Die Kunden dieser Schlupfwinkel geben ein Bild des größten menschlichen Elends; man sieht ihnen deutlich die Wirkungen dieses entsetzlichen Giftes an. Dasselbe wird entweder in Pfeifen mit langem Rohre oder Schlauche gereicht oder in kleinen Stücken für eine Kleinigkeit verkauft. Oftmals bedienen sich zwei Raucher derselben Pfeife, welche alsdann zwischen

ihnen steht. Man unterscheidet leicht den Anfänger von dem gewöhnten Raucher; letztere haben bisweilen „den Geschmack verloren" und müssen das Gift hinunterschlucken, um dadurch angeregt zu werden. Die Chinesen haben dies Laster am weitesten getrieben, wahrscheinlich weil sie nicht auf die Kosten Rücksicht zu nehmen brauchen. Das Opium, welches vermögende Raucher benutzt haben, wird aus den Pfeifen herausgenommen, sorgfältig aufgehoben und für eine Kleinigkeit an die ärmeren Classen verkauft.

Die karg zugemessene Zeit erlaubte mir nur einen flüchtigen Besuch in den nächsten Umgebungen der Stadt, welche ausgezeichnet hübsch und parkähnlich waren. Der üppige Pflanzenwuchs steht das ganze Jahr hindurch in seinem herrlichsten Schmucke, denn es vergeht selten ein Tag, an welchem er nicht durch den fruchtbarsten Regen erfrischt wird; deshalb sind auch die Bäume so hoch und das Laub so saftig grün, das Gras so sammetweich und unvergleichlich schön an Frische und Farbe. Die Wege sind vorzüglich, und als Beförderungsmittel bedient man sich schöner, bequemer Wagen und Palankine.

Capitain Peel hatte dem Lord Elgin, welcher schon vor uns in Singapore angekommen war und auf die Ankunft der Fregatte gewartet hatte, gleich am Tage unserer Ankunft seine Aufwartung gemacht.

Auf einem der auf der Rhede liegenden französischen Kriegsdampfschiffe befand sich ein schwedischer Marineofficier, Lieutenant Lagerheim; wir trafen uns zufällig auf einem Lord Elgin zu Ehren gegebenen Balle, er in französischer, ich in englischer Uniform; es ist begreiflich, daß wir einander häufig besuchten, wobei ich Gelegenheit fand, einen Vergleich zwischen seinem Schiffe und dem meinen anzustellen; man möge es mir nicht verübeln, daß derselbe zu Gunsten des letzteren ausfiel, obgleich ich nicht in Abrede stellen will, daß ich auf dem französischen Schiffe manches Lobenswerthe fand, welches dem unseren fehlte.

Einige Tage darauf stattete Lord Elgin einen Besuch am Bord ab und wurde auf der Schanze von dem Capitain und den Officieren

mit allen üblichen Ehrenbezeugungen empfangen. Er war ein Mann in den mittleren Jahren, mit dünnem, silberweißem Haar, tiefliegenden, ausdrucksvollen Augen, von kleiner Gestalt und imponirender Haltung; es lag in seinem Wesen etwas außerordentlich Anziehendes; schon der Wohllaut seiner vollen, kräftigen Stimme flößte Neigung und Vertrauen zu seiner Persönlichkeit ein. Sein Gefolge bestand aus sechs Herren, von denen der eine, der nunmehrige Gesandte in China, Mr. Bruce, ein jüngerer Bruder des Lords war. Einer der anderen Herren war früher in Schweden gewesen, wodurch wir manchen Anknüpfungspunkt für unsere Unterhaltung fanden.

Während wir auf der Rhede lagen, bemerkte ich in einer Nacht, in welcher ich gerade die Wache hatte, wie am Ende des Hafens plötzlich ein rother Feuerschein aufloderte; ich stattete sogleich Bericht davon ab, worauf einige bemannte Böte nach der Richtung des Feuers abgesandt wurden. Dasselbe breitete sich immer weiter aus und bestätigte die Richtigkeit meiner ersten Vermuthung, daß ein Schiff in Brand gerathen sei. Es führte den Namen Caledonia und französische Flagge und war nicht mehr zu retten, sondern mußte zum Schutze der umliegenden Schiffe in den Grund gebohrt werden. Lord Elgin schiffte sich erst am 23. Juni ein; bei seinem Empfange wurden alle Mann in den Raaen aufgestellt, ein Ehrengruß von 19 Schüssen gegeben, und in kurzer Frist war Alles klar zur Abfahrt von Singapore.

Viertes Capitel.

Erstes Auftreten der Engländer in China, Gründe zur gegenseitigen Unzufriedenheit und endlicher Bruch zwischen den beiden Mächten. — Die Reise von Singapore nach Hong-Kong. — Ereignisse auf der Reise. — Der Verfasser macht Lord Elgin's persönliche Bekanntschaft. — Hong-Kong. — Die Chinesen. — Erste Veranlassung zum Kriege und die von der chinesischen Regierung getroffenen Maßregeln. — Nachrichten von Indien, worauf Lord Elgin beschließt, sich mit dem Shannon dahin zu begeben.

Ich habe im vorigen Capitel flüchtig erwähnt, daß Lord Elgin von der britischen Regierung nach China gesandt wurde, um die zwischen beiden Völkern entstandenen Streitigkeiten möglicherweise in Güte beizulegen. Ehe ich aber die heftigen Auftritte berühre, die England zu diesem Schritte getrieben hatten, möchte ich hier ein Wort einschalten über die Ursache einer Unzufriedenheit mit den Engländern, welche, nachdem sie einmal im Himmlischen Reiche Wurzel gefaßt hatte, bald zum unauslöschlichen Nationalhasse heranwuchs.

Als die Engländer zuerst mit den Chinesen in Berührung kamen — was nur in Handelsinteressen geschah — beobachteten sie bei dieser ersten Annäherung alle äußeren Zeichen der Achtung vor den Sitten und Gebräuchen des fremden Landes, ja, sie hatten sogar Nachsicht mit ihren albernen, oft tief eingewurzelten Vorurtheilen. Die Engländer fanden sogleich, daß man, um in China etwas auszurichten, die Bewohner überlisten müsse und deshalb, besonders im Anfange, nur mit friedlicher Miene und unter der Maske der Freundschaft und Duldung auftreten dürfe. Dieses Verfahren war richtig. Das den Chinesen angeborene Mißtrauen wurde eingeschläfert und ihnen alle Ursache genommen, den fremden Besuch in ihrem Lande mit Unruhe und Furcht zu betrachten. Alles ging nach Wunsch. Die Engländer gewannen, was sie gewollt — festen Fuß, indem sie nach Gefallen ihre

Schiffe in die ihnen offen stehenden Häfen einlaufen lassen und Speicher und Waarenniederlagen daselbst errichten konnten. Aber mit dem europäischen Handel kam die europäische Civilisation, und es dauerte nicht lange, bis eifrige Missionaire sich daselbst Boden und Einfluß zu verschaffen wußten. Die Macht der Vorurtheile war hiermit freilich nicht gebrochen; aber es war schon viel, die Chinesen dazu vermocht zu haben, einer fremden Macht im eigenen Lande Raum zu machen, und zwar einer Macht, von welcher sie mit Mitleid, Spott und Verachtung angesehen wurden. Als England sich nun seiner Errungenschaften sicher glaubte, veränderte es sein System. Die höflichen Rücksichten verschwanden und machten einer energischen Handlungsweise und ernsten Ansprüchen Platz, wozu es vielleicht durch die Wortbrüchigkeit der Chinesen in den Verträgen und durch unaufhörliche Zänkereien getrieben wurde. — Nun erst wurden der chinesischen Regierung die Augen über das Gefahrdrohende ihrer Lage geöffnet, sie fühlte selbst, daß es zu spät sei, sich dem fremden Einflusse zu entziehen, und dies genügte, den unter der Asche glimmenden Haß gegen alles Fremde zu neuer Gluth anzufachen, die denn auch bald in fanatischer Wildheit emporloderte. — Die englische Macht ließ sich nicht durch die scheinbar ohnmächtigen Drohungen schrecken; es kam zu blutigen Gewaltthätigkeiten, bei denen die europäische Kriegskunst Gelegenheit hatte, ihre Ueberlegenheit zu zeigen. Eine friedliche Ausgleichung der obwaltenden Verhältnisse schien nunmehr unmöglich zu sein.

Ein Gegenstand, welcher dazu beitrug, die Regierung von der Gefahr zu überzeugen, die dem Volke durch den Einfluß der Engländer innerhalb der Grenzen ihres Landes drohte, war der Opiumhandel, der jährlich gegen 150 Millionen Thaler schwedisch aus dem Lande zog und auf den physischen und moralischen Untergang der Nation hinarbeitete.

Der Mohnbau war in China freilich seit uralten Zeiten, aber immer nur in kleinem Maßstabe betrieben worden. Aus der Türkei wurde zwar eine Wenigkeit Opium eingeführt, was aber bei

Weitem nicht so geschätzt ist, als dasjenige, welches England in ungeheueren Quantitäten von Calcutta und Bombay über Singapore einführte. Die importirte Waare zerfällt in 4 Sorten: Patna-, Benares-, Maleva- und türkisches Opium; man kann sich einen Begriff von der Bedeutung dieses Handelszweiges machen, wenn man hört, daß jährlich allein 13,000 Kisten Patna und 6000 Kisten Benares bereitet werden, von denen die ostindische Compagnie einen jährlichen Gewinn von 1½ Millionen Pfund hat, der natürlich nach Verhältniß wächst. Die Bereitung und der Verkauf des Maleva-Opiums war bisher frei; es wurde aber bei der Ausfuhr von Bombay und beim Transport im Lande selbst eine Steuer darauf gelegt, welche bis zu 400 Rupien*) per Kiste stieg, also auf 30,000 Kisten ein Einkommen von 12 Millionen Rupien abwarf.

Der Opiumhandel in China wird folgendermaßen betrieben. Die Waare wird nicht eher an das Land gebracht, bis der Handel abgeschlossen ist; sie wird auf den sogenannten »Receiving Ships« bewahrt, welche abgetakelt, aber wohl bemannt und bewaffnet an gewissen Plätzen vor Anker liegen, und zwar einander so nahe, daß es ihnen leicht wird, sich gegen einen etwaigen Feind zu vertheidigen. Einige von ihnen führen 6 bis 8, andere 16 8- bis 9pfündige Kanonen; sie sind prächtig ausgestattet und haben ein Dach von Palmblättern, das über das ganze Deck geht, um Schiff und Mannschaft vor den brennenden Sonnenstrahlen zu schützen. Man scheint jedoch weniger die Mandarinen mit ihren Kriegsknechten, als die Seeräuber zu fürchten, vor denen man beständig auf der Hut sein muß. Früher wurde der Handel nur bei Nacht, jetzt aber auch am hellen Tage betrieben. Das Opium ist ein Artikel, der zu den tollsten Speculationen verleitet; es wird gewöhnlich auf Lieferung gekauft mit festgesetztem Termine, wobei der Käufer, wenn er nicht einen sehr bedeutenden Credit hat, ein Aufgeld zahlen muß. Das Geschäft wird aber auch noch

*) 1 Rupie = ⅔ Thlr. D. Uebers.

auf andere Weise abgeschlossen, die merkwürdig genug ist, um hier einen Platz zu verdienen. — Ich kaufe z. B. von einem Chinesen für 50,000 Piaster Seide und Thee, unter der Bedingung, mit „Opiumordres“ zu bezahlen, auf ein bestimmtes Schiff ausgestellt, entweder auf Sicht oder auf bestimmte Zeit, ohne jedoch einen Preis für die Waare festzusetzen. Der Chinese sucht diese Anweisungen bei einem Banquier zu verwerthen, muß sie aber immer einige Procente unter Preis abgeben, da Derjenige, welcher die Waare verabfolgen läßt, stets das ihm zustehende Recht in Anspruch nimmt, den höchsten Preis zu berechnen. Die Banquiers verkaufen diese Assignationen sodann an Opium-Kleinhändler, welche für den Credit von einigen Wochen für die Waare einige Piaster mehr geben müssen, die als Zinsen gerechnet werden. — Man zieht diese Art der Bezahlung oftmals dem baaren Gelde vor, da es nicht selten geschieht, daß die Böte auf dem Wege nach fern gelegenen Opiumstationen von Seeräubern angefallen und geplündert werden. Das Opium wird somit zu einem Stellvertreter des baaren Geldes und spielt eine große Rolle in dem Handel der Chinesen mit fremden Nationen, ja, man würde augenblicklich nicht ohne dasselbe fertig werden können, da der ganze Zuschnitt der Geschäfte darauf begründet ist.

Obige Darstellung der Sachlage zeigt deutlich, daß die endlich erwachte Furcht der Chinesen vor der Berührung mit einer fremden Macht nicht ohne Grund war. Das Ereigniß, welches sie geduldet hatten, ohne die Folgen desselben zu berechnen, erwies sich nunmehr als den Interessen des Landes gerade zuwiderlaufend; und wenn es einerseits nicht zu leugnen ist, daß der Umgang mit den Angehörigen eines der gebildetsten Völker der Welt die Chinesen hätte überzeugen sollen, daß der Standpunkt der Cultur, auf dem sie stehen geblieben sind, weder zeitgemäß noch ehrenvoll ist, so muß man andererseits zugeben, daß sie diese Erfahrung sehr theuer erkaufen mußten. Es ist verzeihlich, daß sie bei der Wahl, entweder auch künftig ein räthselhaftes, abgeschlossenes Wesen und für die ganze übrige Welt ein Geheimniß

zu bleiben, oder sich derselben auf Kosten ihrer Nationalität zuzugesellen, das erste vorzogen, wenn sie gleich einsahen, daß das, was man ihnen mit Güte oder Gewalt aufzudringen suchte, nicht nur ihrer Eitelkeit schmeicheln und ihre Neigungen reizen, sondern auch einen wesentlichen materiellen Vortheil mit sich bringen würde. Es ist ferner verzeihlich, daß sie, nachdem sie sich alle fremde Einmischung in ihre Angelegenheiten feierlich verbeten und kundgethan hatten, daß sie diesen langen, ihnen aufgedrängten Besuch los zu werden wünschten — ohne daß diese ihre Proteste im Geringsten berücksichtigt wurden — von Worten zu Thaten übergingen.

Diese Vorgänge hatten die englische Regierung veranlaßt, einen in der Staatskunst erfahrenen Mann nach China zu schicken, um die den englischen Handel in China gefährdenden Mißhelligkeiten entweder auf friedliche Weise oder durch Waffenmacht beizulegen.

Lord Elgin's Aufgabe war im höchsten Grade schwierig und von mancherlei Unannehmlichkeiten und Gefahren bedroht; sie erforderte die reichen Erfahrungen eines Staatsmannes, persönlichen Muth und eine Haltung, die Vertrauen einflößt und zu gleicher Zeit durch ihre Festigkeit zur Achtung zwingt. Lord Elgin hat bewiesen, daß er dem ihm ertheilten Auftrage gewachsen war.

Ich kehre jetzt zum Berichte über unsere Abreise von Singapore zurück, dessen Rhede wir am 23. Juni verließen und dicht bei Pera Banka vorbeisteuerten. Das chinesische Meer ist bekannt wegen der dort herrschenden gewaltigen Stürme; auch wir wurden mehrfach von denselben belästigt und wandten bald Dampf, bald Segel, mitunter auch beides an; die Schifffahrt hat hier gegen mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen; vielfache sichtbare und unsichtbare Untiefen und sogenannte »fish pawns« (dichte, fließende Massen von Fischlaich, welche plötzlich in der Nähe des Schiffes auftauchen und eine täuschende Aehnlichkeit mit Untiefen haben) erfordern die größte Aufmerksamkeit und erregen nicht selten unnütze Sorge. So geschah es, daß, als ich eines Abends

die Wache hatte, der „Ausguck“ (Späher) im Vortopp*) rief: „Grund in Sicht!“ Ich ließ augenblicklich stoppen, befahl, bei der Maschine bereit zu stehen, um nöthigenfalls rückwärts gehen zu können, und den Capitain von der Ursache der getroffenen Maßregel zu unterrichten. Capitain Peel prüfte die Seekarte, kam sogleich herauf, erklärte die Richtigkeit meiner Vermuthung für unmöglich, und ohne den „Grund“ eines Blickes zu würdigen, ließ er die Maschine in Bewegung setzen. Erst, als wir dem vermeintlichen „Grunde“ ganz nahe gekommen waren, commandirten Capitain und Maschinenmeister zugleich: „Stopp! — Rückwärts, volle Kraft!“ Die Fahrt des Schiffes konnte aber nicht gehemmt werden, bis wir auf die scheinbare Untiefe gerathen waren, die sich zu unserem Glücke als oben erwähnter schwimmender Fischlaich auswies; — wieder ein Beweis von der Sachkenntniß und Entschlossenheit unseres herrlichen Capitains.

Noch einen Zug von ihm will ich erzählen, der sein richtiges, tactvolles Benehmen charakterisirt. Während wir in diesen Gewässern kreuzten, wurde einer unserer ausgezeichnetsten Unterofficiere veranlaßt, einem nachlässigen Matrosen ziemlich derb zuzusetzen, wobei er weder Flüche noch Schimpfwörter sparte. Der Capitain war zufällig in der Nähe, ohne daß der Unterofficier ihn gewahrte. Er konnte, der Umstehenden wegen, nicht die Rolle eines Tauben spielen, und wählte deshalb einen Mittelweg, um der Unannehmlichkeit, einem von ihm geschätzten Manne eine Strafe zuerkennen zu müssen, überhoben zu sein. Er richtete somit ganz gelassen an den Unterofficier die Frage, warum er so entsetzlich fluche? Der Gefragte war einen Augenblick sehr verwirrt, faßte sich aber sogleich und antwortete: „Ich sagte nur, daß es im chinesischen Meere weht, als ob alle Teufel los wären!“ — Capitain Peel war ebenso erstaunt als erfreut über die kühne, schlaue Antwort und wandte sich lächelnd ab. — Die Antwort des Unterofficiers wurde sprüchwörtlich am Bord und oftmals bei bösem Wetter in Anwendung gebracht.

*) Topp: Mastspitze. D. Uebers.

Ich hatte mit mehreren Officieren am Bord die Ehre, dem Lord Elgin vorgestellt und von ihm zu Tische geladen zu werden. Das erste Mal wurde ich, wahrscheinlich in meiner Eigenschaft als fremder Officier, gewürdigt, einen Platz neben Sr. Herrlichkeit angewiesen zu bekommen. Ich muß gestehen, daß die Nachbarschaft dieses ausgezeichneten Mannes mich im ersten Augenblicke verlegen machte; aber diese Verlegenheit wich, sobald ich den Einfluß seines edlen, ausgezeichneten Geistes fühlte, und als ich empfand, was ich schon so oft erfahren, daß man in Gegenwart wirklich überlegener und hervorragender Charaktere niemals zu befürchten hat, hochmüthig zurückgestoßen oder über die Achsel angesehen zu werden; nur die mit den äußeren Zeichen der Hoheit gezierte Mittelmäßigkeit macht sich breit, um ihre innere Leere vor den beobachtenden Augen der Welt zu verbergen, und nimmt König Lear's Worte:

„Zerlumptes Kleid bringt kleinen Fehl an's Licht,
Talar und Pelz birgt Alles. Hüll' in Gold die Sünde!"

zu ihrem Glaubensbekenntniß.

Mein erstes Gespräch mit dem edlen Lord betraf die schwedische Flotte, von deren Verhältnissen er sehr genau unterrichtet schien, da er sogar die Anzahl der Schiffe und Kanonenboote anzugeben wußte; von ihrer Brauchbarkeit, ihrem Alter sagte er nichts, vielleicht aus Rücksichten, vielleicht weil er die Sachverhältnisse eben zu gut kannte. Darauf bat er mich um nähere Auskunft über den Mahlstrom an der norwegischen Küste, von dem er gehört oder gelesen, daß er im Stande sei, die größten Schiffe auf den Grund zu ziehen; ich versuchte, ihm einen möglichst klaren Begriff von dieser Erscheinung zu geben, und schloß aus der Aufmerksamkeit, mit welcher er meiner Erzählung zuhörte, daß es mir gelang, seine Wißbegierde in diesem Punkte ziemlich zu befriedigen. Er äußerte mehrmals den Wunsch, Schweden kennen zu lernen, sagte mir viel Schmeichelhaftes über das schwedische Volk, und zeigte, daß er auch in unserer Geschichte bewandert sei. — Als ich eines Tages die Wache hatte, kam er zu mir auf das Deck und

knüpfte abermals ein Gespräch mit mir an; ich bemerkte, daß er ein Bewunderer König Oscar's sei, und bestärkte ihn in seiner Ansicht, daß wenige Monarchen Schwedens dem Lande so vielen directen Nutzen geschaffen hätten. Er frug nach mehreren meiner Landsleute, die er persönlich kannte und schätzte, und zollte den schwedischen Gelehrten und Künstlern, die ihm bekannt waren, große Anerkennung. So erzählte er unter Anderem, daß Jenny Lind ein häufiger und willkommener Gast in seinem Ministerhôtel in Amerika gewesen sei, und daß (wenn ich hierin nicht irre) dieselbe in seinen Salons die erste Bekanntschaft ihres Gatten gemacht habe. Die Unterhaltung des Lords zeugte von vielseitigen Kenntnissen und von dem ebenso beneidenswerthen als seltenen Talent, seine Gedanken in geschmackvollem, anmuthigem Gewande zu geben; er sprach oft mit Vorliebe von seinen weiten Reisen, wobei die Zuhörer vielfach Gelegenheit hatten, seine scharfe Beobachtungsgabe, seine Wahrheitsliebe und sein richtiges Urtheil zu bewundern. Sein Gedächtniß war eine Schatzkammer, die seine Wißbegierde mit der reichsten Gelehrsamkeit ausgestattet hatte, welcher durch eine wahrhaft gediegene Bildung ein höherer Glanz verliehen war.

Am 2. Juli kamen wir durch den Lamnacanal, bei Green-Island vorbei, in den Hafen von Hong-Kong; die Reise von Singapore hatte somit 9 Tage gedauert. Wir ankerten neben dem Flaggenschiffe Calcutta, einem alten Linienschiffe von 84 Kanonen, mit Admiral Seymour's Flagge am Topp. Wir führten die Flagge des Gesandten, und nachdem dieselbe vom Flaggenschiffe salutirt worden, kamen der Admiral und der Gouverneur Sir John Bowring an Bord, um Lord Elgin ihre Aufwartung zu machen.

Der Leser erinnert sich vielleicht, daß die überzähligen Officiere am Bord des Shannon zum Dienste auf dem Flaggenschiffe Calcutta bestimmt waren. Ich hegte kein Verlangen, meine Lage zu verändern, und sah mit Freuden, daß mein glücklicher Stern noch über mir wachte, als mein Capitain mich kurz vor unserem Abgange frug, ob

ich unter seinem Commando bleiben wolle, mit der Bemerkung, daß er dies gern sähe: — die größte Aufmunterung, die mir je zu Theil geworden! — Ich nahm dies Anerbieten begreiflicherweise mit lebhaftester Dankbarkeit an und sah meine Kameraden abziehen, ohne den geringsten Wunsch, dieselben zu begleiten.

Ehe ich nun die Vorboten des endlichen Bruches zwischen England und China näher beleuchte, welche es uns bestätigten, daß eine friedliche Ausgleichung für die Dauer unmöglich sei, sei es mir erlaubt, ein Wort über den Ort zu sagen, an welchem wir uns befanden, als wir einen Befehl erhielten, der uns ganz aus der Bahn schleuderte, welche unserer Expedition bei der Abreise von England vorgezeichnet war.

Hong-Kong, von den Chinesen Hiäng-Kiäng, d. h. liebliche Ströme, genannt, ist eine Insel von 26 engl. Meilen im Umkreise, zwischen dem 20° 9′ und 22° 22′ nördl. Breite und 114° 18′ östlicher Länge von Greenwich, und befindet sich dem auf dem festen Lande belegenen Kiúlung gegenüber. Die größte Länge der Insel von NW. nach SO. beträgt 9 Meilen; sie besteht fast ganz aus hohen Felsen mit einigen tiefgefurchten Thälern, durch die sich kleine Flüsse hinschlängeln, welche durch ihr vorzüglich gutes Wasser bekannt sind. Der höchste Gipfel liegt 2000 Fuß über dem Meeresspiegel. Die Felsen bestehen aus lockerem Granit und Hornblende; ersterer in großen Blöcken in abgelagerten Thon gebettet, weshalb er leicht zu großen, regelmäßigen Fließen gespalten werden kann. An der nördlichen Seite der Insel hat man die Stadt Victoria angelegt, deren Häuser in anglo-indischem Style aus Granit oder Ziegelsteinen gebaut sind und mit Reichthum und Luxus prangen. Man schätzte die Volksmenge früher (1848) auf 25,000 Seelen, worunter 20,000 Chinesen; im Jahre 1855 war sie auf 72,607 gestiegen. 1842 wurde die Insel durch den Vertrag von Nanking an die englische Krone abgetreten, welche dieselbe durch einen Gouverneur verwalten läßt, der zugleich Befehlshaber der Truppen und der Flotte und Oberaufseher aller Angelegenheiten des englischen Handels in China ist. — Man hält das hiesige

Clima für ungesund, hoffte aber bei der Gründung der Stadt Victoria, den Handel von Canton hierher zu ziehen — eine Speculation, die ohne den gewünschten Erfolg geblieben, also mißglückt ist.

Von allen fremden Nationen, die ich gesehen, hat keine meine Aufmerksamkeit so zu fesseln gewußt, wie die chinesische. Man hat bei uns, meiner Ansicht nach, einen viel zu oberflächlichen Begriff von diesem Volke, welches es wohl verdient, der Gegenstand einer ernsteren Forschung zu werden, obwohl es schwer halten dürfte, den undurchdringlichen Schleier, in den sich dies Land der Märchen und Sagen zu hüllen sucht, vollständig zu lüften. Wir rühmen uns unserer Gesittung, und dennoch sind die Chinesen — trotz des Riesenschrittes, den wir vorwärts gethan — uns in manchen Stücken voraus.

Man findet in einer schwedischen Zeitung (Nya Dagligt Allahanda) eine Beschreibung dieses Volkes, in welcher es sehr geistreich heißt: „Wenn man ihre Civilisation nach der Wasserwage unserer modernen Bildung mißt, werden wir freilich manche Abweichungen von der rechten Linie und manche in die Augen fallende Mängel finden, aber ist dies denn auch das rechte Verfahren? Wenn wir nur in Betracht ziehen, daß das Christenthum nicht der Factor ihrer Bildung ist, so werden wir eine Menge Entschuldigungen für ihre Fehler finden. Und könnten nicht die Chinesen, von ihrem Standpunkte aus, manche, keineswegs ungegründete Bemerkungen über unsere Sitten und Gebräuche machen?"

Ein Franzose, der Marquis d'Hervey-Saint-Denys, welcher sich mit vielem Fleiße dem Studium dieses Landes und Volkes gewidmet hat, führt folgende, in der That merkwürdige Betrachtungen eines jungen chinesischen Gelehrten an, welcher, von dem Wunsche getrieben, Europa kennen zu lernen, nach Paris gekommen war. Der junge Bürger des Himmlischen Reiches bewunderte in hohem Grade unsere Entdeckungen auf dem Gebiete der Wissenschaften, wie z. B. die Photographie, den Magnetismus, die Electricität, aber er beneidete uns im Allgemeinen eben nur um die greifbaren Ergebnisse derselben. Die

sittliche Seite unseres gesellschaftlichen Verkehrs machte einen keineswegs vortheilhaften Eindruck auf ihn. Unsere mehrstöckigen Häuser, in denen mehrere, einander gänzlich unbekannte Familien unter demselben Dache wohnen; unsere Eisenbahnwagen, in die man gesteckt wird, ohne zu wissen, wer sich neben unsere Frauen, Töchter oder Schwestern setzt; die Gleichheit auf der Straße, wo Alle an einander vorbeirennen und drängen, ohne jegliche Rücksicht auf das graue Haar oder den silberweißen Bart — alles dies befremdete ihn und verletzte sein Zartgefühl. An unserem Strafsysteme hatte er auch Manches auszusetzen, besonders fielen ihm die Steigerungen in den Strafen auf, und er fand, daß man den Falschmünzer viel härter strafe, als den Mörder, da eine 20jährige ehrlose Haft ihm grausamer erschien, als der Tod. Er zollte unserer geistigen Ueberlegenheit seine volle Anerkennung, jedoch ohne uns um dieselbe zu beneiden. „Das Auge Eures Verstandes ist schärfer, als das des unseren," pflegte er zu sagen, „aber Ihr seht damit so weit, daß Ihr das Zunächstliegende übersebt. Ihr habt einen kühnen Sinn, der Euch in manchen Dingen den Erfolg sichert, aber Ihr achtet nicht genug, was Achtung verdient. Eure rastlose Thätigkeit, Euer Bedürfniß immerwährender Zerstreuung zeigen deutlich, daß Ihr nicht glücklich seid; Ihr gleicht einem Menschen, der beständig auf Reisen ist; — bei uns liebt man Ruhe für Körper und Geist. Was Eure Regierungsformen betrifft, so glaube ich allerdings, daß dieselben Manches für sich haben, wenn sie aber so zweckmäßig für Euch wären, wie dies mit den unseren für uns der Fall ist, so würdet Ihr dieselben nicht so oft wechseln. Ich weiß, daß ich bei meiner Rückkehr in die Heimath dieselben Einrichtungen wiederfinde, die ich bei der Abreise verlassen; Ihr hingegen könnt nicht dafür einstehen, daß Ihr heute über's Jahr noch dieselbe Verwaltung, dieselben Gesetze habt.".

Die Volksmenge der 18 Provinzen des eigentlichen China beläuft sich auf 360 Millionen, ausschließlich der Mandschurei und der Colonien. Die Einwohnerzahl des ganzen chinesischen Reiches dürfte

auf 400 Millionen geschätzt werden können, also auf reichlich ein Drittheil des ganzen Menschengeschlechtes.

Wenn wir in den Sitten der Chinesen Manches finden, was den Gesetzen der Natur und Vernunft zuwiderläuft, so fehlt es ihrerseits nicht an Vergeltung. Sie finden Vieles an uns zu tadeln; sie begreifen z. B. nicht, daß wir unseren Körper in enge Kleider pressen, da doch die weiteren viel bequemer sind; sie behaupten, daß wir die Frauen vergöttern, den Kindern aber weder Achtung vor den Eltern, noch Ehrfurcht vor dem Alter einzuflößen wissen. Sie meinen, daß wir unserer Leidenschaftlichkeit zu oft die Zügel schießen lassen, leicht in Zorn gerathen und uns über die geringste Sache ereifern. Der Hang des europäischen Matrosen, der Flasche zu reichlich zuzusprechen, ist ihnen ein Greuel; der Opiumraucher, sagen sie, ist ein Blödsinniger, aber der Trunkenbold ist schlimmer, als die wilden Thiere des Waldes!

In den Lieblingsredensarten eines Volkes, mit denen es den ausgesprochenen Gedanken Nachdruck zu verleihen sucht, liegen oft die Umrisse seiner Geschichte. Ich führe einige chinesische Spürchwörter an, um die Richtigkeit dieses Satzes zu beweisen. Wenn der Chinese vom Unglück verfolgt und ihm kein anderer Trost geblieben ist, ruft er mit Pathos aus: „Ich kann doch wenigstens hier sitzen!" — Wenn er Jemand warnen will oder zur Vorsicht ermahnen, sagt er: „Grabe deinen Brunnen, ehe du durstig bist; häusliche Mängel müssen im Hause bleiben; der Fehler des Betrunkenen liegt nicht im Weine, sondern in seiner Gurgel; was du deinem Nachbar in das Ohr flüsterst, kann hundert Meilen weit gehört werden; man kann der Kuh nicht zweimal die Haut abziehen; ein Jeder fege vor seiner Thür und kümmere sich nicht um des Nachbars Hof; ein wahrhaft großer Mann behält immer die Einfachheit eines Kindes; eine jähzornige Person ruft Aergernisse hervor, und wenn sie da sind, kann sie ihrer nicht Herr werden; ein kluger Mann verwandelt die großen Sorgen in kleine und die kleinen in gar keine; großer Reichthum kommt vom Schicksale,

bescheidenes Vermögen durch den Fleiß; erst wenn die Pfütze ausgetrocknet ist, sieht man den Fisch" u. s. w. u. s. w.

Auf meinen Wanderungen durch Hong-Kong hatte ich immer die wechselndste Unterhaltung; die buntesten, farbenreichsten Bilder zogen an mir vorüber. Eines Tages begegnete ich einem Trupp Gefangener; dieselben wurden wie das Vieh von ihren Wächtern vorwärts getrieben, die nicht selten mit ihren langen Bambusrohren auf unsanfte Art zu rascherer Bewegung antrieben. Die Verbrecher trugen schwere Ketten um den Hals und an den Fußgelenken und waren zwei und zwei mit den — Haarzöpfen zusammengebunden. Eine der grausamsten Strafen besteht darin, die Arme und Beine des Verbrechers mit einer leicht laufenden Schlinge an ein colossales hölzernes Kreuz zu befestigen, welches darauf so aufgestellt wird, daß die senkrechten, brennenden Strahlen der Sonne dem Unglücklichen gerade in das Gesicht fallen; ja, man zieht bisweilen die Oese der Schlinge mittelst eines Stockes so fest zu, daß dem beklagenswerthen Opfer das Blut aus Nase, Mund und Ohren läuft. Eine andere Strafe besteht darin, den Gefangenen in einen kleinen, mit spitzen Widerhaken versehenen Käfig zu zwängen, welcher sodann an einem der besuchtesten Plätze der Stadt ausgestellt wird.

Ein andermal hatte ich das seltene Vergnügen, einer chinesischen Mahlzeit beizuwohnen; die Anrichtung derselben erregte keinen Appetit, und sie war überdies so karg und mager, daß sie mir wie eine Parodie auf ein Gastmahl vorkam — oder als ob wir uns hier versammelt hätten, um gemeinschaftlich zu fasten oder gar eine Hungercur durchzumachen. Statt der Messer und Gabeln bedient man sich bekanntlich langer Holzstäbchen, welche die Chinesen mit der größten Geschicklichkeit zu gebrauchen wissen. — Bei einer dritten Ausflucht war ich Zeuge einer Schlägerei, an der ich zwar nichts Interessantes zu bemerken fand, aber das Schauspiel mit dem Verluste meiner Börse bezahlen mußte, die mir im Gedränge gestohlen wurde.

Ein nicht geringer Theil der Bevölkerung wohnt auch hier in den zu Wohnungen eingerichteten Kähnen auf den Flüssen. Die Sampans werden hier gewöhnlich von Frauen gerudert, die aber durchaus keine Aehnlichkeit mit den Ruderfrauen in Stockholm haben. Die Nymphen, welche diese Sampans führen, sind meistens junge Mädchen, welche dabei ebensoviel Anmuth als Geschicklichkeit entwickeln. Sie tragen einen dunkelblauen, bis an die Knie hinabfallenden Rock, weite, blaue Beinkleider bei nackten Füßen und auf dem Kopfe ein buntes Tuch oder einen mit Blumen geschmückten Strohhut. Einige von ihnen sind zum Entzücken; hübschere Hände und Füße habe ich nirgends gesehen.

Die vornehme Welt von Hong-Kong pflegt sich auf dem Paradeplatze zu versammeln, welcher vor ihrem Erscheinen von chinesischen Dienstmädchen wimmelt, die die Kinder ihrer Herrschaften spazieren führen. Diese Kindermädchen sind sehr putzliebend und mit größerer Sorgfalt gekleidet, als oben erwähnte Nymphen. Ohrgehänge mit blauen oder weißen Steinen, Armbänder und Ringe gehören bei ihnen zu den Nothwendigkeitsartikeln. Das dichte, glänzende, schwarze Haar ist an den Schläfen weggestrichen und im Nacken in einen Knoten geschlungen, der durch goldene Nadeln gehalten und oft mit Blumen besteckt ist. Die unförmlich kleinen Füße stecken in gestickten seidenen Pantoffeln mit kleinen Schnallen. Die Sitte, die Füße der Kinder einzuschnüren, um sie am Wachsen zu hindern, verschwindet jedoch mehr und mehr. Wenn die feine Welt nach gehaltener Siesta im süßen Nichtsthun auf der anmuthigen Esplanade verweilt, ziehen sich die Zofen mit den Kindern zurück. Eins der Musikchöre von der Flotte oder der Armee trägt Stücke aus unseren neuesten Opern vor, und das Schauspiel, welches sich nun mit einbrechender kühler Abenddämmerung entwickelt, erinnert an die Märchen aus Tausend und einer Nacht.

Zwischen dem Paradeplatze und dem Meerbusen hat man einen sehr schönen Weg angelegt und denselben zu beiden Seiten mit Bananenbäumen bepflanzt, welche theils in Alleen, theils in Gruppen den

Sonnenstrahlen trotzbietende Laubdächer bilden; unter diesen grünen Kuppeln wimmelt es von Equipagen aller Art, von Palankinen, Reitern und Fußgängern. Der Chinese schien mir in dieser bunten Menge immer die hervorragendste Rolle zu spielen, denn obwohl er nichts Anziehendes hat, sieht man doch nie etwas Abstoßendes oder Gemeines in seinem Benehmen. Seine sorgfältige Kleidung verräth Geschmack; sein kluges Auge Scharfsinn und Vorsicht; seine würdevollen, abgemessenen Bewegungen eine stete Aufmerksamkeit auf sich selbst; soviel er sich aber bemüht, sich den Anstrich einer tugendhaften Weltverachtung zu geben, gelingt es ihm doch nie, die in allen seinen Zügen ausgeprägte glühende Sinnlichkeit zu verbergen. Ich hatte eines Tages mit einem dieser „Söhne der Sonne und Vettern des Mondes" folgendes kurzes Gespräch über die ausgebrochenen Feindseligkeiten. Auf meine Frage, wie dieselben nach seiner Ansicht enden würden, antwortete er: „Ihr legt mir da eine Frage vor, von der Ihr sehr gut wißt, daß, wenn ich sie an Euch richtete, unsere Antworten sehr verschieden ausfallen würden!" und auf eine weitere Frage, warum die chinesische Regierung so abgeneigt sei, den Ausländern die Ansiedelung zu gestatten, erwiderte er: „Weil wir uns selbst genügen und untereinander glücklich sind;" — worauf er nach einer Pause hinzufügte: „Wenn das Haus voll ist, bringt ein Zuwachs von Gästen nur Verdruß!" —

Die Friedensbedingungen, welche Lord Elgin mit von England brachte, waren hauptsächlich folgende: 1. Erneuerung des alten Vertrages, die acht und nicht fünf chinesischen Häfen betreffend; 2. das Recht für englische Schiffe, bei Sturm oder Unglücksfällen in jeden beliebigen an der chinesischen Küste gelegenen Hafen einzulaufen; 3. die Berechtigung für England, so gut wie Rußland eine Schule in Peking zu haben; 4. die Freiheit, Militairstandorte zu errichten an allen Plätzen, wo den englischen Consuln und Agenten der Aufenthalt gestattet sei, und Ueberlassung je eines Bauplatzes zur Aufführung von Casernen u. s. w. in Shanghai und Canton, wo die Stärke der Be-

satzung sich nach einem gemeinschaftlichen Uebereinkommen zwischen beiden Regierungen richten sollte.

Die erste Ursache zum Bruche zwischen beiden Mächten war folgende: Ein Küstenboot (Lorcha) mit einem englischen Capitain und unter englischer Flagge ging im October 1856 in der Nähe von Canton vor Anker. Die städtische Behörde von Canton hatte erfahren, daß sich am Bord derselben mehrere Chinesen befanden, welche vor längerer Zeit der Theilnahme an Seeräuberei und an einem Aufruhre gegen die Regierung angeklagt waren; sie schickte deshalb eine Abtheilung Polizeisoldaten an Bord, um die Verbrecher abzuholen. Wenn die gesetzliche Obrigkeit es hierbei hätte bewenden lassen, so wäre sie in ihrem Rechte geblieben; statt sich aber damit zu begnügen, auf die Angeklagten zu fahnden, wurde die ganze englische Besatzung verhaftet und die Flagge unter Beschimpfungen vom Maste heruntergerissen. — Daß die Sache sich wirklich so verhält, hat der englische Capitain vor dem Kriegsgerichte in London mit einem Eide bekräftigt; der Vicekönig Yeh und seine Untergebenen aber erhoben dagegen Einspruch und behaupteten, die englische Flagge sei gar nicht sichtbar gewesen, weshalb auch die Polizei nicht habe wissen können, daß das Fahrzeug ein englisches sei.

Der englische Consul, welcher mittlerweile von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt war, begab sich sofort an Bord und forderte die Freilassung der Besatzung, sowie Genugthuung für den der englischen Flagge angethanen Schimpf. Man antwortete ihm mit Schmähungen und Bedrohung seines Lebens. Es entstand hierauf ein lebhafter Notenwechsel zwischen ihm und dem Vicekönige, welch' letzterer sich in ungebührlichen Aeußerungen erschöpfte und jeden Schadenersatz mit Verachtung zurückwies. Darauf trat der englische Minister in China, Sir John Bowring, mit denselben Forderungen auf, aber ebenfalls ohne seinen Zweck zu erreichen. Und nun erst, nach allen diesen fruchtlosen Versuchen, ließ Commodore Elliot von der „Sybille" (von 40 Kanonen) seine Schaluppen bewaffnen und auslaufen, welche sofort eine chinesische Dschonke nahmen. Es wurde darauf der Obrigkeit von Canton

ein Ultimatum gestellt mit der Bedeutung, binnen 24 Stunden die verlangte Genugthuung zu geben, sofern sie nicht wollte, daß die in den chinesischen Gewässern kreuzende englische Flotte sich der Sache annähme. Der gestellte Termin lief ab, ohne daß eine befriedigende Antwort eingetroffen wäre, worauf Admiral Seymour einige Vorwerke bombardiren und mit Sturm nehmen ließ und selbst an der Spitze von 300 Mann in den königlichen Palast eindrang. Der Vicekönig hatte seine Wohnung wohlweislich verlassen, weshalb der Admiral ihn von dem Geschehenen in Kenntniß setzen ließ, mit der Bemerkung, daß das ganze Canton die Folgen seiner Unbesonnenheit fühlen würde, wenn er eigensinnig darauf bestände, seine Pflicht zu versäumen. Hierauf kam endlich eine prahlerische Antwort des kurzen Inhalts: „daß, wenn der Admiral sich nicht sofort mit seinem heidnischen Gefolge aus dem Staube mache, jeder Engländer wie ein Hund ersäuft werden würde."

Ich lasse hier die wörtliche Uebersetzung einer jener vielen chinesischen Proclamationen folgen, welche theils heimlich, theils öffentlich verbreitet wurden:

„Ehrlose Fremdlinge haben es gewagt, die Fahne des Aufruhrs gegen die würdigen Beamten des göttlichen Kaisers aufzupflanzen; sie haben Canton angegriffen in der Absicht, die heilige Stadt zu verbrennen. Aber diese Fremdlinge haben schon ihren wohlverdienten Lohn empfangen, indem unsere unüberwindlichen Truppen dieselben zurückgeschlagen und in großer Anzahl getödtet haben. Mögen sie in allen Theilen des Himmlischen Reiches angegriffen werden! Möge jeder Chinese, der einem Engländer begegnet, denselben in Staub verwandeln! Schon sind unsere zahllosen Schiffe und unsere furchtbare Armee auf dem Wege, das Ungeziefer fortzujagen. Möge jeder echte Chinese sich diesen Truppen anschließen, um ihre Anzahl zu vermehren, damit der Fremde zittern lerne vor unserem gewaltigen Herrscher, dessen Anblick eitel Sonne und dessen Macht unbegrenzt ist!"

„Derjenige aber, welcher diesem Befehle nicht nachkommt, wird

als Landesverräther angesehen und der schrecklichsten Strafe anheimfallen. Hört und gehorcht!"

Whampoa, am 9. Tage des 12. Monats. — Tschyn Tos, Mandarin-Gouverneur.

Bald merkten wir sogar am Bord des Shannon, daß die in den Proclamationen ausgesprochene Bitterkeit wirklich vorhanden war. — Das Kanonenboot „Haugthy" lief eines Tages mit acht verwundeten Matrosen in den Hafen von Hong-Kong ein, die zu einer englischen Corvette gehörten, deren Schaluppen mit chinesischen Seeräubern ein Gefecht bestanden hatten, in welchem eine Dschonke genommen, mehrere Engländer getödtet und andere schwer verwundet worden waren. Von Ningpo kam die Nachricht, daß die Feindseligkeiten zwischen den Chinesen und Portugiesen den höchsten Punkt erreicht hätten und letztere total geschlagen seien.

Es schien mir aus dem Benehmen der Chinesen täglich mehr hervorzugehen, daß sie uns auf alle Weise zu schaden und auf unseren Untergang hinzuarbeiten suchten, und es mußte uns überraschen, dieselben Leute plötzlich so stolz und anspruchsvoll auftreten zu sehen, welche bisher wegen ihrer friedlichen, höflichen und dienstfertigen Natur bekannt waren.

Ich ging eines Tages allein in der Umgebung der Stadt spazieren, als ich mich plötzlich von einem Pöbelhaufen umringt sah, der mich unter einer Fluth von Schimpfwörtern in Stücke zu zerreißen drohte. Mein Stock — die einzige Waffe, die ich bei mir führte — war hinreichend, die Angreifenden in gebührender Entfernung zu halten, ein Umstand, der mir eben keine große Vorstellung von dem persönlichen Muthe eines Volkes gab, das sonst als Muster der Großsprecherei und Prahlerei aufgestellt werden kann. Der Kampf zwischen den Engländern und Chinesen ist reich an Beweisen, daß die Letzteren sehr ungeschickte Krieger und keineswegs beherzt sind in der Stunde der Gefahr.

Bei meiner Ankunft in China befanden sich 648 Kanonen auf

den indisch-chinesischen Stationen, welche auf 2 Linienschiffen, 5 Fregatten und mehreren kleineren Schiffen vertheilt waren. Wenn man in Betracht nimmt, daß die chinesische Regierung durch einen bloßen Wink Tausende und aber Tausende von Bewaffneten herbeirufen kann, die sich, einer furchtbaren Lawine gleich, auf die geringe Anzahl der Feinde stürzen und dieselben mit einem Schlage vernichten könnten, so muß man es für elende Feigheit halten, wenn sie sich damit begnügt, die Gegner durch schwülstige Bekanntmachungen in Schrecken zu setzen. Liljevalch sagt sehr richtig (in seinem Werke über den chinesischen Handel), daß alle in Canton wohnenden Fremden bei einem ernsten Volksauflaufe gemordet, ihr Eigenthum, dessen Werth auf viele Millionen geschätzt wird, geplündert und verbrannt sein kann, ehe man Hülfe aus dem 20 schwedische Seemeilen entfernt liegenden Hong-Kong herbeizurufen vermag.

Wer unter uns aber bei dem Anblicke dieser oftmals blutigen Auftritte gehofft hatte, selbst einige Lorbeeren in dem beginnenden Kampfe zu pflücken, sah sich in seinen Erwartungen betrogen. Es schlugen von einer anderen Seite her Hülferufe an unser Ohr, die der größten Verzweiflung ausgepreßt waren, und zwar von einer Seite, wo die englische Macht mit einem weit sichereren Untergange bedroht war, als in China. Jede ankommende indische Post brachte die beunruhigendsten Berichte über das Umsichgreifen des Aufruhrs und ausführliche, haarsträubende Beschreibungen der Greuel und Schändlichkeiten, welche täglich an den Europäern — Männern, Frauen und Kindern — verübt wurden; Plünderungen, Mordbrand, unter Höllenqualen verstümmelte junge Mädchen, Hekatomben von Kindern, die mit ausgesuchtester Grausamkeit zu Tode gemartert wurden, kurz eine Reihe der entsetzlichsten, wenn auch theilweise übertriebenen Schilderungen, welche laut nach Rache riefen. Es war traurig, zu sehen, wie meine Kameraden von diesen Nachrichten in das Herz getroffen wurden. Ihr Schmerz machte sich weder in Klagen noch Verwünschungen Luft — sie blieben stumm und gedankenvoll, wie dies bei einem

wahrhaft tiefen Kummer der Fall zu sein pflegt, und wenn man den Vorsatz gefaßt hat, in Uebereinstimmung mit seinem Rechtsgefühle zu handeln.

Einer dieser Berichte bestimmte Lord Elgin, den Shannon sofort mit einem Transport Seesoldaten direct nach Indien zu schicken; er sah ein, daß seine Gegenwart daselbst augenblicklich nothwendiger sei, als in China, und beschloß deshalb, uns zu begleiten. Ich freute mich, daß wir plötzlich auf einem ganz anderen Theater auftreten sollten, als das, für welches wir bestimmt waren — es sollte eine neue Welt vor mir aufgehen, und ich ahnete, daß ich an weltgeschichtlichen Ereignissen theilnehmen würde.

Fünftes Capitel.

Eine kurze Schilderung Indiens und seiner Erzeugnisse.

Ich kann nicht umhin, bevor ich versuche, die Kämpfe von 1857 bis 1858 zur Aufrechthaltung der englischen Macht in Ostindien, in die ich auf eine so unerwartete Weise hineingezogen wurde, zu beschreiben, eine an Ort und Stelle aufgenommene Schilderung des Kriegsschauplatzes und hauptsächlich der Ursachen des Aufstandes, sowie der Geschichte und der Sitten der Einwohner vorauszusenden. Zuvörderst also von der geographischen Lage Indiens; sodann von dem Aufblühen der ostindischen Compagnie und der britischen Macht in Indien; endlich von der Organisirung und Behandlung der Sipoys, von deren Meuterei und dem Ausbruche des Aufruhrs.

Was meiner Schilderung an Vollständigkeit fehlen sollte, wird hoffentlich die Uebersicht der nachfolgenden Ereignisse nicht erschweren.

Ostindien nennt man den Theil von Asien, welcher sich südlich vom Himalaya-Gebirge und von der chinesischen Grenze in zwei ungeheueren Halbinseln bis in den indischen Ocean erstreckt.

Wir werden uns nur mit der westlichen Hälfte dieses Landes beschäftigen, weil die britische Macht sich in diesem, Europa zunächst gelegenen Theile am meisten ausgebreitet hat, während sie auf der östlichen Halbinsel nur die westliche Küste von Assam bis Singapore besitzt.

Die westliche Hälfte oder das eigentliche Ostindien wird durch das von Westen nach Osten laufende Vindhya-Gebirge in zwei Theile getheilt und im Westen vom Indus, im Osten vom Ganges durchzogen. Den nördlichen Theil nennt man Hindostan, den südlichen

Dekhan; beide zerfallen in selbstständige Staaten unter eingeborenen Fürsten, und in britische Provinzen und abhängige Länder. Bei der näheren Beschreibung dieser Länder werde ich mich an die jetzige britische Eintheilung halten.

Das britische Ostindien ist eingetheilt in die Präsidentschaften Bengalen, Madras und Bombay. Die erstgenannte besteht aus zwei Gouverneurlieutenants-Districten: das niedere Bengalen und die nordwestlichen Provinzen; die anderen beiden Präsidentschaften haben ihren Gouverneur, über ihnen steht der Generalgouverneur, welcher in Calcutta, der Hauptstadt von Bengalen und dem übrigen Ostindien, residirt.

Die bengalische General-Statthalterschaft enthält: 1. Nieder-Bengalen, oder das Land zu beiden Seiten des Ganges bis an die Stadt Mirzapur. Es zerfällt in die Provinzen Bengalen, Orissa und Behâr, die sämmtlich sehr fruchtbar und stark bevölkert sind. 2. Die nordwestlich von dieser Gouverneurlieutenantschaft gelegenen nordwestlichen Provinzen, welche aus den Landschaften Agra, Allahabad, Benares, Delhi, Miruth, Rohilkhund und Aude bestehen, und zu denen noch mehrere kleinere Landstriche gehören. 3. Das vormalige Fürstenthum der Mahratten Nagpur oder Berâr, ein Hochland in Dekhan. 4. Das Gebiet, welches sich südlich vom Sutledsch bis nach Delhi erstreckt. 5. Pandschâb oder das Land der fünf Flüsse, die nördlichste der englischen Besitzungen. Zwischen dem Sutledsch, dem Vindhya-Gebirge, dem Indus und dem Dschumna liegt ein bedeutendes Gebiet, dessen einzelne Staaten nicht unmittelbar unter der britischen Regierung, sondern in einem Bundes- oder Lehnsverhältnisse zu derselben stehen. Diese sind, vom Norden herunter gerechnet: Putterala, Bhawulpur, Bikanir, Dschessulmir (die Oase einer ungeheueren Sandwüste), Dscheypur, Merwar, die Sinde-Staaten, Bundelkhund und der Bezirk der Holkars.

Die Präsidentschaft Madras umfaßt die östliche Hälfte des ganzen südlichen Dekhan, mit den Provinzen Karnatak, Cirkars, Balaghât,

Salem, Kojambatur, Malabar und Kanara; außerdem gehören noch die annectirten Schutzländer Heyderabad, Meysore, Travankore, Kotschin und Pudukotta hierher.

Die Präsidentschaft Bombay ist gebildet aus dem kleineren, westlichen Theile des nördlichen Dekhan und besteht aus den Provinzen Konkan, Aurengabad, Bidschapur, Satara, Khandesa, Gudscherat und Sinde, die letztere zu Hindostan gehörend und an das südliche Persien grenzend. — Unter mehreren, zwischen den zur Präsidentschaft Bombay gehörigen Besitzungen gelegenen Schutzländern sind die Reiche der Holkars und Geikowar, so wie die Halbinsel Gudscherat die wichtigsten.

Hoch im Norden, an die Schneegebirge des Himalaya grenzend, liegen die, dem Namen nach, selbstständigen Königreiche Kaschmir und Nepál.

Ostindien ist reich an Flüssen, unter welchen einige zu den größten der Welt gehören. Der Indus entsteht aus der Vereinigung zweier, in den nordwestlichen Grenzgebirgen entspringenden Flüsse, strömt durch das Pandschab und Sinde und fällt in das arabische Meer. Der Nerbudda entspringt auf dem Plateau des mittleren Indiens und fällt in die Cambaybucht. Nicht weit von seiner Mündung beginnt der Godavéri seinen Lauf in entgegengesetzter östlicher Richtung durch das Gebiet von Nizam nach dem Meerbusen von Bengalen. Durch die reichen nördlichen Provinzen Rohilkhund, Aude und Bengalen fließt der heilige Ganges, an dessen einer Mündung Calcutta liegt; weiter gegen Osten endlich ist der Brahmaputra.

Die bedeutendsten Gebirge sind: 1. das Aravati-Gebirge, welches sich von Gudscherat nach Delhi hinaufzieht: 2. eine mit demselben parallel laufende Bergkette, die sich von dem an der Westküste belegenen Cambay bis nach Agra erstreckt; 3. das Vindhya-Gebirge, welches, gleichfalls von Cambay auslaufend, Hindostan von Dekhan trennt und in unzähligen Verzweigungen bis nach Bengalen hinein geht; 4. das hinter dem Vindhya gelegene Satpur-Gebirge, und

endlich 5. die westlichen und östlichen Ghâts, welche, in unmittelbarer Nähe der Meeresküste fortlaufend, das südliche Dekhan einschließen und demselben seine dreiseitige Form geben.

Folgende Angaben über den Flächeninhalt und die Einwohnerzahl Indiens sind einem Parlamentsberichte vom August 1857 entnommen:

Der Flächenraum der westlichen Halbinsel beträgt 1,466,576 engl. Q.-Meilen, von denen 837,412 auf die britischen Besitzungen, 627,910 auf die der einheimischen Fürsten, und 1,254 auf die französischen und portugiesischen kommen. Die Gesammtbevölkerung wird auf 180,884,297 Seelen geschätzt, welche auf folgende Weise vertheilt sind: in den britischen Staaten 131,990,901, in denen einheimischer Fürsten 48,376,247, und in den französischen und portugiesischen Besitzungen 517,149. Die nachstehende Uebersicht giebt darüber genaueren Nachweis.

Die britischen Staaten unter dem Generalgouverneur haben auf einem Flächenraume von 246,050 Q.-Meilen 23,255,972 Einwohner; die unter dem Gouverneurlieutenant von Bengalen stehenden Länder 221,969 Q.-Meilen und 40,852,397 Einwohner; die Länder unter dem Gouverneurlieutenant der nordwestlichen Provinzen 105,759 Q.-Meilen und 33,655,193 Einwohner; — die britischen Besitzungen des Gouvernements Madras 132,090 Q.-Meilen und 22,437,297 Einwohner; — die des Gouvernements Bombay 131,544 Q.-Meilen und 11,790,042 Einwohner; — die Länder abhängiger einheimischer Fürsten in der Präsidentschaft Bengalen 515,533 Q.-Meilen und 38,702,206 Einwohner, in der Präsidentschaft Madras 51,802 Q.-Meilen und 5,213,671 Einwohner, in der Präsidentschaft Bombay 60,575 Q.-Meilen und 6,440,370 Einwohner; endlich die französischen Besitzungen 188 Q.-Meilen und 203,887 Einwohner, und die portugiesischen Besitzungen 1,066 Q.-Meilen und 313,262 Einwohner.

Um sich einen Begriff von der Ausdehnung und Macht dieses Landes zu machen, braucht man nur obige Zahlen mit dem Flächenraume

und der Volksmenge Europas zu vergleichen, von denen der erstere auf 2,793,000 Q.-Meilen und die letztere auf 272 Millionen Seelen geschätzt wird. Wenn wir hiervon die 1,758,700 Q.-Meilen abziehen, welche Rußland, Schweden und Norwegen einnehmen, so bleibt für das ganze übrige Europa ein Flächeninhalt von 1,034,300 Q.-Meilen, also ist Indien um ein Dritttheil größer, als diese sämmtlichen Länder. Die Volksmenge des gesammten Europa beträgt 272 Millionen; wenn wir davon die Bevölkerungen Rußlands, Schwedens und Norwegens abrechnen, welche sich auf etwa 67,072,820 Seelen belaufen dürften, so bleibt für die übrigen europäischen Länder eine Einwohnerzahl von 204,927,180 Seelen, somit nur 24 Millionen mehr, als Indien besitzt.

Die Bevölkerung Indiens ist sehr ungleich vertheilt; während man in einem ausgedehnten Landstriche in Bengalen (Bardukhân) 600 Menschen auf die engl. Q.-Meile zählt, findet man deren in gewissen waldigen Gegenden nur 10 auf die Q.-Meile.

Die Einwohnerzahl der großen Städte nimmt jährlich mehr ab; obgleich dieselben unsere europäischen Hauptstädte an Ausdehnung bei weitem übertreffen, ist doch ihre Bevölkerung verhältnißmäßig viel geringer, als bei uns. So z. B. hat Calcutta 300,000 Einwohner (ausschließlich der Vorstädte), Benares 200,000; nur allein die Pilger, welche hierher wallfahrten, schätzt man jährlich auf 100,000.

Ein Land, welches sich vom 8. bis zum 35. Gr. nördl. Breite erstreckt, dem Seewinde ausgesetzt und von himmelhohen, mit ewigem Schnee bedeckten Bergen begrenzt ist, mit unabsehbaren Ebenen, ohne jeglichen Schutz vor den senkrechten Strahlen einer tropischen Sonne, muß natürlicherweise die größte Verschiedenheit des Climas aufweisen. Das Thermometer geht im Schatten nicht selten auf 46 bis 50 Gr. Celsius; in der wärmsten Zeit trocknen die Bäche aus, die kleineren Flüsse werden zu Bächen und die größeren gleichen schmalen Canälen, deren Wasser in dem sandigen Bette mühsam vorwärts schleicht. In den nördlichen und in hoch gelegenen Gegenden ist der Boden im Winter einige Stunden vor Sonnenaufgang mit Reif bedeckt; in den

südlichen und flachen Gegenden gleicht hingegen die stärkste Winterkälte dem, was unser Kalender eine „gelinde Wärme" zu nennen pflegt. Die Regenzeit tritt in Indien sehr regelmäßig ein und ist Allen erwünscht. Der Regen kommt mit Südwestwind (Monsoon) und dauert vom Juni bis October. Der Zufluß von Wasser ist unbeschreiblich, besonders an den Küsten und in den Ebenen, die nicht durch Berge geschützt sind. Das Hochland von Dekhan, welches durch die Ghâts vor dem Südwestwinde geschützt ist, erhält seinen Bedarf an Wasser im October und November, in welchen Monaten der Wind aus Nordost über den Meerbusen von Bengalen kommt. Um sich einen Begriff von dieser ungeheueren Wassermenge machen zu können, muß man sie selbst gesehen haben; man hat berechnet, daß der hier fallende viermonatliche Regen über zweimal so viel Wasser bringt, als ein zwölfmonatlicher in England.

Man kennt hier eigentlich nur drei Jahreszeiten: die Regenzeit, die heiße und die gemäßigte Zeit, welche letztere von längerer Dauer ist, als die erstgenannten.

Die Fruchtbarkeit und der Reichthum Indiens sind sprüchwörtlich geworden. Die tiefen Waldungen sind reich an den schönsten, herrlichsten Nutzholzbäumen, unter denen z. B. der Tekum, welcher das Teakholz liefert, das, vorzüglich zum Schiffsbau verwandt, an Härte und Güte dem Eichenholze gleichkommt; ferner der Sál. ein vortreffliches Bauholz, Sandel- und Ebenholzbäume, deren Menge unerschöpflich ist, Tamarinden, Mangoes, Sissoo, Bananen und Baumwollenbäumen, welche nicht mit dem niedrigen, gewöhnliche Baumwolle tragenden Strauche verwechselt werden dürfen; auch der Babul (Mimosa arabica) mit seinen wohlriechenden gelben Blüthen wächst im Ueberflusse in Wäldern und Ebenen. Die Maulbeerbäume werden mit Sorgfalt gepflegt, die Cocos-, Areca- und andere Palmen sind in großer Mannigfaltigkeit vertreten. Von der Frucht (Nuß) der erstgenannten Palmenart kennt man überall den lieblichen Geschmack des Fleisches und des nahrhaften Saftes, sowie die Nutzanwendung der harten Schale; weniger bekannt dürfte es sein, daß aus der die Nuß-

schale zunächst umgebenden Hülle die besten Ankertaue gesponnen werden. Der Stamm taugt eigentlich nicht zum Bauholz, wird aber wegen seiner Länge zu leichten Brücken und Röhren in den Wasserleitungen benutzt. Der Bambus ist hohl, leicht und doch stark dabei, und liefert das sehr begehrte Material zu Lanzen, Zeltstangen, Masten (auf Kähnen und Böten), Körben, Matten u. s. w. Die Palmenblätter dienen zur Deckung der Dächer und Bekleidung der Wände. Die Arecapalme trägt eine Nuß, welche, mit dem scharfen Betelblatte und dem Catechuharze vermischt, allen Classen als Kaumittel dient. Der Mahua (ein Nutzholz von der Größe der Eiche) hat eine dicke, fleischige Blüthe, die einen berauschenden Saft enthält.

Der Himalaya ist mit dem reichsten, mannigfaltigsten Pflanzenwuchse bedeckt. Nadel- und Laubholz, europäische und asiatische Baumarten, Alpenrosen und unzählige herrliche Gesträuche schmücken die Abhänge seiner Berge. Pfeffer und Cardamomm wachsen im Ueberflusse an der Westküste, — der Caneel (Zimmet) ist alleiniges Eigenthum der Insel Ceylon geblieben; — Capsicum, Ingwer, Coriander und andere Gewürze findet man auf allen Feldern. Die wildesten Berghöhen sind mit einem dichten, wohlriechenden Grase überzogen, aus welchem man ein Oel preßt, das für die Narde der Alten gehalten wird. Campher, Aloë, Cassia und andere Bedürfnisse unserer Apotheken werden hier als Bäume und Gesträuche angetroffen; die Seen und Teiche sind mit den herrlichsten Wasserpflanzen bedeckt, deren saftige Blätter und an Farbenpracht wetteifernde Blumen einen wahrhaft zauberhaften Anblick gewähren.

In den Ebenen findet man Baumwolle-, Tabak- und Mohnpflanzungen, Zuckerrohr u. s. w.; in anderen Gegenden baut man nur jene Gewächse, welche die bekannten werthvollen Färbestoffe liefern, wie z. B. Indigo; auch Flachs, Senf, Sesam und andere nützliche Pflanzen werden cultivirt.

In Hindostan wird das Brod aus Weizen bereitet, in Dekhan hingegen bedient man sich dazu größtentheils des Dschowár (Holcus

sorgum) und des Bájra (Holcus spicatus). Der Reis dient hauptsächlich in Bengalen und Behár als Nahrungsmittel.

Es ist jedoch ein Irrthum, wenn man glaubt, der Reis sei in Ostindien die tägliche Nahrung; es giebt einige Gegenden des Landes, wo derselbe zu den Fest- und Luxusgerichten gehört; er wird freilich fast überall gebaut, nur, je nach der Beschaffenheit des Bodens, in größerer oder kleinerer Quantität. Er gedeiht am besten an den Abhängen der Berge, wo er vor heftigen Winden geschützt ist und reich gespeiste Wassergräben in der Nähe hat.

Gerste sieht man selten, Hafer und Erbsen scheinen gänzlich unbekannt zu sein. Der Mais wird nur wegen seines Strohes gebaut; die Landleute rösten und essen die Frucht, so lange sie jung und weich ist, doch habe ich nie gehört, daß dieselbe zum Brodbacken benutzt wird.

Hülsenfrüchte und Gemüse giebt es in den verschiedensten Sorten. Die ärmeren Classen verbrauchen eine außerordentliche Menge von Mangoes und Wassermelonen, welche überall an den Ufern der größeren Flüsse anzutreffen sind; Kürbisse und Gurken werden nicht allein an, sondern auch auf den Häusern gepflanzt, so daß die mit Laub und Blumen bedeckten Hütten einer Laube gleichen. Die Mangoes gehören ohne Widerrede zu den schmackhaftesten Gartenfrüchten; auch die Bananen, Guaven, Weintrauben (die hier nicht zur Weinbereitung dienen), Apfelsinen und Citronen sind von vorzüglicher Güte. Feigen sind nicht allgemein; man findet sie bei Puna in Dekhan, und zwar von einer Qualität, wie man sie nirgend schöner hat. Die Ananas trifft man überall, in Pegu wächst sie wild. In letzter Zeit hat man mehrere chinesische und europäische Gewächse zu acclimatisiren gesucht, von denen die Pfirsiche und die Erdbeere sehr gut gedeihen; die Aepfel bleiben klein und schlecht; Birnen und Pflaumen hat man noch nicht erzielen können.

Man rechnet in einigen Gegenden zwei, in anderen drei Erntezeiten. Bájra, Dschowár, Reis und anderes Getreide werden bei einbrechender Regenzeit gesäet und am Ende derselben geerntet; Weizen, Gerste und Hülsenfrüchte reifen im Winter und werden im Frühling gemäht. Das

Futter für die Zugthiere (Pferde, Kameele u. s. w.) besteht aus Hülsenfrüchten. In Hindostan giebt es eine Art, Tschauna genannt, aus deren Blättern Essig gepreßt wird; eine andere, in Dekhan heimische, hat eine erbsenartige Frucht (Gulti), welche gekocht werden muß, ehe sie für das Vieh genießbar wird.

Die indischen Waldungen sind der Aufenthalt unzähliger wilder Thiere, unter denen der Elephant, das Rhinoceros, der Bär und der Büffel am häufigsten sind. Tiger, Panther, Leoparden, Schakals und die ihnen verwandten Thiere sind freilich eben so zahlreich vorhanden, aber vorzugsweise in kleineren Holzungen und im hohen Grase, wo man auch Wölfe, Hyänen und wilde Schweine antrifft. Der Löwe zeigt sich nur in einzelnen Gegenden und ist nicht sehr gefürchtet; auf den Feldern findet man zahlreiche Heerden von Antilopen, Rehen und Hirschen, aber auch Schlangen und Eidechsen in Menge. In den Niederungen des Flachlandes sieht man Schaaren von weißen Kranichen und Reihern, während Affen, Papageien und Pfauen in den nahegelegenen Hainen ihr disharmonisches Concert zum Besten geben. Die Binnenseen und Teiche sind fischreich; auf den Sandbänken der letzteren hält das Crocodil seine Siesta, doch immer bereit, beim geringsten Zeichen von Gefahr in der Tiefe zu verschwinden. Das Crocodil hat freilich ein widerwärtiges Aussehen, ist aber bei weitem nicht so gefährlich, als man es sich vorstellt. Man erzählte mir, daß es in einigen Gewässern eine Spielart davon giebt, die so zahm oder scheu ist, daß man sich furchtlos in der Nähe derselben badet.

Im Mineralreiche haben nur der Diamant und das Eisen eine größere Aufmerksamkeit gefunden. Man verfertigte hier früher einen Stahl, der eines so ausgebreiteten Rufes genoß, daß man nach dem Ausspruche älterer persischer Dichtungen ein Wunderwerk in ihm erblickte. Man bedient sich desselben noch heutigen Tages bei der Anfertigung der Khôrasan- und Damascenerklingen. Unter den hier anzutreffenden edleren Steinarten nenne ich nur den Opal, Amethyst, Granat, Chrysolith, Carneol, Beryl, Achat u. s. w. Die meisten und

schönsten Perlen liefert Ceylon. Salz gewinnt man in reichlicher Menge aus den Gebirgen im Pandschâb, aus dem Wasser des Sambar- und Ajmirsees und aus dem Seewasser. — Salpeter ist gleichfalls im Ueberflusse vorhanden.

Obgleich es in Indien viele und sehr schöne Pferde giebt, benutzt man dieselben doch weniger zum Ziehen als zum Reiten; zum Ackerbaue und Waarentransporte bedient man sich der Ochsen, welche sich auch bei unseren Märschen als besonders zweckmäßig zur Fortschaffung der Kanonen erwiesen; beim Transport des Gepäcks von größerem Umfange und schwerer Beschaffenheit zogen wir jedoch die Elephanten vor. Büffel giebt es in großer Menge; sie sind stärker als die Ochsen und deshalb sehr nützlich vor dem Pfluge auf schwerem und sumpfigem Boden. Schafe und Ziegen sind allgemein. Das Schwein wird nur von den niederen Classen gezüchtet. Federvieh sieht man in den kleineren Städten selten, da die Hindu einen Widerwillen gegen das Fleisch desselben haben.

Es fiel den Engländern ungemein auf, daß man den Ochsen als Zugthier benutzte; ich hatte dies von Kindheit an gesehen und konnte deshalb nicht in ihren tadelnden Spott einstimmen, weshalb sie mich frugen, ob es wirklich möglich sei, daß man erst alle Kraft aus dem armen Thiere zöge und dann mit seinem zähen, groben, alten Fleische fürlieb nähme! Ebenso hart tadelten sie, daß man die Frauen zu Feldarbeiten zwänge, wodurch sie in ihren Augen zu Sclavinnen gemacht, ihrem eigentlichen Wirkungskreise entrissen und entwürdigt würden.

Bei dem Entwurfe militairischer Operationspläne muß man besondere Rücksicht auf die ungleiche Bildung der indischen Landstriche und die periodischen Witterungsverhältnisse nehmen. Wer sich mit einer Armee in Bewegung setzt, ohne Kenntniß des Terrains oder der regelmäßigen, vom Wetter herbeigeführten Veränderungen desselben, ist bald verloren. Die Richtung, welche man bei diesen Operationen einschlägt, ist gewöhnlich von den zahlreichen Gebirgspässen vorgeschrieben, in die man sich nicht wagen darf, ohne zu wissen, welchen

Veränderungen der Temperatur man während des Durchzuges ausgesetzt werden kann.

Die eigentlichen Feldzüge werden während der Regenzeit unterbrochen und erst am Ende derselben wieder aufgenommen, wenn die Wärme einen gelinderen Grad angenommen hat und die Nahrungsmittel im Ueberflusse vorhanden sind. Man verlegt das Schlachtfeld am liebsten in die Nähe eines größeren Gewässers und sucht in Ermangelung einer passenden Gegend das Zusammenstoßen mit dem Feinde zu vermeiden; deshalb wetteifert man, einen solchen Platz zuerst zu erreichen, weil Derjenige, der den Vorsprung erlangt und sich in den Besitz desselben gesetzt hat, sich schon halb und halb als Sieger betrachten kann.

Sechstes Capitel.

Die Hindu der alten Zeit.

Unter den Namen Indier versteht man mehrere Völkerschaften: Mahratten, Radschputen, Sikhs und Kaschmirer. Ihr gemeinschaftlicher Name Indier ist nicht einheimischen Ursprunges, sondern stammt von den alten Persern, welche ihn dem Indus, einem Hauptflusse des Landes, entlehnt haben; die ursprüngliche Lesart ist Hindu oder Hindus, woraus die Europäer Indier gemacht haben. Als man bei der Entdeckung von Amerika den neuen Welttheil für einen Theil von Indien ansah, benannte man die Eingeborenen dieses Landes ebenfalls Indier, obwohl sie weder zu dem indischen Volksstamme, noch zu der kaukasischen Rasse gehörten. In neuerer Zeit hat man die Ureinwohner von Amerika zum Unterschiede von den eigentlichen Indiern Indianer, die Einwohner Ostindiens aber Hindu oder Indier genannt.

Die Indier gehören zu den ältesten Völkern der Erde und haben schon viele Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung ein selbstständiges Volk gebildet. Ueber ihre früheste Vergangenheit erfährt man nichts Gewisses, weil die in ihren ältesten geschichtlichen Werken enthaltenen Berichte auf unzuverlässigen und oftmals ungereimten Ueberlieferungen beruhen; andere Völker, die uns Aufschlüsse darüber zu geben versucht haben, wie die Griechen, sind erst spät mit den Indiern in Berührung gekommen. Somit gehen die ersten bestimmten Nachrichten über dies interessante Land nicht weiter als etwa 300 v. Chr. zurück, als Alexander der Große einen Theil desselben eroberte. Die Indier sind nicht die ersten Bewohner des Landes gewesen; es scheint vielmehr,

als ob jene gebildeten Völker, welche, von anderer Herkunft, mit anderer Sprache und anderen Sitten, noch jetzt in einigen Theilen Indiens leben, das Land zuerst bewohnt und besessen haben, bis sie von den Indiern verdrängt wurden. — Die Letzteren sind nach ihrer eigenen Angabe von Nordwesten in das Land gekommen und haben wahrscheinlich erst das nördliche Flußgebiet des Ganges bewohnt. Das dürfte vielleicht auch die Ursache sein, daß diese Gegend noch heutigen Tages für heilig angesehen und der Berg Meru am Himalaya für den Mittelpunkt der Erde und den Wohnsitz der Götter gehalten wird.

Die indischen Volksstämme redeten verschiedene Sprachen, welche einander aber ähnlich und nahe verwandt waren und deshalb mit dem gemeinsamen Namen Sanskrit benannt wurden. Diese Sprache, welche zu den schönsten, reichsten und vollkommensten gehört, war die Hauptsprache der Religion und der Literatur; daher auch ihr Name, denn Sanskrit bedeutet: die reine, heilige oder classische Sprache, also ein Gegensatz zu der gemeinen oder Volkssprache.

Berühmte Geschichtsschreiber haben behauptet, daß diese Sprache aufgehört habe, zu den lebenden zu gehören; das ist gewißermaßen wahr als allgemeine Regel, welche aber ihre Ausnahme findet. Mr. Burne, ein Engländer oder Schotte von Geburt, hat nämlich vor nicht langer Zeit die Entdeckung gemacht, daß einer der in den Gebirgsgegenden Hindukhus wohnenden Volksstämme noch heute das Sanskrit spricht; dies Volk zeichnet sich, nach seinem Berichte, durch Körperschönheit aus, hat eine weiße Haut und blaue Augen, wird aber, da es sich nicht zur muhamedanischen Religion bekennt, von allen benachbarten Völkerschaften gehaßt und „Ungläubige," Kafirs oder Siaposch, gescholten. Mr. Burne's Entdeckung ist um so merkwürdiger, da man sich, gestützt auf geschichtliche und sprachliche Untersuchungen, zu der Annahme berechtigt glaubte, daß das zwischen dem caspischen Meere und Hindukhu belegene Land die Wiege für jene zahlreichen, an Körperbau und Sprache verwandten Völkerschaften gewesen sei, welche von Anfang der geschichtlichen Zeiten an Europa und

das südwestliche Asien bewohnt hatten, nämlich die höheren Kasten in Hindostan, die persischen, römisch-griechischen, slavischen, germanisch-scandinavischen und keltischen Völker.

Von anderen, alten und todten, indischen Sprachen erwähne ich das Pali und Prakrit. Das erste, mit dem Sanskrit nahe verwandt, wird nur von den Buddhisten, im östlichen Indien und auf der Insel Ceylon, beim Gottesdienste und in der Literatur benutzt. — Die heiligen Schriften der Dschaina-Secte sind in der Pali-Sprache geschrieben. Das Prakrit hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem Sanskrit; schon der Name bedeutet die niedere, gemeine Sprache.

Der merkwürdigste Zug der Staatsverfassung der Hindu ist die im Menus-áinon-Ká majmúa oder dem ältesten indischen Gesetzbuche festgestellte Eintheilung in Kasten oder Rangclassen. Es waren ihrer vier: die Kaste der Priester (Braminen), die Kaste der Krieger (Eschatriyas), die Kaste der Ackerbauer und Kaufleute (Veisayas) und die Kaste der Arbeiter oder eigentlich Sclaven (Súdras).

Obgleich die Grenzlinie zwischen den Braminen, Eschatriyas und Veisayas sehr scharf gezogen und beobachtet wurde, gab es doch Berührungspunkte für diese drei Kasten, in denen sie ein zusammenhängendes Ganzes bildeten. Dies geschah z. B., wenn sie gemeinschaftlich an gewissen religiösen Gebräuchen Theil nahmen und denselben Gesetzen unterworfen waren. Die vierte Kaste (Súdras) wurde als ausgestoßen betrachtet und war ein willenloses Werkzeug in den Händen der anderen.

Der Bramine war der Vertreter der höchsten irdischen Macht, der selbst die der Fürsten untergeordnet wurde. Seine Person war heilig. und das geringste Vergehen gegen dieselbe wurde als ein schweres Verbrechen angesehen; wer sich so weit vergaß, ihn zu schmähen oder gar Hand an ihn zu legen, wurde mit den schrecklichsten Martern und dem schimpflichsten Tode bestraft, ja mit Fortsetzung dieser Strafen in jenem Leben bedroht.

Das Leben des Braminen zerfiel in vier Hauptperioden. Während der ersten war er Schüler und nur mit dem Studium der gött-

lichen Offenbarungen und religiösen Gebräuche beschäftigt, welche in den Vedas (der heiligen Schrift der Hindu, die auf Palmenblätter eingegraben ist) enthalten sind; er mußte sich von allen weltlichen Beschäftigungen und Zerstreuungen zurückziehen und durfte sein an Entbehrungen reiches Leben nur durch Almosen fristen. In der zweiten Periode trat er auf als Mann, Familienvater und dienstthuender Bramine bei den Opferfesten, theilte Almosen aus u. s. w. Die dritte Periode brachte er meistens als Eremit in den Wäldern zu, nur mit einem Ziegenfelle bekleidet, ohne Hütte noch Feuerstätte; er ließ Nägel und Haar wachsen und schlief auf der bloßen Erde. Zu den ihm auferlegten strengen Bußübungen gehörten unter anderen, daß er seinen Körper dem heftigsten Regen aussetzen, im Winter nasse Kleider tragen und im Sommer während der stärksten Hitze in den brennenden Sonnenstrahlen und zwischen fünf Feuern sitzen mußte. Während der vierten Periode waren ihm wieder ähnliche Bußübungen auferlegt, doch stand es ihm frei, sich derselben zu enthalten und sich des Lebens zu freuen, d. h. in einer edleren Bedeutung des Wortes.

Die Braminen hatten allein das Recht, die Gesetze auszulegen, und der regierende Fürst mußte immer einen Mann dieser heiligen Kaste als Rathgeber zur Seite haben. Ihre Macht war grenzenlos, ihre Reichthümer ansehnlich, und beide durch die strengsten Gesetze geschützt. Wenn ein Bramine einen Schatz fand, gehörte er ihm; wenn ein Anderer dasselbe Glück hatte, nahm der Fürst die eine Hälfte und der ihm als Rathgeber zur Seite stehende Bramine die andere, um die Staatscasse zum allgemeinen Besten zu bereichern. Wenn Jemand dem Tempeldiener ein Stück Vieh stahl, wurde ihm als Strafe die Hälfte des einen Fußes abgehauen.

Die Kaste der Krieger, obgleich nicht so geehrt, als die der Priester, genoß nichtsdestoweniger großes Ansehen und in Folge dessen ebenso großes Vertrauen. Braminen und Cschatriyas standen in nahem Verkehr; denn schon damals sah man ein, daß, wenn Altar und Schwert zum Schilde eines engeren Bundes zweier Abtheilungen

ungleichen Ansehens gemacht wurden, die Angehörigen dieses Bundes den bestehenden Gesetzen ungestraft trotzen und dem Volke oder dem sogenannten großen Haufen nach eigenem Gefallen neue Gesetze vorschreiben konnten.

Die Kaste der Ackerbauer und Kaufleute wurde freilich geduldet, aber im Ganzen wenig geachtet. Man forderte von ihnen, daß sie sich in gebührender, ehrfurchtsvoller Entfernung von den höheren Kasten halten und nicht um Staatsangelegenheiten kümmern, sondern nur ihrem Berufe obliegen sollten; daß sie ferner fleißig in den heiligen Büchern läsen, dem Gottesdienste beiwohnten, Almosen gäben und gegen geringe Zinsen Geldsummen zum Verleihen bereit hielten.

Der Súdra oder der der arbeitenden Classe Angehörende hatte keine Rechte, sondern nur Pflichten. Das einzige ihm Erlaubte war, zu opfern, um sich von seinen Sünden zu reinigen, aber um diese feierliche Handlung zu vollziehen, mußte er um die Anwesenheit eines Braminen bitten; doch durfte dieser in Gegenwart des Súdra nicht in den Vedas lesen, wodurch er selbst der ewigen Verdammniß (Asamvrita) anheimgefallen wäre. Man kann sich einen genaueren Begriff von der Lage dieser unglücklichen Kaste machen, wenn man hört, das dem Súdra, wenn er unbedachter Weise ein Mitglied der höheren Kasten durch seine Reden verunglimpfte, zur Strafe die Zunge gespalten wurde.

Die Männer der beiden ersten Kasten hatten das Recht, eine Frau aus einer niedereren Kaste zu nehmen, welche aber nicht den Ehrenplatz in der Familie beanspruchen durfte. Heirath mit einer Frau aus höherer Kaste war nicht gestattet; geschah es dennoch, so wurde die Uebertretung des Gesetzes streng bestraft und die Kinder dieser Ehe der Kaste zugetheilt, welche unter der der Eltern stand.

Der Sohn eines Braminen von einer Mutter aus zweiter Kaste nahm seinen Platz, der Rangordnung gemäß, zwischen Vater und Mutter; die Töchter aus solcher Ehe und deren Töchter wurden zur heiligen Kaste gezählt — aber nur, wenn sie sich bis zum siebenten Gliede nur mit Braminen vermählten. Der Sohn eines Súdra und einer

Frau der ersten Kaste hieß man Tschandala, das ist: der Elendeste der Sterblichen.

Die Regierungsform war eine unumschränkt monarchische. Der Regent wählte sieben Rathgeber, welche der Kaste der Krieger angehören mußten und dem Volke gegenüber ohne Verantwortlichkeit waren; an ihrer Spitze stand ein Bramine, auf dessen Vorstellungen der regierende Fürst hören und denselben Folge leisten mußte, wenn er beim Volke beliebt bleiben wollte.

Die Staatseinkünfte bestanden hauptsächlich in Getreide und Erzeugnissen des Ackerbaues. Die Kaufleute entrichteten eine jährliche Abgabe, welche ihrem mehr oder weniger einträglichem Geschäfte angepaßt war. Von jedem Handwerker forderte man wöchentlich einen Arbeitstag.

Für Viehstand, Edelsteine und edle Metalle erlegte man eine jährliche Steuer von $\frac{1}{50}$ Procent, nach dem Werthe der Waare berechnet. Für Korn $\frac{1}{12}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{8}$ Procent von der Ernte, je nach der Beschaffenheit des Bodens und der größeren oder geringeren Schwierigkeit in der Cultur desselben. Für jährliche Einkünfte des Handels mit Holz, Honig, Parfümerien 2c. ebenfalls $\frac{1}{8}$ Procent u. s. w.

Wenn ein Regent das Scepter ergriff, mußte er sich zuvor eidlich verpflichten, über die Unantastbarkeit der Gesetze zu wachen, sich mit ehrenhaften, unbescholtenen Männern zu umgeben, auf die Rathschläge der Braminen zu hören und ihre Kaste mit Ehrfurcht zu behandeln; ferner lag ihm ob, die Festungen seines Landes in gutem Stande zu erhalten und reichlich mit Mundvorrath zu versehen, für das Wohl seiner Unterthanen zu sorgen, sein Amt mit Gerechtigkeit zu verwalten und vor Allem darauf zu achten, daß die Vorschriften der heiligen Religion auf das Genaueste befolgt würden.

Die Regeln der Kriegskunst waren sehr einfach; man sieht deutlich, daß die Hindu damals nicht die praktische Geschicklichkeit hatten, die sie jetzt auszeichnet; so liest man in den Büchern damaliger Zeit, daß hundert Bogenschützen in einer Festung im Stande waren, sich

gegen 10,000 Mann zu vertheidigen, — ein Beweis, daß ihre Kunstfertigkeit im Angriffe der in der Vertheidigung bedeutend nachstand. Die Armee bestand aus Reiterei und Fußvolk; die Waffen in Bogen, Pfeil, Schwert und Schild. Sie bedienten sich auf ihren Kriegszügen der Elephanten, so wie einer Menge Wagen, welche ihnen von größter Wichtigkeit waren. Die Kriegsgesetze waren sehr mild, der Gebrauch vergifteter Waffen oder mit Widerhaken versehener Pfeile streng verboten; unbewaffnete Feinde, oder solche, die im Streite die Waffen eingebüßt hatten, oder gar besiegte, die um Gnade baten, konnten mit Gewißheit auf eine milde Behandlung rechnen.

Die Handhabung der Gesetze — von dem Regenten mit Beihülfe seiner Rathgeber und der zugezogenen Braminen ausgeübt — zeugt von keiner höheren Ausbildung des Rechtsbewußtseins; schon darin lag etwas Widriges, daß dem eigentlichen Regenten 5 und wohl auch 10 Procent der aufgelegten Strafgelder zufielen. Schlosser hat daher sehr recht, wenn er in seiner Weltgeschichte sagt: „Wie sehr ein Volk, das in der Knechtschaft der Priester und in den Fesseln einer unabänderlichen Verfassung schmachtet, in seiner Entwickelung gehemmt wird, sehen wir in Indien, wo noch heutigen Tages die grausamsten Strafen und Ordalien (Gottesurtheile) in Anwendung kommen. Während bei allen anderen Völkern die Milderung der Strafen Hand in Hand mit der fortschreitenden Bildung ging, sind dieselben in Indien immer dieselben geblieben. Die alten Griechen, die Christen des Mittelalters schafften im Laufe der Zeit die Gottesurtheile ab und ließen die Aussage der Zeugen genügen; in Indien aber existiren dieselben noch jetzt, und zwar in neun verschiedenen Arten, welche in Feuer- und Wasserproben und dergleichen abergläubischen Beweismitteln bestehen."

Die Bestimmung der Strafen beruhte nicht auf einem gesunden Rechtsbegriffe; es scheint vielmehr, als ob bei der Aufstellung der Strafgesetze jedes menschliche Gefühl erstickt worden wäre. Die Strafen stehen in gar keinem Verhältnisse zu dem begangenen Verbrechen. Wer einen Priester geschlagen oder denselben bestohlen hatte, wurde ebenso bestraft,

wie Derjenige, welcher sich betrunken hatte. Er wurde, einerlei, zu welcher Kaste er gehörte, mit einem glühenden Eisen auf der Stirn gebrandmarkt und für vogelfrei erklärt. Wenn aber ein Priester sich eines dieser Vergehen schuldig machte, erlegte er eine unbedeutende Geldbuße, blieb im Besitze seines Eigenthums und wurde auch des Umganges mit seiner Familie nicht beraubt. Die Ehe wurde als eine heilige Stiftung angesehen und durch strenge Gesetze geschützt. So gehörte es zu den Uebertretungen der ehelichen Pflichten, wenn ein Mann die Frau seines Nächsten anredete, wenn er mit ihr auf der Wallfahrt, im Walde oder an der Vereinigung zweier Flüsse zusammentraf; wenn er ihre Kleider berührte, ihr Blumen schickte u. s. w. Die Strafe bestand gewöhnlich darin, daß der Straffällige gebrandmarkt und verwiesen wurde. Für den eigentlichen Ehebruch gab es in diesem Leben keine Sühne; die schuldige Frau wurde den wilden, hungrigen Hunden vorgeworfen, der Mann in einem eisernen Bette festgebunden und dann verbrannt; in gewissen Fällen konnte der Schuldige sich mit einer Geldbuße von 500 bis 1000 Paras (= Silbergr.) von der Todesstrafe freikaufen; je höher der Rang des gekränkten Weibes gewesen, desto grausamer waren die zuerkannten Martern. Ein Soldat, welcher mit der Frau eines Braminen Ehebruch begangen hatte, wurde auf einem Bette von glimmendem, trockenem Grase und Schilfe langsam verbrannt. Für den Mord gab es keine feste Strafe, es kam darauf an, zu welcher Kaste der Ermordete gehörte. Kleine Diebstähle wurden durch Geldbußen gesühnt, größere mit dem Verluste der einen Hand bestraft; wurde der Dieb auf frischer That ergriffen oder der gestohlene Gegenstand in seinen Taschen gefunden, so wurde ihm der Kopf abgeschlagen. Ein des Diebstahls überführter Bramine mußte eine achtmal so große Geldbuße erlegen, als sie einem Súdra in ähnlichen Fällen zuerkannt wurde.

Wenn Jemand falsches Zeugniß ablegte, um seinen Nächsten vor der ihm zuerkannten Todesstrafe zu bewahren, so wurde dies zwar für ein Verbrechen in den Augen der Menschen, aber für eine gute That

in denen der Götter erklärt, und gestattet, den Meineid durch Geldstrafen zu sühnen; ebenso, wenn man einen Braminen durch geleisteten Meineid von einer entehrenden Strafe befreit hatte.

Was die Heirathen betrifft, so war es dem Vater streng verboten, seine Tochter zu verkaufen oder Geschenke für dieselbe anzunehmen; er hatte das Recht, sie zu verheirathen, jedoch nicht ohne ihre Einwilligung. Die Mädchen durften sich mit dem 8. Lebensjahre und selbst früher verehelichen; wenn der Vater es versäumte, einen Mann für die Tochter zu bestimmen, nachdem sie drei Jahre zu den Erwachsenen gezählt worden war, hatte sie das Recht, nach eigenem Gefallen zu wählen.

Die Hochzeitsgebräuche waren in jeder Kaste verschieden. In den niederen reichte sich das Brautpaar die Hände. Wenn ein Weib der Eschatriyas sich mit einem Braminen vermählte, hielt sie einen Pfeil in der Hand; die Veisyabraut eine Ruthe, und die Südrabraut den Zipfel eines Mantels. Eine Frau, die ihrem Manne nach acht Jahren keine Kinder geschenkt hatte, gab ihm die Freiheit, eine zweite Frau zu nehmen, unter der Bedingung, daß sie den Ehrenplatz im Hause auch ferner behaupte. Die Ehe galt für unauflöslich, was jedoch nicht buchstäblich genommen wurde: denn wenn eine Frau ohne triftigen Grund ihr Haus 12 Monate lang verließ, oder ihrem Manne untreu geworden war, hatte er das Recht, sich von ihr loszusagen. Auch in Erbschaftsangelegenheiten hatte jede Kaste ihre verschiedenen Vorschriften. Es war einem Vater gestattet, bei seinen Lebzeiten das Vermögen den Söhnen zu schenken, doch durfte er keine Verfügung darüber treffen, wie es damit nach seinem Tode gehalten werden sollte.

Der Hauptinhalt der Glaubenslehre der Hindu war das Anerkennen eines einzigen, ewigen und allmächtigen Gottes, offenbart in drei mit einander innig verbundenen Kräften: Brahma, Wischnu und Schiwa; die Elemente und einige der Himmelskörper wurden als untergeordnete Gottheiten oder eigentlich als dienende Geister angesehen.

Unter den Nahrungsmitteln gab es mehrere, welche den drei obersten Kasten verboten waren, theils vielleicht, weil sie einen Begriff des

Ekels in sich trugen, theils aus Gründen, die früher bestanden haben, jetzt aber schwer wieder aufzufinden sein dürften. Zu den verbotenen Nahrungsmitteln gehörten z. B. das Schwein und die Aas fressenden Vögel, wogegen Stachelschweine, Igel, Schildkröten und Eidechsen von dem Gesetze als gesunde Nahrung gepriesen wurden; wer einen Hahn, Schwämme oder Zwiebeln genossen hatte, konnte aus der Kaste gestoßen werden. Der Bramine durfte Ochsenfleisch genießen, aber nur bei Opferfesten und sonstigen feierlichen Gelegenheiten. Die Kuh war heilig, wie dies noch jetzt der Fall ist; wer einer solchen das Leben rettete, konnte damit den Mord eines Braminen sühnen; wer aber eine Kuh tödtete, mußte während dreier Monate streng fasten und als Viehhirt dienen.

Die Sitte der Wittwen der Braminen, sich mit dem Leichnam ihres Gatten zu verbrennen, war keinesweges vom Gesetze vorgeschrieben, sondern gründete sich vielmehr auf den Aberglauben, daß ein solcher freiwilliger Tod die Fehler des Verstorbenen sühne, seine Strafe mildere und ihn sofort einer höheren Seligkeit (von welcher es verschiedene Grade gab) theilhaftig werden ließe. Das Gesetz befahl den Wittwen, tugendhaft zu leben und ihren Verlust unter Andachtsübungen und Opfern mit Ergebung zu tragen. Der Selbstmord war in zwei Fällen gestattet: erstens alten und kränklichen Braminen, welche ihrem Leben dadurch ein Ende machten, daß sie nichts als Wasser zu sich nahmen; zweitens schwachen Fürsten, die sich ihrem Amte nicht gewachsen fühlten und dann entweder im Kampfe den Tod suchten oder denselben durch Hunger herbeiführten.

Alter, Weisheit und Gelehrsamkeit genossen große Achtung; Reichthum und Würde standen in hohem Ansehen. Die Vornehmen liebten große Pracht in ihrer Umgebung und forderten von ihren Untergebenen blinden Gehorsam und pünktliche Ausführung ihrer Befehle. Das Haupt der Familie suchte eine Ehre darin, Furcht und Vertrauen einzuflößen. Der Mann besorgte die äußeren Angelegenheiten des Hauses, die Frau die inneren, obgleich es nicht selten

geschah, daß sie, wie es bei uns der Fall ist, die Grenze ihrer Wirksamkeit überschritt. Die Hausfrau mußte nicht nur ihrem Herrn und Gemahl Gehorsam leisten, sondern auch allen männlichen Verwandten, welche als Mitglieder der Familie unter demselben Dache wohnten.

In einem paradiesischen Lande geboren, unter einer tropischen Sonne, deren Gluth er in allen seinen Pulsen fühlte, war der Mensch einem beständigen Kampfe mit den heftigsten Leidenschaften unterworfen. Der Hindu suchte seine Naturtriebe auf alle Art zu befriedigen und versagte seiner Sinnlichkeit keinen Genuß. Jagd und Fischerei gehörten zu seinen Lieblingsvergnügen, und, seines selten fehlenden Pfeiles sicher, drang er muthig in den Wald, um die wilden Thiere aufzusuchen. Die Haut des gefallenen Opfers brachte er als Siegeszeichen heim. Der Musik und dem Tanze gab er sich mit dem größten Vergnügen hin, und wenn je ein Volk es verdiente, ein poetisches genannt zu werden, so ist es vorzugsweise das der Hindu. Selbst Goethe war von den Proben indischer Dichtkunst hingerissen und drückte sein Entzücken über die „Sakontala" (von Kalidasa) in folgenden Worten aus:

„Weibliche Reinheit, schuldlose Nachgiebigkeit, Vergeßlichkeit des Mannes, mütterliche Abgesondertheit, Vater und Mutter durch den Sohn vereint, die allernatürlichsten Zustände, hier aber in die Regionen der Wunder, die zwischen Himmel und Erde wie fruchtbare Wolken schweben, poetisch erhöht, und ein ganz gewöhnliches Naturschauspiel durch Götter und Götterkinder aufgeführt."

Unter den sogenannten heiligen Schriften sind die prophetischen Offenbarungen der Vedas die vornehmsten; nach ihnen kommt das Gesetzbuch des Menu, welches man einem Herrscher der Vorzeit zuschreibt, von den übrigen Schriften nenne ich hier nur die großen Heldengedichte Mahabharata und Romayunu oder Ramajanam. Die älteste Literatur der Hindu giebt ein treues Bild ihres Charakters und ist noch jetzt ihr Stolz und ihre Freude. Sie ist ein Gemisch

von religiösen Betrachtungen und dichterischen Bildern, in denen die Einbildungskraft vollen Spielraum hat.

Es ist eigenthümlich, daß dies poetisch so reich begabte Volk so geringen Schönheitssinn zeigt, wenn es sich um Malerei und Bildhauerei handelt. Schlosser führt das Urtheil eines englischen Künstlers an, welcher sagt, die künstlerische Bildung der Hindu stehe mit den rohen Kunstversuchen der Südseeinsulaner auf gleicher Stufe; ein Urtheil, welches indeß bei schärferer Beobachtung keineswegs mit der wirklichen Sachlage übereinstimmt. Man findet in den Alterthümern aus jener Zeit Kühnheit der Anlage, Combinationsvermögen, mechanische Fertigkeit und Bekanntschaft mit der Proportionslehre — alles Dinge, in denen die obenerwähnten Insulaner so weit zurück waren, daß hier gar kein Vergleich stattfinden kann. In den unvergänglichen Bauwerken der Hindu findet man das hervorragende Streben, große und erhabene Gedanken in mächtigen Formen zu verkörpern. Sie wecken noch heute unsere Bewunderung und hohes Erstaunen, und man würde vergeblich bemüht sein, in unserer modernen Welt etwas zu finden, was diesen riesigen Denkmälern an Umfang und Großartigkeit des Entwurfes gleich käme.

Siebentes Capitel.

Die Hindu der neuen Zeit.

Die Kasten. — Regierungsmacht und Gemeindefreiheit. — Kriegskunst. — Religion. — Philosophie. — Wissenschaften. — Literatur. — Baukunst. — Ackerbau und Handel. — Lebensweise. — Begräbnisse. — Charakter der Hindu. — Verbrechen in Indien und England. — Charakteristik der britischen Politik in Indien. — Die Sagen und die poetischen Anlagen der Hindu.

Obgleich die Berührung mit fremden Nationen von geringem Einflusse auf das Wesen der Hindu geblieben ist und diese ihren eigenthümlichen Charakter länger als alle anderen Völker behauptet haben, so haben sich ihre Verhältnisse doch ganz bedeutend umgestaltet seit dem Zeitabschnitte, den wir im vorigen Capitel flüchtig zu skizziren gesucht; ein abermaliger Beweis, daß Alles veränderlich ist unter der Sonne.

Die bedeutendsten Abweichungen von den strengen Vorschriften des Menugesetzes haben in den Kastenverhältnissen stattgefunden. Die Braminen haben ohne Weiteres die beiden Kasten der Cschatriyas und Veisayas für ausgestorben erklärt, ohne sich an die Einsprachen zu kehren, die von den Mitgliedern dieser Kasten gegen solche Behauptung öffentlich erhoben wurden; auch die Radschputen, ein Stamm, welcher seine Herkunft einer Mischung der Cschatriyas und Veisayas zuschreibt, haben in diesen Widerspruch eingestimmt; nichtsdestoweniger ist es den Braminen insoweit geglückt, daß die beiden genannten Classen von allen Aemtern beim Opferdienste, und an einigen Orten selbst von der Theilnahme an den religiösen Gebräuche ausgeschlossen wurden, unter dem Vorwande, daß sie den Glauben ihrer Väter nicht in seiner Reinheit erhalten hätten und von dem alten Vedabunde abgefallen seien.

Die Braminen haben die Reinheit ihrer Abstammung mit größter Pietät erhalten, obschon sie von der ursprünglichen Lebensart und Sitte bedeutend abgewichen sind; einige dieser Lebensregeln sind jetzt sogar strenger als früher, so dürfen sie z. B. kein Fleisch essen und keine Frau aus einer anderen Kaste wählen. In Hindostan umgeht man das Verbot der Fleischnahrung, indem man das Fleisch, welches beim Opferdienste dem Reinigungsprocesse unterworfen worden, für unschädlich und genießbar erklärt; in Dekhan findet dieser Vorwand jedoch keine Geltung. Die Erziehung der Braminen ist der im vorigen Capitel beschriebenen ebenfalls nicht mehr ähnlich, und in den Theilen von Hindostan, in denen die persische Sprache geredet wird, sind die wichtigeren Aemter in den Händen der Muselmänner und Cáyets (eine Nebenlinie der Súdras); auch in dem Bezirke Nizam ist dies der Fall, und somit die Macht der Priesterherrschaft der Braminen in den Provinzen des Ganges bedeutend gesunken. Man hat statt dessen mehrere geistliche Orden gestiftet, ob aber dem Lande zum Vortheil — lasse ich ungesagt.

Die beiden, nach dem Gesetze des Menu, untersten Classen sind durch mehrere gemischte ersetzt, welche den strengsten Vorschriften hinsichtlich des Familienlebens unterworfen sind; so ist es den Mitgliedern derselben verboten, außerhalb des Familienkreises Nahrung zu sich zu nehmen und außerhalb desselben zu heirathen. Der Beruf einer Familie ist erblich und jede Abweichung vom eigentlichen Geschäfte untersagt; wer diesem Verbote zuwider handelt und dessen überführt ist, wird von seiner Familie und Kaste geschieden, erblos erklärt, seiner bürgerlichen Rechte beraubt, darf nicht als Zeuge auftreten und ist nicht allein für dieses, sondern auch für das künftige Leben verloren.

Eine der größten Wohlthaten des Fortschrittes besteht darin, daß, außer in einigen Gebirgsgegenden im Norden und in einigen kleinen Gebieten im Süden des Landes, keine eigentlichen Sclavenclassen mehr vorhanden sind; auch die Dienenden bilden keine Kaste mehr, sondern werden als Menschen angesehen und als solche behandelt.

Die obenerwähnten religiösen Orden haben keine Aehnlichkeit mit den in Europa bestehenden; die Mitglieder dieser Brüderschaften tragen eine bestimmte Kleidung: Turban und Schärpe, letztere von schmutziggelber Farbe; ihre Hauptbeschäftigung ist — Betteln.

Ein in Bengalen bestehender Orden gestattet den Männern und Frauen, in demselben Kloster zu wohnen. — In einigen dieser Brüderschaften ist die Liebe zum Märtyrerthum fast bis zum Wahnsinne ausgeartet; Mitglieder derselben stehen bisweilen mit ausgebreiteten Armen, bis der Tod sie aus dieser Stellung erlöst; oder schließen die Hände so fest und so lange, bis die Nägel durch das Fleisch wachsen; Andere verstümmeln sich auf die grausamste Weise; kurz diese Bußübungen sind so vielfacher nud entsetzlicher Art, daß sie das größte Mitleid mit einer Verblendung erregen, die solchen Wahnsinn hervorruft. In den Ordensclassen, welche die Lehren der Vedas als Richtschnur ihrer religiösen Ueberzeugung anerkennen, steht das geistliche Leben am höchsten; bei den Anhängern Schiwa's findet das Gegentheil statt.

Der regierende Fürst kann seine Minister nach Belieben wähleu und die Anzahl derselbeu bestimmen. Jedes Hindu-Reich ist in Statthalterschaften von ungleicher Größe getheilt, welche wieder aus Unterabtheilungen bestehen. Der Regent ernennt die Statthalter, und diese wählen selbst die Beamteu, welche mit der Verwaltung der Unterabtheilungen betraut werden.

Sir Charles Metcalfe erzählt in seinen trefflicheu Aufzeichnungen über indische Verhältnisse: Die Dorfschaften bilden kleine Republiken, welche mit Allem ausgerüstet sind, was ihre Einwohner sich wünschen können, und die so gut wie unabhängig von den Fremden sind. Dynastien stürzen auf Dynastien, Revolutionen folgen auf Revolutionen; Hindu, Patans, Magulen, Mahratten, Sikhs, Engländer herrschen nacheinander — diese Dorfschaften bleiben unverändert dieselben. Wenn Unruhen im Lande ausbrechen, bewaffnen und befestigen sie sich; naht der Feind, treiben sie das Vieh hinter die Schanzen und Wälle und

lassen ihn ruhig vorüberziehen; bricht derselbe mit Plünderung und Verheerung und in großer Uebermacht über sie ein, so flieht die ganze Schaar zu dem nächsten Nachbarstamme und kehrt nicht heim, bis der Sturm vorübergezogen; und wenn ein Landstrich in einer Reihe von Jahren immer wieder überfallen und gebrandschatzt würde — würden doch die Maßregeln immer dieselben bleiben. Es kann eine Generation darüber aussterben, aber die Nachkommen kehren nach dem Abzuge des Feindes in das Land ihrer Väter zurück, um als rechtmäßige Erben Besitz davon zu nehmen, und zwar ohne daß Streitigkeiten dadurch entstehen. Diese Abgeschlossenheit der einzelnen Dorfschaften ist vielleicht eine der Hauptursachen, weßhalb das Volk der Hindu trotz aller politischen Umwälzungen sich immer gleich geblieben ist.

Jedes Dorf hat seinen Häuptling, welcher zu den Zeiten des Menu von dem Könige ernannt wurde, und dessen Amt freilich erblich, aber von dem Vertrauen der Regierung und der Gemeinde abhängig war. Er besaß ein Stück Land und erhielt einen jährlichen Gehalt; seine größten Einkünfte bestanden jedoch in Abgaben. Die Grundbesitzer bildeten in diesen Dorfschaften die erste und vornehmste Classe, außer welcher noch vier andere bestanden: 1. die bleibenden Einwohner, 2. die zeitweiligen Einwohner, 3. die Handwerker, 4. die Kaufleute.

Die Hälfte der jährlichen Einkünfte des Landes ist Leibgedinge des Fürsten; wenn derselbe sich mit einem Dritttheile begnügt, hält sich das Land für sehr gering besteuert; das größte Einkommen bezieht er jedoch aus den Kronländereien.

Auch in der Kriegskunst der Hindu ist Manches anders geworden. Schon bei dem Einfalle der Muhamedaner von Ghazni beschränkten sich ihre Feldzüge nicht auf wochenlange Plünderungszüge, sie entwarfen vielmehr systematische Pläne, welche mit Geschicklichkeit ausgeführt wurden. Der Gebrauch der Artillerie und die Einführung regelrechter Truppen haben eine große Veränderung in ihrer Taktik und in ihren Bewegungen hervorgerufen. Die Hindu besitzen jetzt eine große Geschicklichkeit in der Anwendung leichter Truppen und in der Wahl

der Manoeuvre; sie liegen gern im Hinterhalt, wobei sie die unglaublichste Gewandtheit und Schlauheit an den Tag legen, den Feind von aller Verbindung, Verstärkung oder Zufuhr von Mundvorrath abzuschneiden.

Der Edelmuth und die Milde der früheren Kriegsgesetze finden keine Anwendung mehr; die langen Feldzüge haben den Hindu kriegerischer gemacht, als er früher war. Die Häuptlinge der Mahratten leben immer im Felde und haben keine andere Residenz, als ihr Lager. Wenn ihre Kriegerschaaren sich in Bewegung setzen, nehmen sie einen Landstrich von 10 bis 12 engl. Meilen Länge und 1 bis 2 Meilen Breite ein; die Streifcorps werden weit vorausgeschickt, um zu recognosciren und Lebensmittel oder Beute zu suchen. Die Abtheilungen der Hauptarmee sind bald dicht zusammengezogen, bald zerstreut, und zeigen immer eine babylonische Verwirrung. Elephanten, Kameele, Reiterei und Fußvolk, Kanonen mit ihrem Gespann, Wagen, Palankine, Frauen, Kinder, Alles im buntesten Durcheinander und in eine einzige große Staubwolke gehüllt, bieten ein Gemälde, welches im höchsten Grade unsere Aufmerksamkeit fesselt, aber in seiner Mannigfaltigkeit schwer darzustellen sein würde. Die Artillerie und regelmäßige Infanterie ziehen in getrennten Heersäulen vorwärts, die übrigen Truppen bleiben bei dem Gepäck. Den Mittelpunkt der Armee bezeichnen zwei hohe, auf dem Rücken eines Elephanten aufgepflanzte, von Pauken umgebene und von zahlreicher Reiterei escortirte Standarten. Die übrige Cavalerie ist in größere oder kleinere Abtheilungen getheilt, und jeder Reiter mit einer, nicht selten vergifteten, Lanze versehen. In der Nähe der Dörfer wird gewöhnlich Halt gemacht, wo der Generalquartiermeister die nöthigen Lebensmittel von den Einwohnern kauft. Bisweilen verläuft sich ein aufgeschrecktes Reh oder ein Raubthier in die Reihen, welches sofort zum Ziele unzähliger Pfeile und Stockschläge wird und die schon bestehende Verwirrung noch vergrößert, so daß alle Mannszucht gestört scheint; aber ebenso schnell, wie sie verschwunden, ist die Ordnung wieder hergestellt, was von der großen Intelligenz



dieses Volkes zeugt; und trotz der scheinbaren Unordnung ist die Aufmerksamkeit eines Jeden beständig auf Alles gerichtet, was in seinem Gesichtskreise vorgeht, und seine Sinne sind von einer unglaublichen Schärfe. Es soll daher nur selten vorgekommen sein, daß die Hindu in ihren Kriegen mit den Engländern von letzteren überrascht oder von ihrem Trosse abgeschnitten wurden.

Beim Aufschlagen des Lagers gehen sie viel planvoller zu Werke, als man sich vorstellt. Die Zelte der Häuptlinge sind stattlich und mit allen möglichen Bequemlichkeiten ausgerüstet. Die Verproviantirung wird durch die Bändscharas oder Korn- oder Fleischlieferanten besorgt. Artillerie und Cavalerie spielen eine wichtige Rolle in der Armee der Hindu. Wenn die Cavalerie in kleineren Abtheilungen thätig ist, gleicht sie an Schnelligkeit einem daherbrausenden Sturme; in geschlossenen Colonnen angreifend, gewährt sie einen eindrucksvollen Anblick. Die Erde bebt unter den Hufen der Rosse; ein gellendes Kriegsgeschrei erfüllt die Luft; die hochgeschwungenen, im Sonnenlichte blitzenden Waffen, die flatternden Fahnen und besonders die dunklen stattlichen Gestalten tragen nicht wenig zur Wirkung dieses großartigen Schauspieles bei.

Der Angriff des Feindes geschieht meistens in Fronte und Flanke zugleich, und zwar mit einer Truppengattung, die sich am besten zu den Angriffspunkten eignet und besonders dazu ausgerüstet ist; so werden z. B. die schweren Pferde zum Durchbrechen der Fronte, die schnellen und leichtfüßigen zur Umgehung der Flügel benutzt. Die Pferde, welche im Allgemeinen sehr kräftig sind, gehören in den meisten Heeren der Regierung, welche dieselben auch ankaufen läßt. Zu der Reiterei wählt man die längsten und kräftigsten Leute; die besten Soldaten kommen aus den Ländern des Dschumna und Ganges; auch Sindier und Araber wirbt man gern, besonders die letztgenannten, die von keinem anderen asiatischen Stamme an Fügsamkeit und Treue übertroffen werden, und denen nur die Sikhs an persönlichem Muthe gleichkommen.

Man wird nicht erwarten, in diesen Blättern eine Geschichte der Gesetzgebung der Hindu zu finden, was ohnehin über die Grenzen meiner Aufgabe hinausgeht; es sei mir jedoch erlaubt, einige andere Punkte näher zu beleuchten.

Die Veränderungen, welche auf dem Gebiete der Religion vor sich gegangen sind, betreffen nicht allein die äußeren Formen, sondern auch das innerste Grundgesetz derselben. Der lebendige Glaube an einen einzigen Gott ist erstickt durch eine Menge neuer Gottheiten, die theils stofflichen Gegenständen, theils den Geistern der Verstorbenen entnommen sind. Die Lehre in der Urkunde der heiligen Vedas haben einem Handbuche weichen müssen, welches augenscheinlich das Machwerk irgend eines fanatischen Ordens ist. Ich glaube nicht, daß das Volk sich in irgend einem anderen Lande so viel und so ausschließlich mit den Formen der Gottesverehrung beschäftigt, als dies in Indien der Fall ist; die unbedeutendste Stadt hat einen Ueberfluß an Tempeln und Götzenbildern; die ersteren werden unaufhörlich gefegt und gesäubert, die letzteren mit Blumen und Laub geschmückt, mit Weihrauch beräuchert und heilige Gesänge ihnen zu Ehren angestimmt. Auf dem Lande erblickt man Pagoden und Gebetplätze aller Art, wohin man das Auge wendet; in den wilden Gebirgsgegenden bestehen dieselben oft in einem mit Zinnober übertünchten und mit Blumen geschmückten Granitblocke; bisweilen steckt in den sich über den Stein herabneigenden Baumzweigen eine Fahne und bezeichnet den Ort als eine geweihte Stätte. Auf den Wegen wimmelt es von Pilgrimmen und Bettelmönchen, welche laut den Namen des angebeteten Gottes ausrufen. Die religiösen Feste, welche alle mit dem größten Prachtaufwande gefeiert werden, dauern das ganze Jahr hindurch.

Die Hindu glauben noch jetzt an das Dasein eines höchsten Wesens, von welchem Alles ausgeht, oder besser, sie sehen Alles, was ist, als Theile dieser Gottheit an; denn Gott und Welt ist nach der neuen Glaubenslehre ein und dasselbe; aber sie glauben außerdem an eine Menge anderer Götter und Göttinen, deren Anzahl sich nicht bestimmen läßt. Einige behaupten mit der gewöhnlichen Uebertreibung

der Hindu, daß ihre Anzahl sich bis auf 330 Millionen beläuft, von denen der größte Theil aus Dienstgeistern oder sogenannten dienstthuenden Geistern in den verschiedenen Himmeln besteht, andere, ohne Namen, Beruf noch Zweck, zu Millionen gerechnet werden.

Die hier folgenden 17 Gottheiten sind die vornehmsten, von Allen anerkannt und angebetet, weil man ihnen göttliche Wirksamkeit zuschreibt:

Brahma, das schaffende Urprincip; Wischnu, das schützende und erhaltende Urprincip; Schiwa, das zerstörende Urprincip; alle drei mit den entsprechenden weiblichen Gottheiten, die nach der Götterlehre für die Frauen der Götter, nach der Metaphysik für wirkende Kräfte angesehen werden, welche die von den Mitgliedern der Dreieinigkeit dargestellten Principe entwickeln; sie heißen:

Sereswati, Lakschmi und Parvati, auch Dévi, Bhaváni oder Durga genannt.

Ferner: Indra, der Gott des Himmels; Haruna *), des Oceans; Pávana, des Windes; Agni, des Feuers; Yama, der Fürst der Unterwelt und der Richter über die Todten; Cuvéra, der Gott des Reichthums; Cártekeia, des Krieges; Cáma, der Liebe; Surya, der Sonne; Soma, des Mondes; Gunesa, der Weisheit, deren Bild als Besiegerin aller Schwierigkeiten bei jedem Unternehmen angerufen wird und über den Eingangsthüren der Wohnhäuser stets zu finden ist.

Hierauf kommen die Planeten und die heiligen Flüsse, unter welchen besonders der Ganges, als weibliche Gottheit, mit besonderer Hingebung verehrt wird.

Der Begriff des Hindu von einem zukünftigen, glückseligen Leben hängt eng mit dem Glauben an die Seelenwanderung zusammen. Er glaubt nicht nur, daß der Geist eine Reihe von wechselnden Zuständen durchlaufen muß, ehe der Reinigungsproceß beendet ist, sondern daß, um von Stufe zu Stufe zu steigen, auch der Körper die Gestalt wech-

*) Soll gewiß Varuna heißen.

D. Uebers.



seln, eine Staubhülle nach der anderen abwerfen muß, welche, je mehr das Princip des Guten das des Bösen in seiner Seele überragt, desto durchsichtiger und dünner wird, bis sie endlich in eitel Licht und Klarheit seine unsterbliche Seele umfließt. Es liegt etwas ungemein Rührendes und Frommes in dieser Idee von der Liebe des höchsten Wesens zu seinem Werke; ebenso etwas Sinniges, Tröstendes, Erhebendes in der Vorstellung von der Machtausübung göttlicher Gerechtigkeit.

Das Gebiet der Philosophie ist von den Gelehrten der Vorzeit wenig betreten, in neuerer Zeit aber mit bedeutendem Fleiße angebaut worden. Die Hindu haben jetzt sechs philosophische Systeme, welche oft mit den von den Braminen bestimmten religiösen Begriffen in offenem Streite liegen. Diese Systeme sind:

Die ältere Mimánsá, gegründet von Dschäimani; die neuere Mimánsá oder Védánta, dem Vyása gewidmet; Niyáya oder die logische Schule des Gótama; die atomistische Schule von Canáde; die atheistische Schule von Cápila, und die deistische Schule von Patandschali.

Die beiden letztgenannten Systeme stimmen so ziemlich überein und werden deshalb mit dem gemeinschaftlichen Namen Sánkyá benannt. Diese sechs verschiedenen Schulen zerfallen in zwei Hauptlehren: Sánkyá und Védánta. Erstere nimmt die Materie als ewiges Princip an und leugnet das Dasein eines Gottes außer derselben; die andere behauptet das Gegentheil, ja, sie geht darin so weit, daß sie der Materie jede Wesentlichkeit abspricht.

Die astronomischen und mathematischen Wissenschaften haben bei den Indiern immer in großem Ansehen gestanden und sich einer Aufmerksamkeit erfreut, die unsere Gelehrten in Erstaunen setzt. Cassini, Bailly und Playfair behaupten, daß mehrere Observationen der Hindu, die von 3000 Jahren vor unserer Zeitrechnung datiren, noch vorhanden sind und von einem ungewöhnlichen Scharfsinne zeugen. Andere, wie z. B. La Place und de Lambre, wollen diesen Berechnungen wenig Glauben schenken. Mr. Bentley, der

heftigste Widersacher dieser Hindu-Angaben, erklärt die Eintheilung der Ekliptik in 27 Mondhäuser für nicht älter, als 1442 v. Chr. und die indischen Beobachtungen etwa 1500 v. Chr., somit ein oder zwei Jahrhunderte vor dem Argonautenzuge. — Die astronomischen Berechnungen, welche dem Hindu-Kalender zu Grunde liegen, werden von den Vedas hergeleitet, sind aber in der Wirklichkeit erst um 1400 v. Chr. aufgezeichnet worden, und Parasara, welcher zuerst über Astronomie geschrieben, lebte um diese Zeit.

In der Arithmetik hatten es die Hindu weit gebracht; man will sogar behaupten, daß wir ihnen die erste Auffindung der Decimalrechrechnung zu danken haben; in der Algebra aber haben sie unvergängliche Lorbeeren gepflückt. Man hat lange die Araber für die Gründer dieser Wissenschaft gehalten, Mr. Colebrooke hat jedoch bewiesen, daß dieselbe in Indien bereits in voller Blüthe stand, als sie den Arabern noch völlig unbekannt war.

Die geographischen und geologischen Kenntnisse dieses Volkes beschränkten sich dagegen auf oberflächliche Vorstellungen und abgerissene Behauptungen. Sie halten den Berg Meru für den Mittelpunkt der Erde. Derselbe war kegelförmig, seine Abhänge aus Edelsteinen zusammengesetzt und der Gipfel mit einem irdischen Paradiese gekrönt. Er war von sieben concentrischen Kreisen oder Ringen festen Landes umgeben, welche durch sieben Meere von einander getrennt wurden. Der erste dieser Kreise — Dschambudevip — umschloß Indien und war von Salzwasser umgeben; die anderen sechs wurden durch Meere von Milch, Wein, Zuckerrohrsaft u. s. w. getrennt.

Obgleich die größeren Abschnitte der indischen Zeitrechnung auf astronomische Erscheinungen und bestimmte Angaben gestützt sind, scheinen sie mir zu viele mythologische Elemente zu enthalten, als daß sie die Aufmerksamkeit verdienten, die ihnen von mehreren europäischen Gelehrten gewidmet worden ist. Ich übergehe sie und will hier nur im Vorbeigehen bemerken, daß ein sogenannter Cálpa- oder Brahmatag aus 4,320,000,000 Jahren bestand. Dieser Brahmatag zerfällt in

14 Manvantaras oder Perioden, in denen die Welt von einem Menu regiert wurde. Jeder Manvantara besteht aus 71 Mahá Yugas oder großen Zeitaltern, und jeder Mahá Yuga aus 4 Yugas oder Zeitaltern ungleicher Länge, — was an das goldene, silberne, kupferne und eiserne Zeitalter der Griechen erinnert.

Die erste Periode oder Satya Yuga zählt 1,728,000, die zweite oder Treta Yuga 1,296,000, die dritte oder Devapar Yuga 864,000, und die letzte oder Cáli Yuga 432,000 Jahre. Von dem Cáli Yuga und jetzigem Manvantara sind bereits 4,941 Jahre verflossen. — Wir lassen diese Fabeln, um zu einer späteren, in den Puránas angegebenen Zeitrechnung überzugehen, welche in der Geschichte gleichzeitiger Königsfamilien dargestellt wurde, die von Sonne und Mond abstammten und in Ay'odha und der Gegend zwischen dem Dschumna und Ganges regiert haben sollen. Diese Königslinien führen uns, nach Sir W. Jones, bis auf 3500 v. Chr. zurück. Die Aufzeichnungen darüber stehen jedoch in solchem Widerspruche zu einander, daß man kein Vertrauen in ihre Richtigkeit setzen kann.

Die gegenwärtige Zeitrechnung in Hindostan beginnt mit 57 v. Chr. und heißt Vicramaditya oder die Zeitrechnung in Malwa. In Dekhan rechnet man nach der Saliváhana oder von dem Jahre 78 v. Chr. an. Die Chronologie der Hindu bleibt unzuverlässig und dunkel bis zur Ankunft der Muselmänner; erst seitdem können gewisse Begebenheiten und Angaben als sichere Wegweiser dienen.

Die Arzneikunst wurde von den Hindu fast für eine heilige Kunst gehalten und auf alle Weise geschützt und begünstigt. Charaka und Susrusta waren die ersten medicinischen Schriftsteller; man kann nicht mit Bestimmtheit angeben, zu welcher Zeit sie gelebt haben, doch waren sie im 12. Jahrh. schon bekannt. Ihre Werke wurden in das Arabische übersetzt und von den Arabern für wahre Meisterstücke tiefer Forschung und praktischer Anwendung gehalten. Noch jetzt wird die Heilkunde mit Eifer studirt und die Kenntnisse in derselben werden durch stete neue und wichtige Entdeckungen vermehrt; zwei derselben sind vor nicht

langer Zeit bis zu uns gedrungen und nicht ohne Vortheil angewandt worden, nämlich: das Rauchen der Datura beim Asthma und der Gebrauch von Cowitsch*) gegen Würmer. — Auch Chemie wurde früh getrieben, und daß die Chirurgie nicht allein gekannt war, sondern auch praktisch zur Anwendung kam, geht daraus hervor, daß in den ältesten Berichten hierüber 127 verschiedene chirurgische Instrumente aufgezählt sind; schon damals versuchte sich der Hindu-Arzt in Augen-, Stein- und anderen Operationen. Er beurtheilte den Zustand des Kranken größtentheils nach der Beschaffenheit der Haut, dem Glanze des Auges und nach dem Pulsschlage. Er hatte eine ungemein scharfe Beobachtungsgabe, und sein hauptsächliches Streben war dahin gerichtet, sich in magnetische Beziehungen zu dem Kranken zu setzen, um sein Inneres zu durchschauen und die Unordnungen zu entdecken, welche den Störungen in der Uebereinstimmung des Ganzen zu Grunde lagen.

Die Sanskritsprache ist nach dem Urtheile eines berühmten englischen Sprachforschers, W. Jones, von höchst merkwürdiger Beschaffenheit; vollkommener als die griechische, reicher als die lateinische, und feiner als beide zusammen. Der erste Hindu, welcher als Grammatiker auftritt, und Beiträge zur allgemeinen Kenntniß des Sanskrit hinterlassen hat, ist Panini. Die fünf mehr oder weniger verschiedenen Mundarten, welche in den nördlichen Gegenden von Indien gesprochen werden, sind: Pandscháb, Convouj, Mithila, Gudscherat und Bengalisch. Colebrooke giebt uns Aufklärung darüber, daß sie alle von dem Sanskrit herstammen, obgleich sie durch Localausdrücke und Fremdwörter (meistens lateinischen Ursprunges) eine große Veränderung erlitten haben; von den in Dekhan heimischen fünf Dialecten sind jedoch drei einer anderen Quelle entsprungen: Támul, Télugu und Kárnata; die erste dieser drei Mundarten ist die reinste und wird von mehreren Sprachforschern für die Mutter der beiden anderen betrachtet. Die Orissa- und Mahrattensprache endlich haben wenig Aehnlichkeit mit

*) Coweed (?).

D. Uebers.

einander; erstere ist, wie Wilson sagt, so mit Sanskrit vermischt, daß sie, ohne dieses Element, gar keine Sprache mehr bliebe. Die mahrattische Mundart zählt dieser Schriftsteller den nördlichen Sprachfamilien zu.

Die Schönheit der Dichtungen der Hindu bleibt uns ohne Kenntniß des Sanskrit durchaus unzugänglich; die Vollendung der Formen, die Biegungsfähigkeit, der Wortreichthum, der Wohllaut und die Pracht der Bilder, welche dieser herrlichen Sprache ihren eigenthümlichen Charakter verleihen, müssen großentheils in der Uebersetzung verloren gehen, schon aus dem Grunde, weil die diesem Volke eigene Darstellungsweise sich oft in Gleichnissen ausdrückte, die uns so fremd sind, daß wir sie nicht verstehen, viel weniger in ihrer reizenden Unschuld, ihrer blendenden Farbenpracht und ihrer dichterischen Entzückung wiedergeben können.

Das Drama der Hindu ist reich an Abwechselungen; die tragischen Wirkungen sind mit dem Stücke verflochten, dürfen aber — nach den meisten uns bekannten Schauspielen zu urtheilen — nicht in der Schlußscene zusammengedrängt sein; es scheint, als ob die Verfasser darauf hingearbeitet haben, das Publicum beim Schlusse des Stückes in die glücklichste Stimmung zu versetzen. Längst verstorbene Helden, paradiesische Nymphen, Götter und Dämonen steigen in diesen Schauspielen herab und leben mit den Sterblichen im traulichsten Verkehr; sie treten bald als Versucher auf, bald als schützender Führer durch die tausendfachen Irrgänge des Lebens; am häufigsten führen sie die Sache zum glücklichen Ende und lassen das Schicksal dabei die Rolle des Deus ex machina spielen.

Die Musik gewährte dem alten Hindu einen reichen Genuß; er gab sich ihr mit ganzer Seele hin und hatte es weit in dieser Kunst gebracht. Durch die älteren Compositionen, welche noch jetzt im Munde des Volkes leben, weht ein schwermüthiger Geist, der mit gesenkten Flügeln über die Bitterkeit des Lebens zu klagen scheint. Aber die meisten vormals benutzten Instrumente hängen jetzt stumm in den europäischen Kunstsammlungen, und man kann sich eine Vorstellung davon machen,



welche untergeordnete Rolle der Musik bei den jetzt lebenden Indiern zugetheilt ist, wenn ich erzähle, daß das Instrument, welches neben der Violine am meisten gespielt wird, das Tambourin ist.

Man behauptet, daß auch die Malerei ihre Glanzperiode in diesem Lande gehabt habe. Ich will dies nicht bestreiten, weiß jedoch, daß diese Kunst sich jetzt darauf beschränkt, die Mauern und Wände der Häuser mit Wasser- oder Oelfarben zu übertünchen. Man sieht oft recht hübsch colorirte Gemälde bei den Hindu — aber die Pracht der Farben ist auch das einzige Bemerkenswerthe an denselben.

Ich sprach weiter oben von der Kunstfertigkeit der Hindu in verschiedenen Zweigen der Industrie, und erwähnte, daß sie in der Verfertigung wollener Stoffe unübertrefflich seien; dasselbe gilt von Baumwollenzeugen, Bereitung der Färbestoffe und Gold- und Silberbrocate; auch als Goldarbeiter haben sie von jeher einen großen Ruf gehabt, weniger wegen ihrer geschmackvollen, als wegen ihrer dauerhaften Arbeit; so wählten sie eigenthümlicher Weise zum Einfassen häßliche, gelbe Perlen und flache Diamanten.

Die vielen herrlichen Bauwerke der Hindu zeugen von den praktischen Erfahrungen in dieser Kunst, und wenn man den Bruchstücken einiger alten Schriften Glauben schenken will, haben sie diese architektonischen Kenntnisse schon sehr früh besessen. Der vorherrschende Styl in jenen Denkmälern nähert sich am meisten dem egyptischen; und obgleich sich in der neueren Bauart der Tempel ein Anstrich vom muhamedanischen Style kundgiebt, bleibt doch der Gesammteindruck höchst originell und allem früher Gesehenen unähnlich. Mehrere der berühmtesten Tempel sind in neuerer Zeit gebaut. Die Pagode Dschagannát und die schwarze Pagode werden für die ältesten gehalten; erstere wurde im Jahre 1198, letztere 1241 v. Chr. vollendet. Ich möchte jedoch glauben, daß noch mehrere der größeren Tempel älteren Ursprunges sind, obwohl sich nichts Bestimmtes darüber aufgezeichnet findet.

Die Paläste haben Mehreres von den Verbesserungen der neueren Zeit angenommen, obwohl einige derselben den eigenthümlichen Hindu-

Stempel beibehielten, wenngleich sie erst in späteren Jahren erbaut sind. Die ältesten derselben verrathen eine mangelhafte Anlage des Planes, sie müßten denn so oft verändert worden sein, daß der ursprüngliche Charakter verloren gegangen ist. Da die Grundmauern sehr fest und dauerhaft und die Dächer platt sind, ist es ein Leichtes, das Haus um ein Stockwerk zu erhöhen. Die größeren Paläste bestehen gewöhnlich aus hohen Gebäuden, die einen freien oder von Bäumen beschatteten Hof einschließen, um welchen ein breiter Bogengang führt.

Was den Ackerbau betrifft, so haben die große Fruchtbarkeit des Bodens und die günstigen climatischen Verhältnisse jedes Streben nach größerer Ertragsfähigkeit überflüssig gemacht. Die ganze Natur lächelt dem Hindu entgegen und ruft ihm zu, daß er nicht für den kommenden Tag zu sorgen brauche.

Der Handel blühte frühzeitig; es scheint, als ob die Hindu schon zu den Zeiten des Menu das Meer befahren haben und mit fremden Völkerschaften in Berührung gekommen sind; die Ausfuhrartikel in jenen Zeiten waren: Baumwolle, Tuch, Mousselin, Kattun, Seidenzeug, Garn, Indigo und andere Färbestoffe, Gewürze, Zucker, Diamanten, Perlen, Gift, Parfümerien, — bisweilen auch Sclavinnen. Die Einfuhr bestand in wollenen Kleidungsstücken, Messing, Zinn, Blei, Corallen, Glas, Wein u. s. w.

Einige Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche dieses Volkes mögen endlich das Capitel schließen.

Die Bewohner der Ufer des Ganges sind die größten von Wuchs, die hellfarbigsten, kriegerischsten und männlichsten aller indischen Stämme; sie kleiden sich wie die Muselmänner und tragen wie diese den Turban; ihre Wohnungen sind aus Bambus und Lehm gebaut, und ihre Hauptnahrung besteht in ungesäuertem Weizenbrode. — Die Bengalesen sind weichlich und mißtrauisch, aber klug, und geschickt in Holzarbeiten; ihre Dörfer bestehen aus Strohhütten, welche in den Palmenwäldern zerstreut sind; sie bedienen sich noch der Kleidung der alten Hindu: ein weißes, leinenes Tuch um die Hüften geschürzt und

ein zweites über die Schultern geworfen; nach dem Bade pflegen sie die Glieder mit Oel einzureiben, um sie weich und geschmeidig zu erhalten und sich vor dem Einflusse der feuchten Luft zu schützen. Ihre Hauptnahrung ist Reis.

In einigen Gegenden wird noch ein vollständiges Nomadenleben geführt; Menschen und Vieh wohnen zusammen, ziehen zusammen aus, um die Feldarbeiten zu verrichten, und kehren nach vollendetem Tagewerke mit einander heim.

Jedes indische Dorf hat seinen Bazar, welcher mit wohl ausgerüsteten Kaufläden versehen ist, in denen Korn, Tabak, Zucker, Backwerk und dergl. für die Käufer bereit liegt.

Das Hausgeräthe einer Hindu-Hütte besteht nur aus einer Matte, einem Bette ohne Bettzeug und Umhänge, welches am Tage aufrecht an die Wand gestellt wird, messingenem Geschirr u. s. w. Die Speisen werden unter einem dazu errichteten Schutzdache oder, in Ermangelung dessen, unter freiem Himmel gekocht. Die Wohnungen der Reichen zeichnen sich vor denen der Armen nur durch zwei Stockwerke und einen eingefriedigten Hof aus.

Der Herr des Hauses steht mit der Sonne auf, kleidet sich an, verrichtet sein Gebet und zieht mit seiner Heerde auf das Feld hinaus, wo er arbeitet, bis die Frau mit dem Mittagsessen erscheint; nach eingenommener Mahlzeit pflegt er einige Zeit der Ruhe und kehrt darauf an die Arbeit zurück, bis die untergehende Sonne ihn mit dem Vieh zum Aufbruche mahnt. Nachdem er heimgekehrt, nimmt er ein Bad, verzehrt sein Abendbrod, zündet seine Pfeife an und verbringt den Rest des Abends unter traulichem Geplauder, entweder im Schooße seiner Familie oder bei einem seiner Nachbarn.

Die Obliegenheiten der Frau sind: Wasser tragen, Getreide mahlen, das Haus sauber und rein halten, Kochen, Spinnen, mit einem Worte alle vorkommenden Hausarbeiten. Ihre Kleidung ist der des Mannes ähnlich, nur in bunten Farben und mit allerlei Zierrath versehen. Hals und Beine bleiben nackt; wenn sie ausgeht, zieht sie ein

paar gestickte Pantoffeln an; sie darf sich Fremden nicht zeigen und muß sich, wenn sie ihren Mann begleitet, in achtungsvoller Entfernung von demselben halten. Die Kinder werden mit allerlei Flitterstaat herausgeputzt und sind den Puppen eines Marionettentheaters nicht unähnlich.

Die Hindu-Städte bestehen aus hohen, meistens von Ziegelsteinen erbauten Häusern mit so winzig kleinen Fenstern, daß nur ein spärliches Licht durch dieselben in das Innere dringen kann. Die engen Straßen wimmeln von Menschen und Vieh, sodaß man sich nur mit Mühe vorwärts drängt. Unter den Kaufläden gewähren die mit Blumen, Backwerk oder Apothekerwaaren versehenen den hübschesten Anblick; sie sind gewöhnlich mit einer Veranda versehen, welche immer mit den schönsten blühenden Gewächsen geschmückt ist. Diese Städte stehen nicht wie die Dörfer unter einem sogenannten Häuptlinge, sondern werden von einem Regierungsbevollmächtigten verwaltet. Unter den Einwohnern nehmen die Geldwechsler, die Kaufleute und die Beamten, welche vom Staate besoldet werden, den ersten Rang ein. Schach-, Brett- und Kartenspiel gehören zu den Lieblingsvergnügungen, doch werden sie meistens außer dem Hause betrieben; im Kreise der Angehörigen zieht man es vor, den Liedern eines beliebten Sängers zu lauschen, zu denen ein Mitglied der Gesellschaft passende Tänze ausführt.

Die Begrüßungen und sonstigen Höflichkeitsbezeugungen sind sehr verschiedener Art; eine Person niederen Standes grüßt einen Braminen, indem sie einen Palmenzweig dreimal an die Stirn führt und sich dabei tief zur Erde neigt; bei der gewöhnlich üblichen Begrüßung legt man eine Hand an die Stirn und spricht dabei das Wort Saláám oder Rana aus. Alle Besuche außerhalb des Hauses enden damit, daß der Wirth seinem Gaste ein Betelblatt, eine Arecanuß und eine Flasche Rosenwasser überreicht; wenn man einen Gast besonders auszeichnen und verpflichten will, verehrt man ihm einen Shawl und

Perlen oder Juwelen — natürlich nur, wenn der Wirth einem reichen und vornehmen Hause angehört.

Unter allen indischen Volksfesten ist das Hóli*) das wichtigste; es ist das Freudenfest bei der Rückkehr des Frühlings, bei welchem man die wiedererwachte Natur mit Liedern der Freude und des Lobes begrüßt, um hochlodernde Feuer tanzt und allen Leidenschaften die Zügel schießen läßt, sodaß eine leichtfertige Handlung der anderen folgt; so pflegt man während dieser Saturnalien einander einen gelben Saft in das Gesicht zu spritzen und sich mit einem rothen Pulver**) zu bestreuen, und begleitet diese Neckereien mit dem widrigsten Geschrei.

Die Verkehrs- und Beförderungsmittel im Inneren des Landes sind noch von der schlechtesten Beschaffenheit, werden aber ohne Zweifel bald einen anderen Zuschnitt erhalten, wenn die englische Regierung die letzten Spuren des Aufruhrs vertilgt, selbst Athem geschöpft und neue Kräfte gesammelt hat, um die durchgreifenden, durchaus nothwendigen Verbesserungen vorzunehmen, ohne welche jetzt keine Sicherheit mehr denkbar ist. — Es war nur der Wahrheit gemäß, als eine Zeitung äußerte, die einheimischen Briefträger in Indien seien ein Ersatz für Posten, Eisenbahnen und Telegraphen. Diese Briefboten laufen mit der Schnelligkeit des Blitzes von einer Station zur anderen, wo sie die dahin bestimmten Briefe und Packete zurücklassen, welche letztere nicht selten Uhren, Juwelen und andere Kostbarkeiten enthalten. Kein Sturm, kein Gewitter, kein Strom, kein reißendes Thier hält sie auf, und wer je einen dieser Eilboten zur Nachtzeit durch ein dichtes Gebüsch hat fliegen sehen, wie er kaltblütig die wilden und giftigen Thiere, als Hindernisse auf dem Wege, mit seiner knisternden Fackel fortzuscheuchen sucht, kann in der That behaupten, ein so wunderbar wirkungsvolles Gemälde gesehen zu haben, wie es Wenigen zu Gesichte kommen dürfte. Der Hindu versäumt es selten, seine Wohnung mit einem zierlichen

---

*) Holáká od. Huli nach anderer Schreibart. D. Uebers.

**) Eine Mischung von dem rothen Staube der gepulverten Caesalpinia Jap. und der aromatischen Wurzel der Curcuma Zerumbet. D. Uebers.

Garten zu umgeben, worin ich einen Beweis seines Sinnes für Naturschönheit und häusliche Gemüthlichkeit finden möchte. Diese kleinen Zufluchtsstätten gewähren in der That einen einladenden Anblick, und man begreift, daß die Besitzer derselben in ihrem Schooße Ersatz für die Mühseligkeiten des Lebens finden; sie ruhen am liebsten unter dem Schatten himmelhoher Cypressen oder unter den schützenden Blättern der Palmen, sich in Betrachtungen vertiefend über eine Welt, die sie mit ewig heiterem Antlitz einzuladen scheint: „Seid glücklich und genießt"! — Zu dem, was ich früher über die Schließung der Ehe gesagt, muß ich noch hinzufügen, daß das Gesetz, welches dem Vater der Braut verbot, von seinen zukünftigen Verwandten Geschenke anzunehmen, jetzt noch strenger gehalten wird, als ehedem. Der Bräutigam muß bei dem Vater um die Tochter anhalten; die Trauungsgebräuche bestehen darin, daß die Braut dem Bräutigam sieben Schritte entgegen geht und bei jedem Schritte einen bestimmten Spruch oder einen Satz aus den heiligen Schriften wiederholt; mit dem siebenten Schritte ist das Bündniß geschlossen. Bei der Vermählung eines Fürsten, und wenn die Braut aus ferngelegener Gegend kommt, ist der Bräutigam verpflichtet, in der Nähe seiner Wohnung ein stattliches Haus für den Schwiegervater bauen zu lassen, welches derselbe bewohnt, wenn er seine Kinder besucht. Bei dergleichen Gelegenheiten werden oft mehrere Lac Rupien ausgeworfen (1 Lac = 100,000 Rupien oder 175,000 Thaler schwed. Reichsmünze). Der größte Aufwand wird bei diesen Festlichkeiten in Bengalen gemacht.

Jede Stadt, ja fast jedes Dorf hat seine Schule; doch beschränkt sich der Unterricht der Knaben gewöhnlich auf Lesen, Schreiben und die Anfangsgründe im Rechnen. Das Schulgeld beträgt 12 Thaler schwed. Reichsmünze im Jahre; in Bengalen und Behâr wird dasselbe in Getreide, Obst und Gemüsen bezahlt. Die reicheren Familien nehmen einen Braminen in das Haus, dem alsdann die Erziehung und der Unterricht der Kinder obliegt. Die Ausbildung der Töchter wird im Allgemeinen sehr vernachlässigt.

Bei der Bestattung der Hindu-Leichen herrschen auch verschiedene Gebräuche. In einigen Gegenden werden dieselben in sitzender Stellung mit gekreuzten Beinen begraben; in anderen wird die Leiche mit wohlriechendem Wasser gewaschen, mit Blumen bedeckt und unter Trauermusik nach dem Scheiterhaufen geführt. Bei einigen Stämmen werden die Todten zur Schau ausgestellt und das Gesicht mit rothem Pulver bestreut. Grabmäler werden selten errichtet, und wenn es geschieht, bezeichnen sie immer die Ruhestätte eines ausgezeichneten Kriegers oder einer Wittwe, welche ihrem Manne in den Tod folgte.

Wenn in einigen Gebieten der Arzt erklärt, daß der Kranke seiner letzten Stunde nahe ist, wird derselbe hinaus getragen und auf das heilige Gras gelegt; darauf bedeckt man seinen Körper mit den Blättern des in hohem Ansehen stehenden Basilicumkrautes, stimmt geistliche Lieder an und spricht leise Gebete für die Erlösung seiner Seele. Liegt die Wohnung in der Nähe des Ganges, so bringt man den Sterbenden an das Ufer dieses heiligen Flusses; sollte aber der Kranke wider Erwarten genesen, so kehrt er nicht zu seiner Familie zurück, sondern zieht in eins der in dieser Gegend gelegenen Dörfer, von denen man erzählt, daß ihre Bewohner aus lauter solchen unerwartet zum Leben Zurückgekehrten bestehen.

Der seltsame Gebrauch der Hindu-Wittwen, sich mit dem Leichnam ihres Mannes zu verbrennen, wird Sattis genannt. Man weiß nicht, woher derselbe stammt — in den Urkunden des Menu findet man nichts darüber. Diodoros, welcher um 300 v. Chr. lebte und Verschiedenes über diese barbarische Sitte berichtet, sagt unter Anderem, daß das Gesetz der älteren Frau das Vorrecht zuerkannte, ihrem Manne zu folgen, einer Frau in gesegneten Umständen aber diese That der Selbstaufopferung verbot.

Die Feierlichkeiten dabei sind nicht immer dieselben. In Bengalen wird die Frau mit dem Leichnam des Mannes zusammengebunden und dann mit Bambus bedeckt, um sie zu hindern, sich emporzurichten. In

Orissa wirft sich die Frau selbst in das Feuer, oder, richtiger gesagt, sie springt auf den Scheiterhaufen hinab, welcher gewöhnlich in einer ziemlich tiefen Grube angelegt ist. In Dekhan besteigt sie denselben, ehe er angezündet ist, setzt sich nieder, legt den Kopf des Mannes auf ihren Schooß und wartet in ruhiger Ergebung, daß sie von dem Rauche erstickt, von den Flammen verzehrt oder von den einstürzenden Balken des Gerüstes zerschmettert werde. In Gudscherat betäubt sie sich mit Opium, ehe sie sich dem Märtyrerthume weiht. Ihre Haltung trägt in den meisten Fällen den Stempel einer unerschütterlichen Festigkeit; ihre Blicke ruhen mit dem Glanze der Verklärung auf der umstehenden Menge; in einem weißen Gewande, die Arme gen Himmel gestreckt oder über die Brust gefaltet, lächelt sie den gierigen Flammen entgegen, bis dieselben sie einhüllen, und sie, gleich einer überirdischen Erscheinung, in denselben verschwindet.

Wenn aber die bewundernswerthe Todesverachtung des unglücklichen Opfers im letzten Augenblicke noch Schwanken verräth, verwandeln sich Mitleid und Theilnahme der Menge ebenso plötzlich in Mißvergnügen und Gewaltthätigkeiten. Es ist früher vorgekommen und geschieht noch jetzt, daß das Weib, nachdem es schon den Scheiterhaufen bestiegen hat, entweder aus Furcht vor den grauenhaften Qualen, oder beim Anblicke ihrer Kinder von plötzlicher Reue erfaßt wird und von dem Gerüste herabspringt, um das Mitleid der Umstehenden anzuflehen. Für solche Bitten bleiben aber die Männer durchaus taub und gefühllos, und die Scene endet gewöhnlich damit, daß das Opfer unter Schmähungen und wildem Geschrei in die Flammen geschleudert wird.

Glückt aber ein solcher Rettungsversuch, so wird die Arme aus Scham und Reue über die bewiesene Feigheit ihres Lebens nicht mehr froh. Ein Engländer, welcher einem solchen Ereignisse beiwohnte und die Unglückliche mit Gefahr des eigenen Lebens aus den Händen der Männer befreite, erzählte mir, daß sie, als er sie einige Tage später traf, ihn mit Verwünschungen überhäufte und ihn beschuldigte, sie

ihres Seelenfriedens und der Hoffnung auf Vergebung in jener Welt beraubt zu haben.

Im Allgemeinen hat diese barbarische Sitte bedeutend abgenommen, Dank den Bemühungen der Briten! In Hindostan und Bengalen kommen noch die meisten Fälle vor; man rechnet deren auf den englischen Gebieten durchschnittlich hundert in einem Jahre. — Auch die Männer suchen in einigen Theilen Indiens eine Ehre darin, sich selbst den Tod zu geben, indem sie in das Feuer hineingehen oder sich von einer Klippe in die Fluth stürzen. Die ehrenvollste Todesart, welche zugleich Gewißheit für die Vergebung der Sünden giebt, ist die, sich vor den heiligen Wagen von Dschagannát zu werfen und von dessen riesengroßen Rädern zermalmen zu lassen.

Zu den größten Lastern des Hindu gehört seine unüberwindliche Neigung, sich Anderer Eigenthum anzueignen; er besitzt eine wunderbare Kunstfertigkeit im Stehlen; ganze Dorfschaften leben vom Plündern und Rauben, und die Thugs, die eine besondere Kaste bilden, haben ein förmliches Handwerk daraus gemacht, welches sie unter Anrufen ihres Gottes Bhawéni treiben, dem die Hälfte der Beute nach beendetem Raubzuge als Dankopfer dargebracht wird.

Ein anderer hervorragender Fehler dieser Völker ist ihr Mangel an Wahrheitsliebe. Sie lügen mit der größten Frechheit und bekräftigen ihre falschen Aussagen durch die heiligsten Eide, mit der heimlichen Freude, dem Nächsten durch Betrug zu schaden. Sie halten es für verdienstlich, ihre Anlage zu allerlei Ränken auf jede Weise zu entwickeln, und bedienen sich dabei der Waffen der List und Schmeichelei; und wehe Dem, der sich mit ihnen einläßt, ohne auf diese Schliche vorbereitet zu sein!

Die Bewohner der Gebirgs- und Waldgegenden des mittleren Indiens sind den übrigen sehr unähnlich; von kleinem Wuchse, eigenthümlicher Gesichtsbildung, schwarzer, glänzender Haut, durchdringendem Blicke, hervorstehenden Backenknochen, niedriger Stirn und breiten Schultern, haben sie ein wildes, abstoßendes Aussehen. Sie legen

selten Kleider an, sind aber beständig mit Pfeil und Bogen bewaffnet, da sie in ununterbrochener Fehde mit den Grenznachbarn liegen. Ihre Hauptnahrung besteht in den Früchten des Mahuabaumes. Die Bevölkerung der nördlichen, sogenannten „trockenen" Länder ist verhältnißmäßig sehr thätig und abgehärtet.

Die Mahratten, welche ein unfruchtbares Gebirgsland bewohnen, sind ernst, bestimmt, kühn und ordnungsliebend. — In Bengalen, wo der Boden sich, so zu sagen, selbst bestellt, und der Mensch in einem Paradiese lebt, das ihn mit Allem umgiebt, was er sich wünschen kann, und er somit keine Nahrungssorgen kennt, sind die Bewohner so in Müßiggang und Weichlichkeit versunken, daß sie physisch und moralisch dadurch verdorben sind.

Der Hindu ist im Allgemeinen sehr empfänglich und leicht zu leiten; nur in Religionsangelegenheiten läßt er sich seine Ueberzeugung nicht nehmen, besonders wenn man ihm mit Gewalt eine andere aufzudrängen sucht. Er ist seinem Herrn ergeben und dient dem am treuesten, der ihn mit größter Milde behandelt; wem er dient, gilt ihm gleich; in diesem Falle kennt er keine Gewissenszweifel, obgleich er in sonstigen Glaubenssachen eine achtunggebietende Standhaftigkeit und Beharrlichkeit zeigt; ein Bramine würde lieber Hungers sterben, ehe er verbotene Nahrung zu sich nimmt; und der geringste Diener würde vor Scham vergehen, wenn er vergäße, sein Morgen- oder Abendgebet zu verrichten.

Das Gefühl der Selbstständigkeit ist nicht zur besonderen Entwickelung bei ihm gekommen, doch liegt in seinem Charakter mancher Zug, der von dem Bewußtsein seiner Menschenwürde zeugt. So würde der Häuptling einer Dorfschaft sich z. B. lieber den schrecklichsten Qualen unterwerfen, als daß er zugäbe, daß ein Herrscher seinem Stamme einen Tribut auferlegte.

Der Muth des Hindu wächst mit der Gefahr, denn bei kleinen Widerwärtigkeiten zeigt er sich oftmals feig. Ich habe ihn im Kampfe gegen einen überlegenen Feind Proben der erhabensten Todesverachtung

ablegen sehen. — Wenn er eine gelinde Strafe empfangen soll, hält man ihn für das furchtsamste Wesen der Welt; ist aber die Todesstrafe über ihn verhängt, von welcher er keine Rettung mehr hoffen kann, so empfängt er den Todesstreich mit der größten Ruhe, gleichsam, als ob er über sein Schicksal triumphire; ich selbst habe solchen Strafvollziehungen beigewohnt und muß bekennen, daß diese Standhaftigkeit mir die größte Achtung und Theilnahme einflößte, obgleich das Urtheil an Verbrechern vollzogen wurde, welche durch verübte beispiellose Grausamkeit ihre menschliche Natur verleugnet hatten.

Ein großer Theil der Verbrechen, welche die britischen Behörden in diesem Lande zu bestrafen gezwungen sind, muß auf Rechnung des gekränkten Ehrgefühles und verletzten Nationalstolzes gesetzt werden. — Ich spreche hier nicht von den Stämmen der Thugs und Decoits, welche in der That Straßenräuber und als solche eine Ausnahme sind, sondern von dem indischen Volke im Allgemeinen. Beim Aufstellen eines Vergleiches zwischen Engländern und Indiern kommen wir zu dem traurigen, thatsächlichen Ergebnisse, daß die schwersten Verbrechen ihren fruchtbarsten Boden da gefunden haben, wo die Bildung am siegreichsten vorgeschritten ist.

Nach den im Unterhause eingelieferten Berichten von 1832 kamen von den in diesem Jahre unterzeichneten Todesurtheilen in England und Wales 1 auf 203,271 und in Bengalen 1 auf 1,004,182 Einwohner; von den Deportationen (Verurtheilungen zu den Strafcolonien) auf Lebenszeit in erstgenanntem Lande 1 auf 67,173 und in letzterem 1 auf 402,010 Bewohner. Die Zahl der Todesurtheile stieg in England und Wales auf 64, in den bengalischen Provinzen auf 59; und hierbei dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß die Einwohnerzahl des einen Landes auf 13, die des anderen auf 60 Millionen geschätzt wird.

Ich will zwar keineswegs den Umstand unerwähnt lassen, daß die damalige Polizei in England — wie noch jetzt — viel besser organisirt war, als die indische, und deshalb eine größere Anzahl von

Verbrechen entdecken und zur Strafe ziehen konnte; aber selbst wenn wir demselben die größte Wichtigkeit beilegen, bleibt das Endergebniß kein sehr ehrenvolles für ein Land, welches sich zu den gesittetsten der Erde rechnet.

Ich habe während meines Aufenthaltes in Indien mehrfach sagen hören, daß die Bewohner das ihnen erwiesene Wohlwollen niemals erwiedern, und daß man vergeblich ein Gefühl der Dankbarkeit in ihnen zu wecken suche. Gestützt auf eigene Erfahrungen, wage ich nicht nur, diesen Satz zu bestreiten, sondern sogar zu behaupten, daß ein Herr, welcher seine Pflichten kennt und ihnen gemäß handelt, in seinem Hindu-Diener so viel treue Ergebenheit und Dienstbeflissenheit findet, wie er sie in einem europäischen Diener vergeblich suchen würde. Ich habe dies während einer längeren Krankheit vielfach erfahren, und zwar auf eine Weise, die mich tief gerührt. Ein Opfer wirklich schwerer Leiden, einsam, kraft- und muthlos, oft zwischen Tod und Leben schwebend, setzte ich mein ganzes Vertrauen in meinen Diener, der mich mit der größten und liebevollsten Sorgfalt pflegte. Ja, ich danke meine Genesung nur einem eingeborenen Arzte, welcher heimlich zu mir geführt wurde, um meinen britischen Aesculap nicht zu erzürnen. Und wer war denn dieser Herr, welcher von seinem Diener Tag und Nacht wie ein lieber Bruder gepflegt wurde? Ein Fremdling, der gekommen war, um gegen die Landsleute dieses Hindu zu kämpfen, welche das Schwert gezogen hatten, um die vaterländische Erde von fremdem Joche zu befreien! Und was würde die Folge sein, sollte der Kranke, Dank der Pflege seines Dieners, genesen? — daß ersterer sofort von ihm scheiden und eilen würde, abermals thätigen Antheil an der Unterjochung seines Vaterlandes zu nehmen! — Und dennoch verließ nicht er mich, sondern ich ihn!

Man mag von dem räthselhaften Menschenherzen sagen, was man will — man kann nie den Wärmegrad desselben nach einer oft kalten und starren Außenseite beurtheilen; es ist weder unempfänglich, noch unzugänglich, wenn man sich nur Eingang zu verschaffen weiß;

es klopft in jeder Brust mit gleicher Zärtlichkeit, wenn es nur Gelegenheit dazu hat; sein größtes Bedürfniß ist, verstanden zu sein, und es fürchtet nichts mehr, als lieblos zurückgestoßen oder mit Gleichgültigkeit behandelt zu werden. Da wendet es sich weinend ab und die Thränen ersticken seine bessere Natur; es zieht sich krampfhaft zusammen, die Blumen welken und sterben an der Wurzel ab, und das Ganze wird hart wie Stein. — Wenn dagegen die freundliche Sonne der Liebe von einem anderen Herzen hinein fällt, und die warmen, lichten Strahlen zünden und in einander schmelzen, da weichen alle bösen Gedanken ohnmächtig in den Hintergrund; da tönt es wie Harfenspiel in des Menschen Brust und weckt den guten Engel, welcher lächelnd seine Fittige ausbreitet, um die ganze Welt liebend zu umschließen.

Meine Leser werden zu dem Glauben kommen, daß ich mit diesen Aeußerungen einen Einspruch gegen die Ausdehnung der britischen Macht in Indien habe erheben wollen. Nun ja — ich will es nicht leugnen! Wir dürfen nicht vergessen, daß die erste Zerstückelung des Reiches infolge freundschaftlicher Uebereinkunft geschah, aber ebensowenig, daß Feuer und Schwert es zu dem gemacht haben, was es jetzt ist. Man kann diese Art, ein Volk zu unterjochen, nicht billigen und ebensowenig die Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten gutheißen, welche, gleich anfangs, von der Verwaltung der Compagnie an den Unterjochten verübt wurden. So wie aber die Macht aus den Händen der Compagnie in die der britischen Regierung überging, wurde das ganze Verwaltungssystem verändert und gemildert. — Während sie einerseits die Fürsten ihrer Throne beraubte und die Vorrechte der höheren Kasten beschränkte, strebte sie andererseits, die Lage der unteren Classen durch Schulen, zweckmäßige Gesetze und Verkehrsanstalten zu verbessern. Hinsichtlich der Religion haben die Engländer eine lobenswerthe Duldung bewiesen, indem sie dem Hindu freie Religionsübung gestattet und die christlichen Missionaire nur sehr spärlich unterstützt haben. Möge der Beweggrund zu dieser Staatskunst reines Wohlwollen für die Hindu, Interesse für Freiheit und Bildung,

oder das Streben nach größerer Ausdehnung der englischen Macht und nach einem besseren Markte für die britischen Erzeugnisse gewesen sein — der Erfolg ist darum nicht weniger erfreulich.

Es ist nicht zu leugnen, daß es für Ostindien und die übrige Welt besser gewesen wäre, wenn die englische Regierung Kraft genug besessen hätte, ihre weisen Pläne vollständig auszuführen; aber sie hat hier leider zu große Nachsicht mit den Sonderinteressen und der Charakterschwäche ihrer Vertreter gehabt. Die im Dienste der Compagnie oder der Regierung angestellten Männer waren oft unerfahrene junge Leute, welche weder das Volk richtig zu behandeln, noch ihr Amt zu verwalten wußten, voller Vorurtheile und aus Unbekanntschaft mit der Sprache des Landes unfähig, sich in die Anschauungsweise und Empfindungen des Volkes hinein zu denken, weshalb sie die Hindu denn auch bisweilen mehr als Thiere wie als Menschen behandelt haben; und dies unrichtige Verfahren der Einzelnen sammt der Ohnmacht der Regierung, demselben Einhalt zu thun, haben nach meiner Ansicht mehr zum Ausbruche der Empörung beigetragen, als das eigentliche britische Regierungssystem.

Diese Erhebung hat neben ihren traurigen, blutigen Folgen auch große Vortheile gebracht. Sie hat die Aufmerksamkeit des englischen Volkes auf die obwaltenden Zustände hingeleitet und es von der Unvermeidlichkeit einer Verbesserung derselben überzeugt; somit wird sie ohne Zweifel zu einem rascheren Fortschreiten des großen Civilisationswerkes und zur endlichen Befreiung der Hindu von der englischen Herrschaft beitragen.

So viel über die englische Politik hinsichtlich ihrer Eroberungen in Indien. Ich hoffe nicht nur, ich weiß, daß viele Engländer meine Ansichten hierüber theilen. Aber die Zustände in der Verwaltung des Landes und unsere kriegerischen Unternehmungen in demselben sind zwei ganz verschiedene Dinge, letztere eine natürliche Folge der ersteren, weshalb man diesmal vergebens an das edlere, bessere menschliche Gefühl appellirt hätte, welches augenblicklich nur nach Krieg verlangte. Es

handelte sich nicht mehr um Eroberungen, sondern den unglücklichen Landsleuten zu Hülfe zu eilen, welche von einer mit dem äußeren Scheine von Vaterlandsliebe geschmückten Rachgier zu Sühnopfern ausersehen waren. Denn ein Volk, welches aufsteht, um ein fremdes Joch abzuschütteln und seine Selbstständigkeit zu erklären, ist, trotz aller erlittenen Erniedrigung und trotz aller Ursache zum Hasse gegen seine Feinde, von einer so reinen, göttlichen Idee durchdrungen, daß es sich unmöglich zu Handlungen herabwürdigen kann, welche man wohl den wilden Bestien, aber keiner noch so tiefgesunkenen Menschennatur zuzuschreiben vermag.

Nun ist aber mit ziemlicher Klarheit bewiesen, daß diese letzten Unruhen in Indien keine Erhebung in dieser Achtung gebietenden Bedeutung des Wortes waren, sondern der Versuch einiger herrschsüchtiger Abenteurer, das Land in ihre eigene Gewalt zu bekommen. Und aus dem ganzen Auftreten und Verfahren dieser Führer konnte man schließen, daß das Land, wenn ihr Unternehmen mit Erfolg gekrönt wurde, unter viel härteren Druck gekommen wäre, als es bis jetzt der Fall gewesen war.

Ungeachtet des für sie traurigen Ausganges der letzten Kriege ist es kaum zu bezweifeln, daß die Hindu noch jetzt an eine neue Ordnung der Dinge und an eine hellere Zukunft glauben, im festen Vertrauen auf die Macht der von ihnen angebeteten Gottheit. Ihr ganzes Wesen hat einen Anflug von Schwärmerei und echter Poesie, und in dem Hofstaate der letzteren hat die Hoffnung niemals gefehlt. Das Volk weiß sich so in seine Ueberlieferungen hinein zu denken, daß es förmlich in denselben fortlebt, — und was sind diese Anderes, als rosige Vorstellungen von der Vereinigung eines sinnlichen Lebens mit einem vergeistigten, in welchem Götter und Menschen in innigster Beziehung zu einander stehen; und diese Vorstellungen haben das ganze Volksleben zu einem einzigen wunderbar schönen, bedeutungsvollen, großartigen Gedichte gemacht. Wir können kaum in die ärmlichste indische Hütte treten, ohne daß uns eine dichterische Sage oder Mythe willkommen

heißt, d. h. wenn wir die Sprache der Bewohner verstehen. Der geringste Diener, der unserer Befehle wartet und sich mittelst einer selbst zurechtgemachten Sprache verständlich zu machen sucht, welche man am besten mit dem Namen „Radebrechen" bezeichnen würde, fällt mitten in dem gewöhnlichsten Gespräche plötzlich in seine geheimnißvollen Betrachtungen zurück und überläßt sich den Eingebungen des Augenblickes, welche ihn bald über das Sternenzelt hinaustragen, bald in den Abgrund wirklicher oder eingebildeter Qualen schleudern.

Ich bin während meines Aufenthaltes in Indien mehrfach auf das Gebiet der Feen- und Märchenwelt geführt worden und habe mehrere der kleinen Erzählungen aufgezeichnet. Zwei derselben mögen hier einen Platz finden, in der Ueberzeugung, daß dieselben nicht ohne Interesse gelesen werden.

I.

Es war Nacht, als Cama (der Gott der Liebe) und Cartekeya (der Gott des Krieges) gleichzeitig die Wohnung des Yeymeno, eines grausamen, raubgierigen Fürsten betraten. Derselbe fuhr aus festem Schlafe empor und frug zürnend, wer es wage, ungerufen die Schwelle seines Palastes zu überschreiten. Da öffnete Cama zuerst die Lippen und sprach: „Yeymeno, als du das Scepter aus den Händen deines sterbenden Vaters empfingst, schwurst du mit einem heiligen Eide, dein Volk mit Liebe und Milde zu regieren. Kaum war aber die Gewalt in deinen Händen, als du es vergaßest, auf dem Altare Cama's zu opfern; dein Herz wurde hart, wie der weiße Stein, und du hattest deine Lust daran, deine Unterthanen auf das Grausamste zu quälen. Mache dich bereit, o Fürst! denn ich bin gekommen, um dich zu strafen!" Darauf nahm Cartekeya das Wort und sprach: „Höre mich, Yeymeno! ich bin der Feind des Cama, und wenn du versprichst, von jetzt an dem Gotte des Krieges fleißig zu opfern, kann ich dir von großem Nutzen sein. Ich will diesen Gott dazu bewegen, dir sein Wohlwollen zuzuwenden und dir behülflich zu sein, Länder und Ruhm zu

gewinnen — aber der Weg dahin geht über Berge von Leichen und durch Ströme von Blut. Willst du meinen Rathschlägen nicht folgen, so bin ich hier, um deinen Eigensinn zu bestrafen." — Yeymeno aber, der sich so unerwartet von zwei Gefahren bedroht sah, gerieth in große Angst und wandte sich an Gunesa, die die Macht hat, alle Schwierigkeiten zu besiegen, mit der Bitte, ihm zu erscheinen und ihn aus dieser schwierigen Lage zu befreien. — Gunesa kam, erfuhr, was geschehen war, und sprach: „Yeymeno, du bist in der That so tief gesunken, daß es kein Mittel giebt, durch welches du dich selbst retten könntest; dein Schild ist nicht stark genug, den Pfeilen zu widerstehen, welche diese beiden Fremdlinge in ihren Köchern führen. Wenn es Hülfe für dich giebt, so muß dieselbe von einem Wesen kommen, dessen Herz sanft ist, wie das Auge Soma's (der Gott des Mondes) und rein, wie der Schnee auf den Bergen der weißen Schutzgeister!" — Darauf nahmen Cama und Cartekeya jeder einen Pfeil aus seinem Köcher, legten denselben auf den gespannten Bogen und sprachen: „Da du nicht zwischen uns wählen willst, so mache dich bereit, dein Urtheil zu empfangen: wisse denn, Yeymeno, daß du demjenigen von uns gehören wirst, dessen Pfeil am tiefsten in dein Herz dringt!" — Zu den Füßen des Fürsten aber schlummerte sein kleiner Sohn; aufgeweckt durch das Geräusch erblickte er die auf die Brust seines Vaters gerichteten Pfeile, sprang mit der Schnelligkeit des Blitzes empor, schlang die Arme um des Vaters Hals und blieb wie ein lebendiger Schild an seiner Brust hängen. Bei diesem Anblicke verließ Cartekeya bestürzt das Zimmer, Cama aber ließ den Bogen sinken, lächelte und sprach: „Yeymeno, nur durch Liebe wird der beleidigte Gott der Liebe versöhnt. Du bist gerettet; werde nun weise durch das, was du eben erlebtest." — Und Yeymeno lauschte der Stimme der Liebe und wurde ein guter Fürst, der bis an seinen Tod in Frieden und Milde regierte und von seinem Volke geehrt und geliebt ward.

II.

Siva, ein junges, wunderliebliches Mädchen, wohnte an den Ufern des Ganges. Sie war so schön und unschuldig, daß Surya (der Sonnengott) sich in sie verliebte, als sie eines Tages aus dem heiligen Bade stieg und am Strande hinaufging. Er erklärte ihr seine Liebe und bat sie, ihm als Braut in seine lichte, goldene Welt zu folgen. Sie erwiderte, daß ihr strenger Vater sie bei Gelegenheit einer schweren Krankheit dem Varuna (Gott des Meeres) verlobt habe, und sie ihn deshalb nicht erhören dürfe, obwohl sie sich wunderbar zu ihm hingezogen fühle. Surya aber wollte hierauf nicht hören, schloß die bebende Siva in seine Arme nnd hauchte auf ihre Stirn, und alsobald fiel ein Schleier aus den feinsten Sonnenstrahlen über die Gestalt des Mädchens herab. — Darauf breitete der Gott seine Flügel aus, um mit der Geliebten davon zu schweben. Siehe, da erschien aber mit Klagen und Weherufen Varuna, in einer Welle verborgen, deren weißer Schaum auf Siva flog und das Feuer löschte, welches ihre Gestalt verhüllte. Surya aber hauchte sie abermals an, und neue dichtere Lichtstrahlen umflossen sie; aber auch die Woge schwoll höher und höher, bis sie sich auf ihren Raub stürzte und denselben verschlang. Da entfloh der Sonnengott, Varuna aber nahm die Leiche mit in den Strom hinab, um sie in dessen Tiefe zu begraben. Seitdem schwebt der bleiche Geist der Siva noch immer beim Auf- und Untergange der Sonne auf der spiegelklaren Fluth des Ganges, um den ersten und letzten Kuß des Geliebten zu empfangen.

Achtes Capitel.

Geschichte der ostindischen Compagnie. — Entstehung und weitere Ausbildung des britischen Reiches in Indien. — Betrachtungen über dasselbe. — Die Lage der Sipoys. — Ursachen und Ausbruch des letzten Aufruhrs. — Weitere Verbreitung desselben. — Das Blutbad in Cahnpur. — Der Fall Delhi's. — Vertheidigung der Engländer. — Der Shannon verläßt Hong-Kong und steuert Cours auf Calcutta. — Ankunft daselbst.

Das britische Reich in Ostindien — vielleicht die größte Ländervereinigung der Welt — hat sich im Laufe eines Menschenalters von einer Handelsfactorei zu einem Staate emporgehoben, der sich an Größe und Volksmenge zu den Mächten ersten Ranges zählen darf. Der Flächeninhalt desselben beträgt, wie bereits bemerkt, jetzt 1¼ Millionen Q.-Meilen, und nur einige wenige europäischen Hauptstädte können sich an Größe und Einwohnerzahl mit den seinigen messen. Der Handel steht in solcher Blüthe, daß man ihn nur mit dem von Carthago und Venedig zur Zeit ihres höchsten Glanzes vergleichen könnte. Fragt man nun, wer denn die englische Krone mit einer Perle von so ungeheuerem Umfange und unschätzbarem Werthe bereichert hat, so hört man mit Staunen, daß es einige friedliche Handelsleute waren, denen gelang, was weder Alexander der Große, noch irgend ein muhamedanischer Eroberer vermocht hatte; und der Thron dieser Eroberer, vor welchem Könige und Fürsten, demüthigen Vasallen gleich, die Knie beugten, stand in einem kleinen, in einer engen, dunkelen Straße Londons belegenen, anspruchslosen Hause! Man wäre in der That versucht, das Ganze für ein Märchen zu halten, wenn nicht thatsächliche Beweise in Menge vor Augen lägen.

Nachdem durch Vasco de Gama die Portugiesen im Jahre 1498 den Weg nach Indien gefunden hatten und von den Holländern wieder

verdrängt worden waren, welche danach strebten, den ganzen Handel Europas mit Ostindien an sich zu ziehen, wurden auch einige englische Kaufleute durch die Hoffnung auf Gewinn nach dem indischen Festlande gelockt. Es zeigte sich aber bald, daß ein derartiges Unternehmen ungeheuere Capitalien erfordere und für einzelne Handelshäuser zu gewagt, ja unausführbar sei. Infolge dessen bildete sich in London eine Gesellschaft zur Beförderung des indischen Handels, welche am 31. Dec. 1600 von der Königin Elisabeth, zuerst auf 15 Jahre, das ausschließliche Recht zum Betriebe des Handels mit den zwischen dem Cap der guten Hoffnung und der Magelhaensstraße gelegenen Ländern erhielt. Diese Gesellschaft, deren Capital damals nicht über 72,000 Pfund Sterl. betrug, hatte anfangs gegen die größten Schwierigkeiten zu kämpfen, und es gingen 70 Jahre darüber hin, ehe sie feste Factoreien in Surate, Madras und Bengalen besaß; die letzteren gewannen sie durch einen besonderen Zufall. Ein Arzt, Namens Boughton, welcher den englischen Gesandten von Surate zum Großmogul Schah Dschehan in Agra begleitete, hatte das Glück, dessen Lieblingstochter das Leben zu retten, wofür ihm als Belohnung freie Handelsberechtigung im ganzen Reiche des Moguls zuerkannt wurde. Er verkaufte dieses Privilegium an die Compagnie, welche sofort Nutzen daraus zog und eine Factorei an den Ufern des Hugli anlegte, fast an demselben Orte, wo sich jetzt die Häusermassen von Calcutta ausdehnen.

Zur selben Zeit machte die englische Regierung der Compagnie neue und erweiterte Zugeständnisse, indem sie derselben das Recht, Krieg zu führen und eigene Gerichtsbarkeit zu üben, verlieh. Diese Erfolge konnten nicht ohne Concurrenz bleiben. Es entstand eine zweite Gesellschaft Londoner Kaufleute, welche gegen ein Darlehen von 2 Millionen Pfund Sterl. von der Regierung anerkannt wurde. Nachdem aber diese beiden Handelsvereine eingesehen hatten, daß ihre Nebenbuhlerschaft nur zum gegenseitigen Schaden führe, vereinigten sie sich zu einer einzigen Gesellschaft, welche unter dem Namen der United East-India Company Actien zu 500 Pfd. ausgab, deren Inhabern

jedem eine Stimme bei der Wahl der 24 Directoren und anderweitige Gerechtsame verliehen wurden.

Diese glücklichen Verhältnisse waren aber nicht von langer Dauer. Mit der sinkenden Macht des befreundeten Großmoguls hoben die von demselben bis jetzt im Zaume gehaltenen kleineren indischen Fürsten den Kopf immer höher und wurden der Compagnie in mancher Hinsicht beschwerlich. Dazu kam noch, daß der Gouverneur der französisch-ostindischen Colonien, ein tapferer, unternehmender Mann, Namens Dupleix, auf den Gedanken fiel, die Engländer vertreiben und sich ihrer Besitzungen bemächtigen zu wollen. Zum Glücke der Compagnie fanden seine Pläne wenig Anklang bei der französischen Regierung; er wurde zurückgerufen, durch weniger unternehmende Männer ersetzt und mußte sehen, wie die Früchte aller seiner Bemühungen dem Pariser Frieden von 1763 geopfert wurden.

Hier trat ein Wendepunkt in dem Leben der ostindischen Compagnie ein, denn es war ungefähr um diese Zeit, als der damalige, von ihr ernannte, thatkräftige Gouverneur, vielleicht durch obwaltende Umstände dazu gezwungen, der friedlichen Handelsgesellschaft immer mehr den Charakter einer kriegerischen Verbindung verlieh. Sie hatte sehen müssen, wie ihre neuangelegte Stadt Calcutta, die ohne Einwilligung der einheimischen Fürsten befestigt worden war, von denselben gestürmt und genommen und deren Besatzung in ein Gefängniß geworfen wurde, in welchem sie aus Mangel an frischer Luft auf jammervolle Weise um das Leben kam. Oberst Clive wurde sogleich mit 900 Mann von Madras nach dem Schauplatze der Unruhen abgesandt; er nahm die Factorei wieder ein und ging einem 20,000 Mann starken Feinde entgegen, der eine großartige Niederlage erlitt. Nachdem Clive eine geringe Verstärkung erhalten hatte, zog er mit seiner kleinen Schaar gegen eine feindliche Armee von 60,000 Mann mit 50 Kanonen und gewann bei Plassy einen glänzenden Sieg. Und von diesem entscheidenden Siege schreibt sich die eigentliche britische Macht in Bengalen her, als deren Begründer man füglich den Oberst Clive betrach-

ten kann. Beim Abschlusse des Friedens wurde der Compagnie das Recht zuerkannt, die Factorei zu befestigen und ihren Handel in allen Theilen des Reiches ungehindert zu betreiben. Diese Erfolge der Briten mußten den Neid der Holländer erregen, welche gegen Calcutta zogen, aber von Clive zurückgeworfen wurden, der darauf den König von Aude dazu vermochte, sich dem englischen Scepter als Lehnsfürst unterzuordnen; und so war in dem kurzen Zeitraume von 10 Jahren aus der britischen Handelsfactorei ein Reich von 30 Millionen Einwohnern geworden, mit einem jährlichen Einkommen von 25 Millionen Rupien, welches Reich noch durch die Provinz Benares vergrößert wurde, die zu den fruchtbarsten und volkreichsten Landstrichen Indiens gehörte und 1775 von dem Könige von Aude an die Compagnie abgetreten wurde. Während die britischen Waffen im Norden des Landes so glänzende Erfolge errangen, waren die der im Süden geübten Politik nicht weniger glücklich, da man von dem unter der vormaligen Oberherrschaft des Großmoguls stehenden Statthalter in Dekhan die beiden Provinzen Guntur und Cirkars gewann. Einen gefährlichen Feind hatte die Compagnie in Tippu Sahib, Sultan von Meysore, welcher aber im Kampfe gegen Oberst Arthur Wellesley, später Herzog v. Wellington, unterging. General Baird erstürmte hierauf Seringapatna (1799) und fügte den schon eroberten Ländern noch die Provinzen Kojambatur, Kanara, Weynaad, Tandschore u. s. w. und ein Gebiet von 25,000 Q.-Meilen in der Provinz Heyderabad hinzu. Im Norden eroberte die Compagnie die Provinzen Barélly, Morâdabad, Rohilkhund, Doâb und Allahabad. General Lake drang in die Bundesstaaten der Mahratten, eroberte Delhi und erzwang im Frieden von 1803 das Eigenthumsrecht auf 40,000 engl. Q.-Meilen Landes. — Nach noch einigen anderen Feldzügen konnte man endlich im Jahre 1818 die Macht des britischen Reiches in Centralindien als vollkommen befestigt ansehen.

Während Clive, Warren Hastings, Cornwallis und Wellesley die äußere Gestalt des Reiches durch ihre glänzenden Siege und Er-

oberungen so bedeutend verändert hatten, war auch die innere Organisation desselben nicht stehen geblieben. Das Capital der Compagnie war schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf 6 Millionen Pfund gestiegen und bestand in 6000 Actien à 1000 Pfund, welche um das Jahr 1760 12 bis 15 Procent trugen; nach einem Parlamentsbeschlusse von 1769 durften jedoch nicht mehr als 10½ Procent ausbezahlt und es mußte der Mehrertrag als Reservefonds und zu örtlichen Verbesserungen angelegt werden. Im Jahre 1773 griff das Parlament noch tiefer in die Gerechtsame der Compagnie ein, indem sie derselben die richterliche Gewalt aus den Händen nahm, den Generalgouverneur zu Calcutta zum Haupte der anderen Statthalter ernannte, ihm die Macht über Krieg und Frieden verlieh und ihn verpflichtete, alle vierzehn Tage Berichte an die Directoren der Compagnie einzuschicken, welche dieselben alsdann der Regierung vorzulegen hatten. Zum Ersatze für diese Beschränkungen in der Verwaltung erhielt die Compagnie das ausschließliche Recht zum Handel mit China. Durch eine vom Parlament 1784 bewilligte Bill des Ministeriums Pitt wurde die Macht der englischen Krone abermals erweitert, indem die Directoren in allen militairischen, financiellen und politischen Angelegenheiten unter die Aufsicht eines königl. Prüfungshofes (board of control) gestellt und dem Generalgouverneur das Recht der Entscheidung über Krieg und Frieden wieder entzogen wurde. Die Lehren der neuen Staatswirthschaft fanden immer mehr Geltung und kamen im Jahre 1813 selbst bei der Feststellung der Gesetze für die ostindische Compagnie zur Anwendung, da das Parlament bei der neuen Bestätigung des Freibriefes das Monopol des Handels bedeutend schmälerte und auch anderen britischen Unterthanen, als den 2163 Actieninhabern, das Recht des Handels mit Ostindien bewilligte.

Seit dieser letzten Erneuerung des Privilegiums von 1813 wurde die Alleinberechtigung der Compagnie von allen Seiten bestürmt, so daß sich das Parlament 1833 zu dem Beschlusse veranlaßt sah, daß die Compagnie zwar noch 20 Jahre in Ostindien schalten und walten

möge, dagegen aber alle ihre Privilegien und Gerechtsame als Handelsgesellschaft, sammt Guthaben und Schulden, gegen eine jährliche Entschädigungssumme von 630,000 Pfund (als höchste, gesetzliche Dividende des Actiencapitals) an die Krone abtreten solle; daß aber ferner der Regierung das Recht zustehen solle, diese Rente nach 40 Jahren gegen Ausbezahlung von 100 Pfund Capital für 5 Pfund 6 Sh. Renten einzulösen. Die von der Regierung übernommene Schuld belief sich auf 30 Millionen Pfund, ist aber später auf 90 Millionen gestiegen. Nachdem der Compagnie kraft dieses Beschlusses das ausschließliche Recht des Handels mit Ostindien und China genommen war, stand es jedem britischen Unterthanen frei, sich unter Beobachtung gewisser Förmlichkeiten in Indien anzusiedeln. Die Verwaltung der Compagnie blieb dem königl. board of control untergeordnet, dem Generalgouverneur jedoch wurde abermals die Macht verliehen, über Krieg und Frieden zu entscheiden und Gesetze zu erlassen, mit der Bedingung, daß den Directoren das Recht zustehe, seine Handlungen und Beschlüsse außer Kraft zu setzen.

Das Parlament sprach sich in jener Sitzung tadelnd über die Eroberungspolitik der ostindischen Regierung aus, worauf diese sich eine längere Zeit unthätig verhielt; nur das Königreich Sinde mit 1 Million Einwohnern wurde unter der General-Statthalterschaft des Grafen Ellenborough dem britischen Reiche einverleibt (1843). Unter dem Generalgouverneur Marquis v. Dalhousie nahm das politische System eine andere Wendung. Er vergrößerte die britischen Besitzungen durch Sattara mit 1 Mill., Pandschâb mit 10½ Mill., Nagpur mit 4½ Mill., Heyderabad mit 10 Mill., Jhansi mit 200,000 und Karnatak mit 10 Mill. Einwohnern; endlich wurde von dem jetzigen Generalgouverneur, Lord Canning, 1856 das Königreich Aude mit 3 Mill. Einwohnern einverleibt.

In England war man indessen zu der Ueberzeugung gekommen, daß die politische Macht der ostindischen Compagnie eine Unregelmäßigkeit sei, worauf dieselbe in der Sitzung des Parlaments von 1858

nach einem hundertjährigen Bestehen feierlichst begraben wurde. Die nicht unbedeutenden Unruhen in Indien mochten hierbei den Ausschlag gegeben haben. Ostindien wurde nun, gleich den übrigen Colonien, in unmittelbare Abhängigkeit von der Regierung gestellt und Lord Canning vom Generalgouverneur zum Vicekönig von Indien erhoben. Das Land hat jedoch noch immer nicht die ständische Verfassung, die man Canada, Jamaika und Australien zu verleihen genöthigt gewesen ist.

Wenn man diese Begebenheiten ihrem ganzen Umfange nach auffaßt, ihren Einfluß auf die fortschreitende Gesittung in Betracht zieht, dieselben als Früchte eines mit Beharrlichkeit durchgeführten politischen Systems erkennt und sie, mit Rücksicht auf die erzielten Erfolge, in ihrer Gesammtheit beurtheilt, so muß man gestehen, daß dieselben in der Weltgeschichte nicht ihres Gleichen haben. — Ich will damit keinesweges prophezeien, daß die gegenwärtigen Verhältnisse in Indien von langer Dauer sein werden, sondern bin vielmehr der Ueberzeugung, daß die Macht, die nun entwaffnet, gefesselt und in den Staub getreten daliegt, sich eines Tages reicher an Erfahrungen und mit verdoppelter Kraft erheben und das fremde Joch brechen und abschütteln wird. Ebensowenig will ich die von Seiten Englands getroffenen Vorsichtsmaßregeln tadeln, um im Besitze der Vortheile zu bleiben, ohne welche es seine Stellung als Staat ersten Ranges nicht wohl behaupten kann. Ich habe aber den festen Glauben und die sichere Hoffnung, daß sich das eigenthümliche Wesen eines Volkes nicht ausrotten läßt, und daß Derjenige, welcher vermessen genug ist, dieses Göttergeschenk morden zu wollen, seine Unthat früher oder später wird zu Schanden werden sehen.

Die Grenzen eines Landes werden nicht nur durch Berge und Flüsse, sondern auch durch Sprache, Sitten und Gebräuche, Gewohn-



heiten und überkommene Anschauungsweise bestimmt. Die Geschichte zeigt uns auf tausend Blättern, daß die Eroberungssucht, welche diese natürlichen Grenzlinien überschritt, sich vergeblich bemüht hat, die ungleichen Elemente zu einem einzigen Ganzen dauernd zu verschmelzen, und endlich selbst das Strafgericht des Himmels wach ruft.

Diese Ansichten eines unerfahrenen jungen Mannes machen keinen Anspruch auf unumstößliche Richtigkeit. Ich habe nur eine offene Darlegung meiner Anschauungsweise gegeben, ohne mir einzubilden, damit ein Urtheil über so großartige und an das Wunderbare streifende Ereignisse gefällt zu haben. Der Aufruhr, an dessen Niederwerfen ich so unverhofft theilnehmen sollte, hat jedoch bewiesen, daß meine Ansichten nicht ganz unbegründet waren.

Man hat die Ursachen dieser Empörung auf eben so zahlreiche wie verschiedene Weise zu erklären versucht. Man hat derselben politische, dynastische und religiöse Gründe untergeschoben, ja man hat sie dem mangelhaften Volksbewußtsein der Hindu zuschreiben wollen; vielleicht ist sie aus allen diesen genannten Gründen zusammengenommen hervorgegangen. Das politische Mißvergnügen konnte nicht fehlen, weder in den entthronten Fürstengeschlechtern, noch bei den Zemindaren (eingeborenen Statthaltern) der einverleibten Länder, welche von „geborenen Herren des Landes“ zu einfachen Werkzeugen britischer Commissaire herabgesunken waren. Bei dem Volke mußten die hohen Abgaben, der Ausfuhrzoll, die unvortheilhaften Bedingungen des Indigobaues Unzufriedenheit und Sehnsucht nach einer Veränderung der Dinge erwecken; den größten Unwillen aber riefen die Umtriebe der Missionaire hervor. Ich habe früher erwähnt, daß der Hindu streng an seine Religion und noch strenger an seine Kaste hält. Die Missionaire beleidigten ihn zuvörderst in seinem Glauben und griffen ihn damit in seinem altherkömmlichen Stolze an. Weder Missionaire, noch Beamte achteten den strengen Unterschied der Kasten; sie verwechselten oft Braminen und Súdras, ließen sie zusammen sitzen, essen und sogar das Lager theilen. Wenn aber ein Bramine mit einem Manne aus niederer

Kaste in ähnliche Berührung kommt, so wird er nicht allein seiner Kaste, sondern seines ganzen Lebensglückes und der Hoffnung auf Seligkeit in jenem Leben für verlustig erachtet. Er wird, obgleich unverschuldeter Weise, aus der Kaste gestoßen und von Verwandten und Freunden verleugnet; er wird behandelt wie ein Aussätziger bei den Juden, wie ein Excommunicirter zu der Zeit, in der die päpstliche Macht im größten Ansehen stand, und schlimmer, als ein Ehrloser in unseren Tagen. Er muß das Haus seiner Väter fliehen und seine eingebildete, aber nagende Schande in die Einsamkeit tragen, wo es ihm vielleicht geling,t ein äußerlich sorgloses Leben zu führen, aber niemals, inneren Frieden wieder zu finden, da auch die Pforten des Himmels für ihn auf ewig verschlossen sind.

Es scheint, als ob die Einverleibung des Königreiches Aude das Maß der Unzufriedenheit gefüllt habe und nach wenigen Jahren den Aufruhr veranlaßte. Die entthronte Herrscherfamilie und die gesunkenen Vornehmen dieses Landes haben vorzüglich auf die Menge der einheimischen Truppen einzuwirken gesucht.

Man nennt diese Truppen Sipoys (seapoys), was man von dem portugiesischen Worte Sipahi, Soldat, herleitet. Der französische Gouverneur Dupleix war der erste, welcher die Eingeborenen zum Kriegsdienste aushob. Die Engländer folgten seinem Beispiele, und die Truppen, mit denen Oberst Clive das befestigte Devicotta einnahm, bestanden schon aus solchen Soldaten. Damals wurden die einheimischen Regimenter noch von einheimischen Officieren befehligt, und erst neun Jahre später gab man ihnen die ersten englischen Anführer; unter solchen wurde auch die Schlacht bei Plassy gewonnen, welche den Grundstein zum britisch-ostindischen Reiche legte. Man warb anfangs nur Muhamedaner, und erst am Ende des vorigen Jahrhunderts vermischte man sie mit Hindu, die sich zum Buddhaismus bekannten; die ganze bengalische Armee, welche seit 1767 besteht, ist auf solche Weise gebildet worden. Schon damals bemerkte man, daß diese sonst so vortrefflichen Soldaten Vorurtheilen huldigten, denen man nicht ohne

Gefahr Trotz bieten konnte. So hatten sie z. B. eine unüberwindliche, abergläubische Furcht vor dem Meere, auf welches sie sich nicht hinauswagten, was zu mehrfacher Meuterei Veranlassung gab. Während der Kriege gegen Tippu Sahib legten sie dagegen glänzende Proben ihrer Treue und Ergebenheit ab. Sie bestanden damals schon (1800) aus einem Heere von 115,300 Mann, während die englischen Officiere und Soldaten sich zusammen auf etwa 22,832 beliefen.

In den letzten 30 Jahren hatten die Uneinigkeiten zwischen Officieren und Soldaten bedeutend zugenommen. Die englischen Officiere fingen an, die Unterofficiere und Gemeinen mit steigender Verachtung zu behandeln; sie schlossen sich ganz von denselben ab, sodaß zuletzt kein Gemeiner mit einem Officiere sprechen durfte, ohne von einem Unterofficiere die Erlaubniß dazu erhalten zu haben und ohne daß derselbe dabei zugegen blieb. Die Officiere gaben sich keine Mühe, die Sprache der Soldaten zu lernen, sie bedienten sich der Dolmetscher, und wenn sie sich ausnahmsweise herabließen, dieselbe zu erlernen, geschah es nur, um in den Verwaltungsdienst der Compagnie treten zu können. In den letzten 10 Jahren wurde das Mißvergnügen noch durch einige Regierungsbeschlüsse vermehrt.

Bei der Werbung der Sipoys wurde ihnen contractlich bei vorkommendem Dienste außerhalb der Grenzen des britischen Indiens doppelte Löhnung versprochen. Sie erhielten auch während des Krieges, der mit der Einverleibung des Pandschâb endete, erhöhten Sold; sobald aber diese vollzogen war, wurde ihnen die Hälfte gekürzt, obschon der Dienst sehr mühselig und der Soldat so viel länger von Frau und Kindern getrennt war. Die Unzufriedenheit hierüber machte sich 1850 in einer Meuterei mehrerer Regimenter in Lukhnau und Delhi Luft, welche nur dadurch gedämpft wurde, daß man den Forderungen der aufständischen Soldaten nachgab und ihnen 12 Rupien für den Monat bewilligte. Dies gab nun wieder Veranlassung zur Unzufriedenheit in den Regimentern, in denen der Soldat nur 7 Rupien für den Monat erhielt, und am bittersten fühlten es die Soldaten in Sinde, wo der

Dienst ein sehr beschwerlicher war, und man außerdem die Urlaubszeit, welche zum Besuche der Familie verwandt wurde, gekürzt, sowie auch die freie Benutzung der Feldpost aufgehoben hatte. Die Soldaten der Regimenter, welche die Briten aus dem Dienste der entthronten Fürsten gewonnen hatten, waren mißvergnügt, weil sie geringere Löhnung bezogen, als früher, und endlich erregte eine Prüfung des Pensionsreglements das allgemeine Mißvergnügen der Armee, indem die Soldaten, die mit großer Zärtlichkeit an Frau und Kindern hängen, befürchteten, die Einkünfte derselben dadurch geschmälert zu sehen. Die Muhamedaner, welche bekanntlich viel auf ihren wohlgepflegten Bart halten, fanden Ursache zur Unzufriedenheit in der Verordnung, die ihnen untersagte, den Bart wie gewöhnlich wachsen zu lassen, u. s. w.

Zu allen diesen Veranlassungen des in der Armee herrschenden Mißvergnügens kamen noch die Anschläge der entthronten Fürsten. Die ostindische Regierung hatte ihren Besitzungen das Königreich Aude einverleibt und den König fortgeführt. Dieser Fürst, aus dessen Lande fast die ganze bengalische Armee angeworben war, kam im Laufe des Jahres 1856 zweimal nach Cahnpur, wo er sich eine Zeit lang aufhielt. Das erste Mal traf er mit dem Minister des Nena Sahib zusammen, und die zwischen diesen beiden bedeutenden Persönlichkeiten stattgefundenen Berathungen haben ohne Zweifel zum Ausbruche des vorher bereits geordneten Aufstandes beigetragen.

Der Umstand, daß die britische Regierung noch am Ende des Jahres 1856 nicht die geringste Ahnung von dem bevorstehenden Aufruhre hatte, sondern die befriedigendsten Berichte über die im Lande herrschende Stimmung einsandte, läßt sich nur dadurch erklären, daß die höheren Befehlshaber sich entfernt von den Lagerplätzen der Truppen befanden, und diese nur unter der Aufsicht der einheimischen Unterofficiere standen.

Die Achtlosigkeit, ja, man kann sagen, die Blindheit der Engländer machte es den mißvergnügten, ehrgeizigen und rachgierigen Mit-

gliedern der höheren Kasten leicht, die Soldaten zu bearbeiten und Alles zum Ausbruche der Empörung vorzubereiten. Sie bedienten sich der stärksten Reizmittel: Religions- und Kastengeist-Aufregung. Sie hetzten die Braminen gegen die eifrigen Bekehrungsversuche der Missionaire auf und suchten unter den Sipoys, welche kurz vorher Enfield'sche Kugelbüchsen bekommen hatten, das Gerücht zu verbreiten, daß die Patronen zu dieser Waffe mit Kuhtalg und Schweineschmalz gefettet seien. Durch das Abbeißen dieser Patronen würden somit die buddhaistischen und muhamedanischen Sipoys gegen die strengen Gesetze ihrer Religion verstoßen, ihre Kaste verlieren und ihre Seligkeit verwirken. Es ist leicht erklärlich, daß diese Vorspiegelungen die Truppen gewinnen mußten. Der Aufruhr sollte auf ein gegebenes Zeichen an allen Orten zugleich ausbrechen. Zum großen Glücke der Engländer wurde der Plan zu früh verrathen und die Erhebung blieb eine unvollständige.

Die ersten Unruhen brachen in der großen Militairstation*) bei Calcutta aus, wo die Truppen aus einem Wortwechsel zwischen einem Soldaten aus höherer Kaste und einem Arbeiter aus niederer Kaste erfuhren, daß die Patronen mit Talg gefettet waren, und deshalb sofort Meuterei begannen. Am folgenden Tage wurden sie durch den commandirenden General beruhigt, welcher ihnen die Versicherung gab, daß die Patronen nur mit Oel getränkt seien.

Einen Monat darauf, am 25. Februar 1857, wurde das nach Berampur (Serampur?) verlegte Regiment durch dasselbe Gerücht erschreckt, worauf es sich weigerte, die Patronen zu gebrauchen, und zur Strafe nach Barakhpur geschickt wurde, um daselbst aufgelöst zu werden.

Im April entstanden in Umballah mehrere Feuersbrünste. Die Officiere, welche bei den dortigen Schießübungen angestellt waren, äußerten die Vermuthung, daß dieselben die Folge einer Verschwörung

*) Stationen nennt man die befestigten Lager, in welche die indo-britischen Truppen verlegt werden.



sein könnten, auf welche aber weder Civil- noch Militairbehörden achten wollten.

Zu Ende des Monats weigerte sich das 3. einheimische Reiter-Regiment in Miruth, die alten Patronen zu gebrauchen, worauf es vor ein Kriegsgericht gestellt und 85 Mann ausgestoßen und zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt wurden. Es ist fast unbegreiflich, daß man sich noch so sicher glauben konnte, daß der Auditeur am 9. Mai schrieb: „Nun ist Alles vorbei, und wir werden wohl von keiner Meuterei weiter hören!“ — Am folgenden Tage erhob sich das ganze Regiment, zog nach dem Gefängnisse, befreite seine 85 Kameraden nebst allen übrigen Gefangenen, begab sich darauf nach der Infanteriecaserne und gewann die dort liegenden Soldaten für seine Sache. Alle Officiere und bürgerlichen Personen, welche nicht die Standquartiere der europäischen Truppen erreichen konnten, wurden erbarmungslos niedergemetzelt, und die Hindu-Bewohner der Stadt nahmen Theil an den Gewaltthätigkeiten.

In keiner der anderen Nordstationen lagen so viele einheimische Truppen, als in Miruth; aber der dortige Commandant besaß nicht Entschlossenheit genug, um sie mit Vortheil gegen die Aufständischen zu verwenden; er ließ diese mit voller Bepackung aus der Stadt ziehen und verfolgte sie nur zum Schein. Am folgenden Tage erreichte das entwichene Cavalerie-Regiment das herrliche Delhi, die vormalige Residenz des Großmoguls und die bedeutendste Stadt Hindostans. Die Stärke der hier anwesenden europäischen Truppen war unbedeutend; die einheimischen verbanden sich sofort mit den aufrührerischen Kameraden und tödteten alle Officiere, deren sie habhaft werden konnten, und von denen nur ein Theil nach Miruth entkam. Eine kleine Anzahl Engländer zog sich unter dem Befehle des Lieutenants Willoughby in das Zeughaus zurück, wo sie sich lange vertheidigten. Endlich wurde die Thür gesprengt, und die Empörer drangen wie wilde Thiere ein. Da hielt der tapfere Lieutenant die brennende Lunte in ein Pulverfaß, und das Zeughaus flog mit 2000 Sipoys in die Luft. Er

selbst entrann dem Tode wie durch ein Wunder und schleppte sich nach Miruth, wo er aber nach einigen Tagen an seinen Brandwunden starb.

Delhi war der Haupt-Waffenplatz für das ganze nördliche Indien; deshalb fanden die Aufrührer hier nicht nur eine reich gefüllte Casse, sondern auch die größten Waffen- und Munitionsvorräthe: zwei vollständige Belagerungsparks, Pulver, Wurfgeschütze und Waffen aller Art in reichlicher Menge; und noch mehr, sie fanden einen gesetzlichen Vorwand in dem noch lebenden, bejahrten Abkömmling der Herrscherfamilie des Großmoguls, welcher noch bei der muhamedanischen Bevölkerung in größtem Ansehen stand und nun von einer Truppenmacht von 6 Infanterie-Regimentern, einem Cavalerie-Regimente und einer starken Artillerie-Abtheilung zum Könige von Indien ausgerufen wurde.

Jetzt erst wurde es den Engländern klar, von welcher ernsten Gefahr sie bedroht waren, denn im ganzen Bengalen standen nicht mehr als 21,788 Mann englischer Truppen gegen 119,633 Sipoys, und in den Präsidentschaften Madras und Bombay eine ziemlich gleiche Anzahl Engländer gegen einen fünffach überlegenen Feind. Die bengalischen Truppen cantonnirten größtentheils im Westen, sodaß der ganze Norden bloßgestellt war. Die glücklichen Umstände, durch die es anfangs den wenigen Engländern möglich wurde, dem Aufruhr die Spitze zu bieten und sich in Bengalen zu behaupten, waren, daß das Pandschâb treu blieb und die Sikh-Regimenter unter der Aufführung des entschlossenen, tapferen Sir John Lawrence gegen die Sipoys dienten, und dann, daß der regierende Fürst des Schutzlandes Nepâl, Dschung Bahadur, ihnen Hülfstruppen sandte.

General Anson versuchte es zuerst, Delhi wieder zu nehmen. Er sammelte in Umballah ein Cavalerie- und 3 Infanterie-Regimenter nebst 2 Batterien, zog einiges Belagerungsgeschütz von der Station Phillor an sich und ertheilte der Besatzung von Miruth den Befehl, sich auf dem Wege mit ihm zu vereinigen, worauf er den Marsch nach

Delhi antrat. — Er sollte dasselbe jedoch nicht erreichen, denn — zwei Tage darauf starb er an der Cholera. Sein Nachfolger schlug den Feind, obgleich die unter seinem Befehle stehenden einheimischen Regimenter ihn dicht vor der Stadt verließen, konnte aber aus Mangel an Artilleristen keinen Sturm unternehmen und mußte sich damit begnügen, seine Stellung in einem verschanzten Lager zu behaupten, obschon seine geringe Macht täglich mehr zusammenschmolz, während die des Feindes im Wachsen begriffen war, besonders da ein Bataillon Infanterie und ein Cavalerie-Regiment, welche westlich von Delhi lagen, sich der Empörung angeschlossen hatten.

Der Aufruhr breitete sich, einer ansteckenden Krankheit gleich, über alle Militairstationen eines ungeheueren Gebietes aus, und in den meisten Fällen wurden alle Europäer gemordet, die sich nicht durch schleunige Flucht diesen Greueln entziehen konnten. Auch in Lukhnau stand das dorthin verlegte Regiment auf und zwang den Befehlshaber, Sir Henry Lawrence, sich nach einem tapferen, aber fruchtlosen Widerstande, mit einem Handvoll englischer Soldaten in das befestigte Residenzschloß zurückzuziehen, wohin sich auch die englischen Stadtbewohner flüchteten und daselbst von den Hindu belagert wurden.

Vor Mitte Juni waren sämmtliche nordwestliche Provinzen, mit Ausnahme des eben erwähnten Residenzschlosses in Lukhnau und der Festung in Agra, in den Händen der Empörer. Agra, ein wichtiger Punkt, unter dem Befehle des Gouverneurs Colvin, sah sich von einer heranrückenden, nicht unbedeutenden Macht bedroht; Colvin ging derselben entgegen, wurde mitten im Gefechte von seinen eingeborenen Truppen verlassen und mußte sich in die alte muselmännische Festung zurückziehen. Der Feind ließ sich jedoch keine Zeit zu einer Belagerung, sondern setzte seinen Weg nach Delhi fort, welches das Hauptquartier des Aufruhrs wurde. — Eins der blutigsten Schauspiele fand in Cahnpur statt, wo die geringe englische Besatzung, nebst den Civilpersonen, Frauen und Kindern, sich aus Mangel an Lebens-

mitteln und nachdem ihr Befehlshaber bei einem Ausfalle tödtlich verwundet worden war, dem Anführer der Aufständischen, Nena Sahib, gegen Zusicherung freien Abzuges ergeben mußten, aber, angeblich in Folge eines Mißverständnisses, als sie längs des Flusses nach Allahabad geführt werden sollten, auf die grausamste Weise niedergeschossen und niedergemetzelt wurden.

Am 2. Juli, also nur einige Tage später, wurden die Engländer von einem neuen Unglücke betroffen. Sir Henry Lawrence in Lukhnau wurde, nachdem er bei einem Ausfalle auch noch von den wenigen treu gebliebenen einheimischen Truppen verlassen worden war, auf dem Rückzuge tödtlich verwundet, worauf die unter seinem Befehle stehenden 2 englischen Compagnien sich in der mit Mundvorrath auf 6 Wochen versehenen Residenz nach Möglichkeit noch mehr zu befestigen suchten.

Der Generalgouverneur beeilte sich, den beiden letztgenannten wichtigen Plätzen Ersatz zu schicken. Nachdem Oberst Neil (welcher kurz darauf zum General ernannt wurde) die für die Verbindung zwischen Calcutta und den nordwestlichen Provinzen so wichtige Station Allahabad von aufständischen Sipoys gereinigt hatte, sandte er Major Renaud mit 1000 Mann nach Cahnpur ab. Am 10. Juli folgte diesem der unerschrockene General Havelock mit 1200 Mann. Derselbe holte Major Renaud schon am 12. ein, überraschte und zerstreute am 13. die Vorhut der Aufständischen, schlug am 15. das Corps Nena Sahib's und rückte am 16. nach einem heißen Gefechte in Cahnpur ein, wo er alle auf dem Wege gemachten Gefangenen erschießen ließ, um den Tod der gemordeten Frauen und Kinder zu rächen.

Von Cahnpur zog er nach Bithur, das befestigte Schloß Nena Sahib's, ließ dasselbe schleifen, bemächtigte sich der dort befindlichen Artillerie des entflohenen Nena und ging, im Rücken gedeckt, wieder über den Ganges zum Entsatze der Stadt Lukhnau. Da er aber zwei heiße und blutige Gefechte an einem Tage hatte bestehen müssen und

seine Heersäule auf 900 Mann zusammengeschmolzen war, hielt er es nicht für rathsam, eine ungeschwächte Armee anzugreifen, die er in einer starken Stellung und wohl mit Artillerie versehen auf seinem Wege fand, sondern setzte sich erst am 4. August in Bewegung nach Lukhnau.

Am 25. Juli drang die Flamme des Aufruhrs nach Dînapur, einer mit Artilleriepark und beträchtlichen Munitionsvorräthen versehenen Militairstation am unteren Ufer des Ganges. Der dortige Befehlshaber hatte die Schwäche, die aufständischen Soldaten mit Waffen und Gepäck abziehen zu lassen, was die Erhebung eines Cavalerie-Regimentes zur Folge hatte, welches in dem südlicher und näher bei Calcutta gelegenen Gorukhpur stand. Darauf wurden die auf der von Südost nach Nordwest laufenden Verbindungslinie befindlichen Militairstationen von dem ansteckenden Schwindel ergriffen, eine Linie, deren Besitz von besonderer Wichtigkeit für die Wiedereroberung von Lukhnau und Delhi war. Man befürchtete sogar, daß Benares und Patna in die Hände der Empörer fallen würden. Benares war der Herd des Brahmaismus und den Hindu ebenso heilig, wie Delhi den Muhamedanern; es hatte eine Besatzung von nur 400 Mann, weshalb sofort eine Verstärkung von 150 Mann von Allahabad dahin abging. Der Verlust von Patna wäre ein großer gewesen, weil daselbst nicht allein die Casse für eine ganze Provinz aufbewahrt wurde, sondern weil es auch der Stapelplatz für den Opiumhandel der Compagnie war. Diese beiden Städte wurden durch die Langsamkeit und Unentschlossenheit der Aufrührer gerettet, welche Herren der großen Militärstraße auf einer Strecke von 20 schwed. Meilen waren; — die Engländer konnten während längerer Zeit keinen anderen Weg von Calcutta nach Allahabad benutzen, als den Ganges. — Diese glänzenden Erfolge bewogen den Radschah von Dschugdespur, einen 80jährigen Greis von seltenem Muthe und ungewöhnlicher Thatkraft, sich an die Spitze der Bewegung in Behâr zu stellen, welches an den Nordwesten der Provinz Bengalen stößt. Er riß die ganze Bevölkerung mit sich fort und erklärte die englische Verwaltung für

aufgehoben. Nachdem die Empörung alle unterhalb des Ganges gelegenen Länder für sich gewonnen hatte, griff sie in Bengalen um sich und zog einen zweiten Kreis um Benares, Schiraghoti und Dinapur, wie sie einen ähnlichen um Agra, Lukhnau und Cahnpur geschlossen hatte. Jetzt blieb ihr nur noch ein letzter Schritt übrig, um auch Calcutta zu erreichen.

Schon zeigten sich Spuren der Gährung in Midnapur und Dschesore, welche nur 10 schwed. Meilen von der Hauptstadt des britisch-indischen Reiches entfernt liegen; diese wurden zwar unterdrückt, aber man wußte nur zu gut, daß sie nach beendeter Ernte mit neuer Gewalt auflodern würden. Da erschien plötzlich Hülfe durch die Truppen, welche Lord Elgin von China nach Calcutta geführt hatte, obgleich dies Verfahren, welches von seinem Muthe und seiner Befähigung zeugte, den ihm ertheilten Befehlen gerade zuwiderlief. Da kamen ferner die Regimenter von Ceylon, Mauritius und vom Cap, sodaß die Behörde von Calcutta dem beabsichtigten Aufstande durch kräftige Maßregeln zuvorkommen konnte.

Das Armeecorps, welches Delhi belagerte, war theils durch die feindlichen Kugeln, theils durch Krankheit bedeutend zusammengeschmolzen, weshalb mehrfache Verstärkungen dahin abgegangen waren, die es dem General Reed möglich machten, sich in seiner Stellung zu behaupten, obschon er keinen Angriff wagen konnte, da der Feind die Festungswerke bedeutend verbessert und eine Menge schwerer Geschütze aufgefahren hatte. Die Engländer hingegen mußten zwei volle Monate warten, ehe Sir John Lawrence ihnen Belagerungsgeschütze, Artilleristen und Munition aus Pandschab zuführen konnte. Sie schlugen während dieser Zeit 23 Ausfälle zurück, von denen die am 14. und 24. Juli die ernsthaftesten waren. Der Verlust des kleinen Belagerungsheeres belief sich in diesen Gefechten auf 1300 Todte und Verwundete. Glücklicher Weise war das Wetter sehr günstig, da statt des zu dieser Zeit gewöhnlichen Sturzregens nur einige erfrischende Regengüsse fielen.

Am 31. Juli machten die Sipoys den letzten, wiederum erfolglosen Ausfall. Der Kampf dauerte zwei volle Tage. Die Sipoys drangen bis an die Verschanzungen der Engländer vor, vor denen sie ganze Haufen von Leichen zurückließen und eine sehr entmuthigende Niederlage erlitten. Die Engländer erhielten nun die erwartete Verstärkung aus Pandschâb und weitere 4000 Mann unter dem Brigadegeneral Nicholson, sodaß das ganze Belagerungsheer jetzt auf 10,000 Mann gestiegen war, worunter 4600 Europäer. Bald nach Nicholson erschien ein Sikh-Regiment mit Belagerungspark von Firozpur und mit 2500 Mann von Kaschmir. Die Sipoys versuchten, diese Verstärkung abzuschneiden, aber General Wilson, welcher während der Krankheit des Generals Reed den Befehl übernommen hatte, sandte Nicholson nach, der die Sipoys erreichte und schlug, ihre Kanonen eroberte und sie nach Delhi zurücktrieb. Als die Aufständischen am Tage darauf das englische Lager zu überrumpeln versuchten, wurden sie abermals zurückgeschlagen, worauf sie keine weiteren derartigen Versuche machten, sondern sich ruhig in der Stadt hielten.

General Wilson erwartete die Verstärkung aus Pandschâb und die Ankunft General Havelock's, um dann die Stadt mit voller Gewißheit eines sicheren Erfolges anzugreifen. Da aber General Havelock nicht zu ihm stoßen konnte, weil er selbst genöthigt war, sich auf die Vertheidigung zu beschränken, und von Calcutta der bestimmte Befehl eintraf, Delhi sofort zu stürmen, weil der Besitz dieser Stadt der Sache der Empörer in den Augen der ganzen muhamedanischen Bevölkerung ein so ungeheueres Ansehen und immer neue Anhänger verschaffte, so begann der General am 29. August seinen Angriff mit der Einnahme eines Außenwerkes, welches die Belagerten zwischen der Stadt und dem englischen Lager aufgeworfen hatten. Von hier aus liefen die von den Ingenieuren mit Benutzung aller natürlichen Hülfsmittel des Bodens gezogenen Laufgräben gegen die Nordseite der Stadt, welche freilich der stärkste Punkt des mit Bastionen und Mauern umgebenen Delhi war. Es blieb aber den Engländern keine andere Wahl.

Dieser Stadttheil, welcher von dem übrigen Delhi durch einen langen Canal getrennt ist, der in den Dschumnâ mündet, enthält das vor dem Aufruhr von den Engländern erbaute Residenzschloß, das Zeughaus, die Bank und die Casernen. Im inneren Stadttheile, der nur aus Wohnhäusern und Gärten besteht, lag am Zusammenflusse des Canals und des Dschumnâ der königliche Palast — eine wahre Citadelle — und im äußeren Stadttheile das Fort Selimghur, an dessen Fuße die Sipoys ein befestigtes Lager angelegt hatten, welches vermittelst einer Schiffbrücke seine Verbindung mit der Stadt unterhielt.

Die ganzen Artillerie-Vorräthe des Zeughauses standen zur Verfügung der Aufrührer; sie wußten dieselben aber nicht zu gebrauchen und ließen die Engländer Tag und Nacht ungestört an den Laufgräben arbeiten. Erst als die englischen Batterien das Feuer eröffneten, erkannten die Sipoys die Gefahr und versuchten, dasselbe zu beantworten; nachdem aber einmal ihre Kanonen durch die Engländer demontirt (unbrauchbar, von den Lafetten geschossen) waren, pflanzten sie keine anderen auf, sondern begnügten sich damit, das dreitägige Bombardement mit Kleingewehrfeuer zu beantworten. Nachdem am 13. Sept. mehrere Breschen (Mauerbrüche) geschossen waren, schickten sich die Engländer zum Sturme an. Es bedurfte aber der beispiellosen Ausdauer und Unerschrockenheit dieses Volkes und der ganzen Ueberlegenheit der europäischen Mannszucht, um den verzweifelten Widerstand der Sipoys zu besiegen, welcher den Belagerern 1200 Todte und Verwundete kostete, unter denen allein 700 Engländer waren. Dafür aber sahen sich dieselben am Ende des Tages im Besitze zweier Stadtthore und beinahe des ganzen früheren englischen Stadtviertels.

Die Sipoys warfen hierauf Barricaden auf, besetzten dieselben mit Kanonen und rüsteten sich zum Straßenkampfe, auf den sich aber General Wilson wegen seiner geringen Truppenstärke nicht einließ, sondern einen Stadttheil nach dem anderen zu nehmen beschloß. Unterdessen hatten die Sappeurs einen Weg durch die Straßen und Häuser geöffnet, auf welchem die stürmenden Colonnen im Schutze der

letzteren bis an die Verschanzungen der Sipoys vordringen konnten, die durch dieses Manoeuvre in nicht geringen Schrecken geriethen. Demungeachtet mußten die Engländer bei der Einnahme des Zeughauses noch einen harten Kampf bestehen, welcher drei volle Tage dauerte. Während dieser Zeit hatten die Sipoys eine Menge Kriegsmaterial fortgeschleppt und die Einwohner genöthigt, die Stadt zu verlassen, worauf sie sich selbst ebenfalls aus dem Staube machten, sodaß die Engländer, als sie am 20. das Schloß stürmen wollten, nicht nur dieses, sondern auch Selimghur und das befestigte Lager gänzlich verlassen fanden.

Die Engländer zerstreuten sich sofort in der Stadt und rächten die an ihren Landsleuten begangenen Greuelthaten dadurch, daß sie alle diejenigen zurückgebliebenen Einwohner niedermachten, die sie im Besitze von Gegenständen fanden, welche sie als muthmaßliches Eigenthum der gemordeten Europäer erkannten. Lieutenant Hodson, welcher mit einer Abtheilung Cavalerie dem entflohenen Könige nachgesandt ward, traf denselben am Grabe seiner Väter und nahm ihn gefangen, mit dem Versprechen, seines Lebens zu schonen; seine beiden Söhne aber und seinen Enkel erschoß er mit eigener Hand vor den Augen des Vaters und Großvaters.

Der Fall Delhi's machte keineswegs den tiefen Eindruck, den man davon erwartet hatte. Die Anführer der Empörer behaupteten, es sei dies ein falsches, von den Engländern verbreitetes Gerücht, und die heftigen Kämpfe um den Besitz Lukhnau's und Cahnpur's, auf die ich später zurückkommen werde, trugen dazu bei, den Muth der Aufrührer aufrecht zu erhalten*).

Ich kehre nun an Bord der Fregatte Shannon und zu ihrer Besatzung zurück.

---

*) Ich bemerke hier, daß der klare und inhaltsreiche Bericht über die indische Erhebung welchen Oberst Graf Björnstjerna im Militairclubb zu Stockholm vorgetragen hat, mir bei dieser kurzen Darstellung der Ursachen und des Ausbruches derselben von Nutzen gewesen ist.



Am 16. Juli verließ der Shannon Hongkong, um direct nach Calcutta zu steuern. Auch die Dampfcorvette „Pearl“, welche gleichzeitig mit uns auslief, um in Singapore Truppen an Bord zu nehmen, war unter den Oberbefehl des Capitain Peel gestellt worden. Lord Elgin's Entschluß, diese Fahrzeuge zu ganz anderen Zwecken zu benutzen, als zu denen sie bestimmt waren, wurde in England zuerst scharf getadelt; als man jedoch ausführlichere Nachrichten von dem gefährlichen Charakter des indischen Aufruhrs erhalten hatte, ist seiner Entschlossenheit die wärmste Anerkennung gezollt worden.

Auf der Reise nach Singapore gingen wir fast immer gegen den südlichen Monsoon und gebrauchten deshalb oftmals Dampf und Segel zugleich, um so schnell als möglich vorwärts zu kommen. Am 26. begegnete uns ein englisches Dampfschiff, dessen Capitain uns Signal gab, daß er mit unserem Befehlshaber zu sprechen wünsche. Die See ging ungewöhnlich hoch, sodaß sich die persönliche Zusammenkunft der beiden Befehlshaber nicht ohne große Mühe und Geschicklichkeit in den Bewegungen bewerkstelligen ließ. — Die Ursache dieser Besprechung blieb den Officieren ein Geheimniß, doch hielten wir es für ausgemacht, daß sie die unheilvollen Wolken am Horizonte der indischen Angelegenheiten betraf.

Die frühere Munterkeit am Bord war verschwunden; auf jedem Gesichte lagen Trauer und Wehmuth, und die Gespräche waren voll düsterer Betrachtungen über die zahllosen Leiden, von denen man Verwandte und Freunde betroffen glaubte. Officiere und Mannschaft schienen einander näher gerückt zu sein: ein gemeinsames Interesse beseelte Alle; auch auf mich wirkte dieser Anblick electrisch, und ich sehnte mich nach einer Gelegenheit, um zu beweisen, daß auch ich nun mit Leib und Seele Engländer sei.

Nach einer Fahrt von 12 Tagen erreichten wir am 28. Singapore, wo wir unsere Wasser- und Kohlenvorräthe erneuerten. Die nach Indien bestimmten Soldaten wurden eingeschifft, und zwei Tage darauf gingen wir wieder unter Segel, liefen, nachdem wir an New-

Harbour vorüber gekommen waren, durch die Straße von Malacca, zwischen Malacca und Sumatra, nordwärts in den Meerbusen von Martaban und weiter in den Meerbusen von Bengalen, dann durch den Gosparcanal den Hugli hinauf und ankerten darauf in der Nacht vom 6. auf den 7. August in Diamond's Harbour (Hafen), um den Eintritt der Fluth zu erwarten.

Am folgenden Tage, also am 8., gingen wir mit voller Kraft den Fluß hinauf und dem schon im Hintergrunde sichtbaren Ziele unserer Reise entgegen. Die Ufer des Flusses waren von bezaubernder Schönheit: hochstämmige, dichtbelaubte Wälder, vom herrlichsten, saftigsten Grün, und lachende Pflanzungen wechselten ab mit den malerischen, vom reichsten Pflanzenwuchse bedeckten Hügeln, aus welchem die kleinen weißen Landhäuser gleich freundlichen Geistern, die uns willkommen hießen, hervorschauten, und sich in der klaren Fluth des mächtigen Flusses spiegelten. Mit dem sicheren, gleichmäßigen Fluge eines Seevogels näherten wir uns dem stattlichen Calcutta, welches uns aus dem Bade der blendenden Mittagssonne die Arme entgegenstreckte. Schon lagen die prächtigen Kaie, die hübschen, gleichförmigen Häuser, die hochgewölbten Kuppeln und die spitzen, gen Himmel strebenden Thürme dicht vor uns, und wir glaubten uns plötzlich in die Nähe einer der größten Hauptstädte Europa's versetzt. Wir salutirten im Vorbeifahren das Fort William, welches seinerseits unsere wohlbekannte Flagge begrüßte. Auf einen Wink des Capitains verstummte die schnaubende Maschine, die Anker fielen, und plötzlich lag die eben noch so bewegliche Fregatte gefesselt auf dem Strome.

Der erste Eindruck wurde aber bald von einem anderen verdrängt, der von bleibender Wirkung war. Längs der Kaie strömte uns eine Menschenmenge entgegen, welche sich bemühte, uns auf alle erdenkliche Art ihre Freude über unsere Ankunft zu erkennen zu geben. Wir wurden empfangen, als ob die Vorsehung uns zu ihrer Rettung gesandt hätte; aber das Jauchzen der Freude wurde oft durch Schluchzen und Klagen unterbrochen. Man sah viele Personen in Trauerkleidern, deren

Züge die Spuren tiefster Verzweiflung trugen. Es lag etwas Tragisches, Herzzerreißendes in dieser innigen Vereinigung von Freude und Schmerz, welche beide das Gepräge ergreifender Wahrheit darboten und uns zu den heiligsten Gelübden veranlaßten, alle unsere Kräfte aufzubieten, um die drohenden Stürme abzuwenden und blutige Rache an den Uebelthätern zu nehmen. Unsere Ankunft in Calcutta glich freilich einem Triumphzuge, aber die Kränze, welche man uns entgegen warf, waren nicht aus Lorbeer und Oliven, sondern aus Cypressen und Trauereschen geflochten.

Neuntes Capitel.

Calcutta. — Die eingestellte Festlichkeit. — Vereitelte Aufruhrentwürfe. — Errichtung einer Landungsbrigade. — Lord Elgin nimmt Abschied von uns. — Der Bischof von Calcutta segnet unsere Waffen — Lord Canning hält Revue über unser Corps und giebt Befehl zum Aufbruche. — Ein Spaziergang außerhalb der Stadt. — Besuch im Theater und Aufnahme in einen Clubb. — Der Fluß Hugli. — Fort William. — Der König von Aude und dessen Minister. — Vorbereitungen zum Aufbruche. — Elephanten und Kameele. — Die Brigade verläßt Calcutta.

Der erste Eindruck von Calcutta hatte mich im wahren Sinne des Wortes bezaubert. Alles trug hier den Stempel einer lächelnden, blühenden Jugend, welche noch keinen Begriff von der Vergänglichkeit des Lebens hat und ahnungslos der ernsten Zukunft entgegenblickt, die die rosigen Vorstellungen und die lieblichen Träume von ewigem Glücke zerstören wird.

Der zweite Eindruck trug schon einen Schlagschatten nachdenklichen Ernstes. Der erste Schritt am Ufer des Ganges erinnerte mich daran, daß ich einen Boden betrat, auf welchem die Wiege der Civilisation gestanden und die Cultur bewundernswerthe Erfolge errungen hatte, und auf dem die Sonne der Bildung endlich niedergegangen war, um mit dem sterbenden Abendrothe Ruinen zu vergolden — aber Ruinen von so erhabener Größe und solch' ausdrucksvollem Charakter, daß die Zerstörung, die aus ihnen zu uns spricht, wie ein Siegeslied klingt und allen heuchlerischen Jubel übertönt, mit dem die Cultur der Jetztzeit auf ihre Werke zeigt und die Bewunderung der Gegenwart und die Dankbarkeit der Nachwelt beansprucht.

Calcutta, die Hauptstadt des anglo-indischen Reiches, die „Perle des Ganges", die „Stadt der Paläste", liegt am südöstlichen Ufer

des Flusses Hugli, dem westlichen Arme des Ganges, welch' letzterer dicht bei Murschîdabad links ab geht und seinen Weg in unzähligen Krümmungen fortsetzt, bis er spurlos in dem bengalischen Meerbusen verschwindet. — Christliche Kirchen, Hindu-Tempel, Pagoden, Moscheen mit glänzenden Kuppeln und gen Himmel strebenden Minarets, prachtvolle Paläste mit terrassenförmigen Dächern und geschmackvollen, von weißen, schlanken Säulen getragenen Verandas; zauberische Gärten, in denen ein tropischer Pflanzenwuchs seine üppigen Schätze ausbreitet; große Parks, in welchen Alleen von Cypressen und Bambus, Hecken von Sycomoren und Gruppen von Palmen dem Wanderer Schutz vor der brennenden Sonne bieten und die zwischen den Bäumen hervorblickenden grünen sammetweichen Rasenplätze denselben zur Ruhe einladen neben den Becken erfrischender Springbrunnen, deren funkelnder Wasserstrahl im Sonnenlichte glänzt und seine Perlen neckend über die Kinder Flora's streut: den duftenden Babul mit seinen goldenen Dolden, hochrothe Päonien, glänzende Acazien und prunkende Magnolien; — stattliche Kaie mit ihren Treppen und Geländern, schön gepflasterte Straßen, welche von Equipagen und Fußgängern wimmeln; Spaziergänge, auf welchen sich schmale, mit feinem Sand bestreute Wege durch kühle, schattige Haine und ausgedehnte Rasenflächen schlängeln; und dies Alles in einem Rahmen von Bazars, chinesischen Kiosks, Theatern und Erfrischungslocalen — das ist in wenigen Worten das wechselnde Panorama, welches Calcutta vor den Augen des entzückten Beschauers aufrollt.

Lord Elgin bezog gleich nach unserer Ankunft eine Wohnung in der Stadt Am folgenden Tage wurden die Truppen ausgeschifft, von welchen ein Theil direct nach dem Fort William marschirte, um dessen Besatzung zu verstärken, die übrigen beordert wurden, nach der weiter hinauf gelegenen Festung Tschinsurah abzugehen. Nachdem dies bewerkstelligt war, wurde die Fregatte so nahe als möglich an die Kaie gelegt, die breite Seite der Stadt zugewandt, um dem Platze im Nothfalle volle Lagen geben zu können.

Diese Vorsichtsmaßregeln waren keineswegs ohne Grund. Schon vor einigen Wochen hatten die angesehensten Familien der Eingeborenen Einladungen ergehen lassen zu einem Feste, welches in dem am jenseitigen Ufer des Flusses belegenen botanischen Garten stattfinden sollte. Die feine Welt Calcutta's, die Officiere der Besatzung der Stadt und des Forts hatten bereits diese Einladungen angenommen. Alle versprachen sich viel Vergnügen von dieser Festlichkeit, bei welcher man als würdige Vertreter europäischer Bildung erscheinen und alle mögliche Anmuth, Liebenswürdigkeit und Eleganz entfalten wollte. Der festgesetzte Tag erschien, aber mit einem so anhaltenden, entsetzlichen Sturzregen und Sturm und Gewitter, daß nur wenige Gäste sich nach dem Schauplatze des beabsichtigten Vergnügens hinaus wagten. Die ganze Anordnung war somit vereitelt, und zwar in zweifacher Hinsicht, denn nun erst erfuhr man, daß das Wort „Fest" als Deckmantel einer schändlichen, ruchlosen Verschwörung benutzt worden war; man hatte die Europäer von ihren Wohnungen entfernen und an einem entlegenen Orte versammeln wollen, um ein Blutbad unter ihnen anzurichten, das alle vorher stattgefundenen an Grausamkeit übertreffen sollte.

Die Berichte über diese Verschwörung machte die europäische Bevölkerung mißtrauisch und vorsichtig. Die jungen Männer aus den ersten Familien traten zusammen, um ein Corps zu bilden, welches bald auf 200 Cavaleristen und 500 Infanteristen heranwuchs, denen es oblag, Tag und Nacht durch die nächsten Umgebungen der Stadt zu patrouilliren. Eines Abends wurde uns auf dem Shannon der Bericht erstattet, daß in der folgenden Nacht Unruhen ausbrechen würden. Die Patrouillen wurden verstärkt und das Militair hielt sich bereit, auf den ersten Wink auszurücken. Der Feind bemerkte jedoch diese Vorbereitungen und stand von seinem Vorhaben ab. — Ich weiß nicht, ob es nur Einbildung war, aber es schien mir oft, als ob in den Mienen und Geberden der Eingeborenen etwas liege, was keine friedlichen Absichten verrieth, obschon nichts in ihrem Benehmen uns

berechtigte, Erklärungen oder Genugthuung von ihnen zu verlangen. Ein solches Verfahren unsererseits würde nur eine kleinliche Furcht verrathen und die Sache verschlimmert haben.

Ich zweifle nicht daran, daß die getroffenen Maßregeln hinreichend waren, der einheimischen Bevölkerung zu zeigen, daß man ihre aufrührerischen Pläne durchschaut hatte. Was sie aber vollends davon überzeugen mußte, daß sie sich nicht mehr auf unsere leichtgläubige Gutmüthigkeit verlassen konnten, sondern daß unser Mißtrauen auf das Höchste gestiegen war, bewies der Befehl, allen in Calcutta und in der Festung befindlichen einheimischen Truppen Waffen und Munition abzunehmen, dieselben aber mit Beibehaltung des Ladestockes noch ferner Dienst thun zu lassen, als Zeichen, daß sie unter dem Kriegsgesetze ständen. Bei der Ausführung dieses Befehls soll eine große Bewegung in den Reihen entstanden sein, welche man jedoch nicht bestrafen konnte, weil man ihren Zorn ebensowohl für eine Aeußerung verletzten Ehrgefühles halten konnte, oder für Kummer, daß ihre Treue bezweifelt werde. Lord Elgin hatte übrigens schon in China erfahren, daß die Behörden in Calcutta sich nicht auf die dortigen Sipoys verlassen könnten, und nach geschehener Verabredung mit General Ashburnham beschlossen, zum Ersatze für die aus China mitgenommenen europäische Truppen einige Regimenter Sipoys dorthin zu schicken. Dies Uebereinkommen war sehr wohl überlegt: erstens wurde dadurch eine Macht geschwächt, auf welche man sich nicht verlassen konnte, und zweitens wußte man aus früheren Kriegen, daß die Sipoys vortrefflich im Dienste gegen die Chinesen waren, die sie glühend haßten, und von welchen sie wegen ihres furchtbaren Angriffes „die schwarzen Teufel" genannt wurden.

Einige Tage nach unserer Ankunft in Calcutta theilte uns unser Capitain mit, daß er aus den Officieren und der Mannschaft, welche für die Besatzung des Shannon, während er auf der Rhede lag, nicht unumgänglich erforderlich waren, eine Brigade zu bilden und sich mit derselben weiter in das Land hinein zu begeben Befehl habe. Er wählte

die Officiere, die ihn begleiten sollten, ohne mich dabei zu berücksichtigen, was mich natürlich ebensosehr wunderte als betrübte. Als ich meiner Ansicht nach lange genug auf eine Erklärung gewartet hatte, aus welchem Grunde er mich übergangen habe, bat ich ihn um Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen. Er nahm meine Bitte wohlwollend auf und sagte, daß er mich nicht mit dazu habe bestimmen wollen, weil er wünsche, daß ich ohne Anregung von seiner Seite in dieser Sache entscheide, indem er hinzufügte: „Da ich voraussehe, daß mein Auftrag mit vielen Schwierigkeiten und unberechenbaren Gefahren verknüpft ist, und in Betracht ziehe, daß Sie als Fremdling unter unsere Flagge getreten sind, um sich in Ihrem Berufe auszubilden, so hielt ich mich nicht für moralisch berechtigt, Sie zu einem Dienste zu befehligen, welcher großentheils außerhalb Ihres Wirkungskreises liegt. Da es jedoch Ihr eigener Wunsch ist, uns zu begleiten, heiße ich Sie herzlich willkommen in unseren Reihen."

Die Brigade wurde nun schleunig gebildet und auf eine Weise bewaffnet, wie man sie in diesem Falle für zweckmäßig erachtete. Unser Corps bestand aus Capitain Peel, als Befehlshaber, 5 Lieutenants, 6 Mates*) und Midshipmen, 2 Aerzten, 2 Rechnungsführern, 3 Ingenieurofficieren, 2 Cadetten (Adjutanten des Befehlshabers), 1 Capitain und 1 Lieutenant der Seesoldaten, 329 Matrosen und 54 Seesoldaten. Letztere waren sämmtlich mit Büchsen von 800 Yards (1 Yard = 3½ Fuß) Tragkraft bewaffnet. Sechzig auserwählte Männer, worunter einige sogenannte »Petty-officers« (Unterofficiere, wie Bootsmann u. s. w.) wurden, mit scharfgeschliffenen Hiebern versehen, zu den Kanonen beordert. Jeder Unterofficier war mit Hieber und Revolver ausgerüstet; die Officiere führten Säbel und trugen zwischen Rock und Degenkoppel 2 Revolver von der wohlbekannten Colt'schen Fabrik. Diese Schußwaffe war von der englischen Flotte angenommen worden, weil sie von der einfachsten Einrichtung

*) Der Mate ist ein Officier, welcher zwar das Examen bestanden hat, aber noch nicht dem Dienste eingeordnet ist.



und somit am leichtesten in Ordnung zu halten war; bei der Cavalerie giebt man denjenigen von Dean und Adams den Vorzug, weil sie weiter tragen und leichter zu laden sind. Später wurde unser Corps um 120 Matrosen vermehrt, die mit Enfield-rifles (Enfield-Büchsen) ausgerüstet waren, auf welche ich später zurückkommen werde.

Nachdem unser Corps gebildet und geordnet war, kam Lord Elgin an Bord, um dasselbe zu besichtigen. Er untersuchte Alles sehr genau, schien sichtlich erfreut und zufrieden, und hielt darauf eine kurze Anrede an uns, in der er uns ermahnte, unserem Schicksale mit frohem, unerschrockenem Muthe entgegen zu gehen. — Auch der Bischof von Calcutta besuchte uns am Bord, schilderte in einem kurzen Vortrage die letzten Ereignisse in Indien, zeigte uns die Wichtigkeit unserer Bestimmung und bestärkte uns in dem Glauben, daß wir für eine gute und gerechte Sache kämpfen würden, worauf er schließlich unseren Waffen die Weihe gab. Endlich besichtigte noch Lord Canning, der Generalgouverneur der britischen Besitzungen in Ostindien, unsere Brigade, gab einige Befehle in Betreff unseres Aufbruches u. s. w.

Nun erst hatten wir Zeit, an unsere eigene Ausrüstung zu denken. Ich ging eiligst in einige Kaufläden, um mich mit den nöthigen Kleidungsstücken zu versorgen, die möglichst zweckdienlich sein mußten und dabei wenig Platz einnehmen durften. Ich wählte einen Rock, Beinkleider und einige Hemden von Flanell, und ahnete damals nicht, daß diese Garderobe für länger als ein Jahr ausreichen müsse.

Auf einer meiner Wanderungen verirrte ich mich in eine der Vorstädte, wo die Hefe der Bevölkerung ihre Wohnungen aufgeschlagen zu haben schien. Diese bestanden aus einstöckigen, aus Lehm und Sand gebauten Häusern, mit unregelmäßigen kleinen Fensterscheiben und platten Dächern. Ich habe nirgends elendere, erbärmlichere Hütten gefunden, welche aber vollkommen zu ihren Bewohnern zu passen schienen, denn ich müßte meinen Pinsel in Schmutz tauchen und ihn auf eine von Ungeziefer wimmelnde Leinwand führen, wenn ich ein treues Bild von dieser Sippschaft entwerfen wollte. Nie werde ich

die Basiliskenblicke voll Haß und Verachtnng vergessen, mit welchen diese Leute mich musterten, und selbst die Kinder ahmten in Blicken und Geberden den Eltern nach — sie hatten das Gefühl der Bitterkeit und Rache schon mit der Muttermilch eingesogen!

Eines Abends ging ich in das Theater, in welchem von einer französischen Truppe verschiedene Singspiele aufgeführt wurden. Chöre von zahllosen Grashüpfern und Musquitos schienen die Couplets der Sänger übertönen zu wollen; in dem Saale hatte man eine Menge Pankas angebracht, Schirme aus Rohr und Zeug, welche vermittelst langer Schnuren von Negern, die sich nicht sehen ließen, fortwährend von einer Wand zur anderen gezogen wurden, um einen anhaltenden Luftzug hervorzubringen und die drückende Hitze weniger lästig zu machen; — ich brauche jedoch nicht zu sagen, welch' unvortheilhaften Eindruck diese Erfindung auf unser Schönheitsgefühl hervorbrachte. — Ich war bald nach meiner Ankunft in einen Clubb aufgenommen worden; die Gesellschaft war den in London bestehenden sehr ähnlich. Man unterhielt sich, spielte Karten, trank seinen Whisky, las Zeitungen — kurz Jeder fand eine Unterhaltung, wie sie ihm zusagte. Man hatte damals gerade Nachrichten von neuen Mord- und Plünderungsscenen erhalten, weshalb die herrschende Stimmung eine sehr düstere und niedergeschlagene war. Der Leser kann sich einen Begriff davon machen, in welchem Grade diese Greuel verübt wurden, wenn ich erzähle, daß ein Engländer, den ich zufällig traf, 22 seiner Angehörigen in wenigen Monaten auf solche Weise verloren hatte!

Ich werde später auf den heiligen Ganges zurückkommen, dem die Hindu göttliche Eigenschaften beilegen und den sie für mächtig genug halten, von den schwärzesten Sündenflecken rein zu waschen. Es giebt von diesem selig machenden Wasser zahllose Sagen, in welchen die morgenländische Dichtkunst ihren ganzen Reichthum glühender Einbildungskraft und die Farbenpracht ihrer Bilder entwickelt. Auch dem Hugli wird eine höhere Macht zuerkannt, obschon in geringerem Grade, als dem Ganges, — wahrscheinlich, weil das Wasser des erstgenannten

Flusses weniger klar und von gelbbrauner Farbe und außerdem übelriechend und dick wie Schlamm oder Lehm ist. — Beim Auf- und Untergange der Sonne gehen die Hindu an den Fluß hinab, um die von ihrer Religion vorgeschriebenen Abwaschungen vorzunehmen und dem Flußgotte zu opfern. Man sieht deutlich, daß sich in diesen Gebräuchen ein warmer, lebendiger Glaube offenbart. Ein wahrheitsliebender Schriftsteller hat von den Hindu gesagt, daß sie das frommste Volk der Erde wären, wenn man sie sich selbst und ihren Betrachtungen überließ, und daß sie nur aus dieser ihrer natürlichen Rolle fielen, wenn sie mit gebildeteren Völkern in Berührung kämen und von deren Bekehrungsversuchen zu leiden hätten. — Sowohl der Hugli als der Ganges bieten oft eins der widrigsten Schauspiele dar. Es ist bekannt, daß die Hindu ihre Todten in den Flüssen begraben, indem sie die Leiche unter feierlichen Gesängen und Beschwörungsformeln in das Wasser werfen; auch der ermordeten Fremdlinge entledigt man sich auf diese Weise, ohne jedoch die eben erwähnten Gebräuche dabei zu beobachten. Deshalb sieht man täglich, wie der Strom solche todte Körper — die alle Stufen der Verwesung zeigen — mit sich fortreißt. Gewöhnlich folgt ihnen ein Zug Raubvögel, welche schreiend ihre Beute umkreisen; bisweilen sieht man ein solches Thier auf dem halb verwesten Leichnam sitzen, auf dem es seiner Gefräßigkeit volle Genüge thut. Es ereignete sich mehrfach, daß diese widrigen Körper sich in unsere Ankerketten verwickelt hatten.

Wenn der südliche Monsoon über den Hugli weht, tritt die Fluth — namentlich 3 bis 4 Tage nach jedem Mondwechsel — mit solcher Gewalt ein, daß man das Herannahen derselben auf mehrere englische Meilen weit hören kann. Das Wasser geräth dadurch in einen furchtbaren Aufruhr, so daß der Schaum weit umher fliegt. Die Eingeborenen, welche in dieser Erscheinung eine Offenbarung des Zornes ihres Flußgottes erblicken, gerathen bei der Annäherung des Unwetters in panischen Schrecken und füllen die Luft mit ihren Weherufen. Dies dient den Böten zum Signal, sich schleunigst mitten auf den Fluß zu legen

— die einzige Stelle, wo die Wellen sich nicht brechen — weil das Boot, welches zwischen die rollenden Wogen geriethe, sofort verloren sein würde. Es ist ein prachtvoller Anblick, wenn diese Wassermassen von dem unteren Hugli (wo der Wasserspiegel 6 bis 8 Fuß höher liegt) daher gebraust kommen; die Höhe dieser Wellen wechselt zwischen 5 und 12 Fuß. Man kann nicht ohne Interesse die Geschicklichkeit beobachten, mit welcher die Eingeborenen sich mitten auf dem Flusse zu halten wissen. Ich war einmal Zeuge, wie ein Kahn — wahrscheinlich durch die Unvorsichtigkeit des Führers — von den Wogen erfaßt und zerschellt wurde.

In Gesellschaft mehrerer Kameraden besuchte ich das Fort William, eine ansehnliche Festung mit 1000 Kanonen und Raum für eine Besatzung von 15,000 Mann. Unter den dort anwesenden Gefangenen befanden sich der König von Aude und sein erster Minister. Man erzählte uns manche komische Anekdote von dem Ex-Herrscher, welche bewiesen, daß er keinesweges so niedergeschlagen war, als die englischen Zeitungen ihn zu schildern suchten. So verlangte er, mit der einer fürstlichen Person gebührenden Ehrfurcht behandelt zu werden, und beklagte sich, wenn Jemand zu ihm eintrat, ohne vorher angemeldet zu sein; Niemand durfte es wagen, sich in seiner Gegenwart zu setzen, und geschah dies, so wurde er still und schloß die Augen, um nicht Zeuge solcher Entweihung zu sein. Er aß von keinem Gerichte, ohne daß Derjenige, welcher es ihm reichte, zuvor davon gekostet hatte, um zu beweisen, daß kein Gift darin enthalten sei, und ließ oft in seinen Reden merken, daß er hoffe, es werde der Tag anbrechen, an welchem die Reihe an ihn käme, die Engländer zu bewachen. Deshalb ermahnte er seine Wächter väterlich, Alles zu thun, was in ihren Kräften stände, um seine Gefangenschaft erträglich zu machen, weil nur ein solches Betragen ihrerseits ihn dazu vermögen könne, den Sündern einen Funken von Gnade angedeihen zu lassen, welche es gewagt hatten, seiner heiligen Majestät zu trotzen.

Das Ausschiffen nahm einen großen Theil unserer Zeit in An-

spruch, so auch die Umladung unseres Kriegsmaterials auf die sogenannten Flats (Leichter- oder Lichterschiffe), nicht tiefgehende Fahrzeuge, ohne Dampfmaschine und nur mit wenigen Segeln versehen, welche dazu dienen, Güter aller Art auf den Flüssen weiter zu befördern, und meistens von einem eigends dazu erbauten Dampfboote bugsirt werden. Diese Fahrzeuge sind von ansehnlicher Größe und haben Raum für unglaublich viele Waaren. Wir brachten in einem solchen Flat 10 achtzöllige Bombenkanonen, eine zwölfpfündige und eine vier und zwanzigpfündige sogenannte Landungskanone, Bomben, Munition, 1500 größere Kanonenkugeln, 4 Batterielafetten u. s. w. unter. Diese Umladung erforderte viel Mühe und Anstrengung, und ich muß gestehen, daß die Bereitwilligkeit und Ausdauer der englischen Matrosen mir alle Achtung einflößten.

Es war gewiß nicht leicht, das schwere Geschütz hinunter zu fieren, aber was war dies im Vergleiche zu der Arbeit, welche ich zufällig mit ansah, und die darin bestand, lebendige Elephanten aus den Schiffen in die dicht an dieselben festgelegten Prahme (Flats) hinabzulassen! Dies geschah auf folgende Weise: man legt dem Thiere einen ledernen Gürtel um Rücken und Unterleib, welcher durch lederne Riemen mit einem zweiten Gürtel verbunden ist, der Seiten, Brust und Hinterlenden umschließt. In dem ersten Gürtel befindet sich mitten auf dem Rücken ein großer eiserner Bolzen, der mit einer Oese versehen ist, in die einige Gienen *) des Fahrzeuges und einige nach dem am Lande stehenden Krahn gehende Gienen gehakt sind, welcher darauf durch einen recht sinnreichen Mechanismus in Bewegung gesetzt wird. Auf diese Weise waren die klugen Thiere binnen 6 bis 8 Minuten in die Prahm hinunter gelassen, ohne daß sie sich dieser Luftfahrt im geringsten zu widersetzen schienen. Es befand sich unter diesen stattlichen Thieren ein junger Elephant von der Größe eines Pony, welcher für die Summe von 888 Thaler schwed. zu verkaufen war. Auf größeren Schiffen bringt

*) Taue an Flaschenzügen. D. Uebers.

man diese Thiere in das Zwischendeck, wo sie durch dicke Balken von einander getrennt werden. Man füttert sie mit Reis und mit dem Laube einer Art wilden Apfelbaumes, der in Birma zu Hause ist, woher auch diese Elephanten gekommen waren, von denen der eine 20 Schiffspfund (1 Schiffspfund = circa 300 Pfund) wog.

Ich hatte während des Feldzuges Gelegenheit, diese Thiere kennen zu lernen, da sich deren mehrere bei der kleinen Abtheilung befanden welche unter meinen Befehl gestellt war. Es sind kluge, gelehrige, fromme Geschöpfe, die aber, wenn man sie mißhandelt, in eine furchtbare Wuth gerathen können und die Beleidigungen nicht leicht wieder vergessen. Der Elephant liebt sehr Kinder, es liegt sogar etwas ungemein Rührendes in seiner Zärtlichkeit für die hülflosen kleinen Wesen. Wenn er einmal Freundschaft für eine Person gefaßt hat, muß dieselbe ihm viel Arges zufügen, ehe seine Zuneigung erkaltet, ja, man hat Beispiele erlebt, daß Elephanten nach dem Tode eines geliebten Wärters keine Nahrung mehr zu sich genommen haben und in eigentlicher Bedeutung des Wortes vor Kummer gestorben sind. Ich werde nie den Abschiedsblick eines dieser edlen Thiere vergessen, als ich, da ich es, von einer feindlichen Kugel tödtlich getroffen, blutend zu Boden sinken sah, zu ihm hineilte, um seine Wunde zu waschen und zu verbinden. Der Elephant hat in meinen Augen einen großen Vorzug vor dem Kameele. Sie sind freilich beide frommer Natur, aber das Kameel ist fromm, weil es seine Kraft nicht kennt und deshalb nicht auf den Gedanken kommt, dieselbe zur Gegenwehr anzuwenden, während der Elephant friedlichen Sinnes ist, weil er weiß, daß seine Stärke um so mehr belohnt wird, wenn er sie zum Nutzen der schwächeren Geschöpfe anwendet. Es liegt somit in der Nachgiebigkeit des Elephanten etwas Berechnetes, während dem Kameele nicht allein Muth und Entschlossenheit fehlen, sondern auch der Trieb der Selbsterhaltung gänzlich abgeht. —

Endlich brach der ersehnte 17. August an, an welchem wir Calcutta verlassen und landeinwärts gehen sollten, um einen übermüthi-

gen, blutdürstigen, vom Glücke berauschten Feind zu bekämpfen, ihm die eroberten Plätze wieder zu entreißen, seine Grausamkeiten zu bestrafen und ihn auf's Neue der englischen Herrschaft zu unterwerfen. Alles war zur Abreise bereit. Wir nahmen Abschied von dem Shannon und der auf demselben zurückbleibenden Mannschaft und bestiegen darauf das Flußdampfschiff Chunare (Tschunare), welches unser mit Kriegsmaterial beladenes Fahrzeug zu bugsiren und uns selbst nach Allahabad zu führen hatte, von wo aus wir weiter nach Delhi marschiren sollten, das damals noch immer in der Gewalt der Aufrührer, und nur von einem schwachen, schlecht ausgerüsteten englischen Armeecorps belagert war.

Zehntes Capitel.

Die Fahrt auf dem Hugli. — Flußdampfschiffe. — Lebensweise am Bord. — Die Militairstationen Barakhpur und Berampur. — Der Ganges. — Begräbniß im Flusse. — Die Bajaderen. — Acht Tage in Dinapur. — Mißgeschick während der Reise. — Ankunft in Allahabad.

Als wir uns endlich einschifften, wurde die Brigade auf mehrere Fahrzeuge vertheilt. Capitain Peel ging mit der einen Hälfte, zu welcher ich gehörte, an Bord des Dampfbootes, während die andere Hälfte auf den sogenannten Leichter beordert wurde. Am Nachmittage des 18. August wurde die Maschine in Bewegung gesetzt, erlitt aber sogleich eine Beschädigung, weil sie zu leicht gebaut und die Strömungen zu stark waren. Wir mußten somit vor Anker gehen, um die nöthige Ausbesserung vorzunehmen.

Diese Flußdampfschiffe sind von ungleicher Größe; das unsere war 180 Fuß lang, 40 Fuß breit, hatte eine Maschine von 120 Pferdekraft, zwei Masten und wenige Segel. Die Maschine war nicht allein schlecht zusammengesetzt, sondern abgenutzt und viel zu klein für den Zweck, dem sie dienen sollte. Auf dem Verdeck befand sich eine Kajüte mit Salon und oberhalb derselben ein geräumiger Platz mit Bänken und Tischen, der durch ein Dach von Bambus und Palmblättern und durch Vorhänge zu beiden Seiten vor Sonne und Regen geschützt war. Vor dieser Kajüte und hinter derselben waren ebenfalls Plätze eingerichtet, welche durch Wände von Segeltuch von einander getrennt waren. Auf dem Leichter befand sich eine ähnliche Einrichtung. — Die Beköstigung wurde von der ostindischen Compagnie bestritten und war in jeder Hinsicht vortrefflich.

Am folgenden Morgen wurde die Reise langsam fortgesetzt. Als

wir bei der Fregatte Shannon und der Corvette Pearl vorbeikamen, bemannten sie die Wandten (das stehende Tauwerk), salutirten und begrüßten die fortsegelnden Kameraden mit einem mächtigen Hurrah, welches von uns auf gleiche Weise beantwortet wurde. Wir waren jedoch nicht weit vorwärts gekommen, als die Maschine wieder zerbrach und wir abermals ankern und ausbessern mußten. Am nächsten Tage war Alles klar zur Weiterreise, und gegen Mittag erreichten wir Barakhpur, wo, wie ich schon früher erwähnte, die Flamme des Aufruhrs zuerst aufschlug. Von hier aus telegraphirte Capitain Peel nach Calcutta, daß das Dampfboot unbrauchbar sei und er deshalb ein anderes verlange; außerdem wurde einer von unseren Officieren an das Land geschickt, um sich auf der Eisenbahn nach Calcutta zu begeben und das verlangte Boot hierher zu führen.

Die Ufer des Hugli sind außerordentlich fruchtbar. Die Regenzeit war eingetreten und der Wasserstand so hoch, daß die kleinen Hütten am Strande in Gefahr schienen, überschwemmt zu werden. Diese kleinen, freundlichen Wohnungen mit ihren frischen, grünen Dächern von Laub und Zweigen, und die sogenannten Ghats (Plätze für die religiösen Waschungen) mit ihren Pagoden und steinernen Treppen unter dem Schutze der Bananen erhöhten die liebliche Schönheit und Wirkung des Gemäldes. Ueberall sah man halbnackte Männer nnd Frauen, die mit ihren Abwaschungen und anderen Andachtsübungen beschäftigt waren.

Der eine Tag verging wie der andere am Bord dieser Flußdampfschiffe, und da wir bald dicht an dem einen, bald an dem anderen Ufer entlang gehen und dabei immer des Angriffes der Eingeborenen gewärtig sein mußten, welcher gewöhnlich im Dunkeln unternommen wurde, so war es fast unmöglich, zur Nachtzeit mit dem Fahrzeuge vorwärts zu kommen, weshalb wir beim jedesmaligen Einbruche der Dämmerung vor Anker gingen. Dann ließen es sich Alle angelegen sein, eine Lagerstätte zu suchen; war es mir geglückt, eine solche zu erobern, so machte ich sogleich mein Bett zurecht, welches lange Zeit nur

aus einem Plaid, einer Matte, einem Kissen und einem Musquitonetze bestand. Wer sich aber nicht beeilte, einen guten Platz zu finden, mußte oftmals mit einem solchen fürlieb nehmen, auf welchem er bei eintretendem Regen völlig durchnäßt wurde. Dies konnte freilich auch auf den besten Ruheplätzen geschehen, wo man bald der Dachtraufe ausgesetzt war, bald die Seitenvorhänge öffnen mußte, um nicht in der drückenden Luft zu ersticken. Der einbrechende Morgen fand uns überhaupt selten an dem Orte, an welchem wir uns am Abend vorher zur Ruhe begeben hatten. Bald war man gezwungen, aufzustehen, weil man durchnäßt vom Regen war, bald sprang man auf wegen der garstigen Musquitos, dieser Plage Indiens, oder wälzte sich auf dem Verdeck. Ich hatte freilich ein Mückennetz, spannte es aber selten aus, weil ich erstens nicht immer Raum dafür hatte, weil sich zweitens die Musquitos oft mit hineinstahlen und dann mit mir eingesperrt waren, und weil dasselbe drittens die Hitze noch bedeutend vergrößerte. Auch anderes Gewürm kroch zur Nachtzeit über unsere Ruheplätze und quälte uns im Schlafe. Ich trage noch jetzt eine Narbe auf der Hand von den scharfen Zähnen eines dieser Ungeheuer, dessen Biß sehr schmerzhaft und mir lange Zeit sehr lästig war. Wir dankten Gott, wenn die Nacht vorüber war, und konnten uns nicht genug über die herrliche, kühlende Morgenluft freuen, besonders wenn sie einen noch so leisen Luftzug mit sich führte, der freundlich über unsere brennendheiße Stirn strich.

Gleich nachdem wir aufgestanden waren, erfrischten wir uns mit einer Tasse Thee, blieben dann noch eine Zeit lang in der Nachtbekleidung sitzen, welche aus weiten Beinkleidern von bunter Leinwand oder Seidenzeug und einem Flanellhemde bestand, rauchten eine Cigarre und erzählten einander von den erlebten nächtlichen Kämpfen und sonstigem Ungemach. Um 8 Uhr ließ man sich mit Wasser überspülen und legte die für den Tag bestimmte Kleidung an, entweder ganz aus Flanell oder aus weißen Beinkleidern und dünner Jacke bestehend. Darauf wurden wir um 10 Uhr zum Frühstück gerufen, das aus Thee,

mehreren Fleischspeisen und Obst zusammengesetzt war. Am Vor- und Nachmittage wurde täglich einige Stunden exercirt, wenn das Wetter es irgend erlaubte. Die Anker wurden mit Tagesanbruch gelichtet. — Um 1 Uhr nahmen wir ein sogenanntes Tiffin (Luncheon, zweites Frühstück) ein, bei welchem man vortreffliches Bier, Fleisch, Käse und Brod vorfand, und hielten darauf um 6 oder 7 Uhr die Mittagsmahlzeit. Später am Abend trank man nochmals Thee, Cognac mit Wasser, Whisky oder was man in der Art wünschte.

Gleich nach unserer Ankunft in Barakhpur kamen einige Officiere an Bord, um Capitain Peel zu Mittag einzuladen, mit der Bitte, selbst einige seiner Officiere zur Begleitung zu wählen. Ich war wieder so glücklich, als ein solcher bezeichnet zu werden. Barakhpur war damals und ist noch jetzt eine der größten Militairstationen in Indien. Die Sommerresidenz des Gouverneurs lag am jenseitigen Ufer des Flusses. Wir gingen an das Land und kamen durch die herrlichsten Bananen- und Palmenwälder, ehe wir die Militair-Niederlassungen erreichten, wo die englischen Regimenter und Sipoys in Besatzung lagen.

Bei den Mahlzeiten der verschiedenen Corps — jedes hat seinen eigenen Speisesaal — wird ein Glanz entfaltet, wie man ihn nur in England wiederfindet. Nach dem Essen wurden Cigarren angezündet, getrunken und geplaudert. Unter unseren Wirthen befand sich ein alter, gemüthlicher, redseliger Major, welcher lange in Indien gewesen war und Land und Leute von Grund aus kannte. Er vergnügte sich damit, die Schrecken, denen wir entgegen gingen, mit den düstersten Farben zu schildern; ermahnte uns, stets auf Betrug und Verrath gefaßt zu sein, und malte den Charakter des Hindu in den gehässigsten Farben, wie er hinterlistig, undankbar, raubgierig sei, die Brunnen und Nahrungsmittel vergifte u. s. w., kurz, er wollte versuchen, unsere Einbildungskraft mit Schreckbildern zu erfüllen; aber sein grell gefärbter Vortrag blieb ohne Einfluß auf unsere gestählte Brust.

Am folgenden Tage kam ein größeres und in jeder Hinsicht besseres

Dampfboot an, welches den Namen „River bird“ (Flußvogel) führte. Sobald unser Gepäck an Bord gebracht war, setzten wir unsere Reise fort und hatten bald den Fluß Bangaruthi erreicht. Ich war seit mehreren Tagen unwohl, der Appetit verschwand, ich fühlte mich sehr matt und hatte ein nicht unbedeutendes Fieber.

Am 25. August erreichten wir die größere Militärstation Berampur, wo nur eine sehr geringe Besatzung lag. Der Capitain des Dampfschiffes meldete unserem Befehlshaber, daß er sich mit seinem Schiffe nicht weiter hinaufwagen dürfe, weil es zu tief ginge. Wir lagen daher einen Tag ruhig, theils um ein anderes Transportschiff zu erwarten, theils aber auch, um der geringen englischen Besatzung Muth einzuflößen und die Eingeborenen einzuschüchtern, weshalb auch militairische Uebungen am Lande vorgenommen wurden.

Da wir vergebens auf die Ankunft dieses Dampfschiffes warteten, wurde unser Leichter an den River bird vertaut (mit Tauen befestigt) und unsere Reise gegen den Willen des Capitains fortgesetzt. — Mein Zustand hatte sich mittlerweile so verschlimmert, daß ich in die Krankenliste eingetragen wurde. Ein Mann war am Tage vorher an derselben Krankheit gestorben, der erste Todesfall am Bord, seitdem wir Calcutta verlassen hatten.

Wir wurden mehrmals durch die Strömung aus dem Fahrwasser gerissen und konnten nicht ohne Mühe wieder in dasselbe hineinkommen. Erst am 28. erreichten wir den Ganges, dessen Wasser nicht so lehmig und schmutzig war, als das des Hugli. Am Morgen des 29. war es in Folge der schweren Regenwolken so dunkel, daß ein Mann, der vom Leichter zum Dampfboote hinüber gehen sollte, fehltrat, in das Wasser stürzte und sofort vom Strome fortgerissen wurde. Wir bemannten sogleich das eine Rettungsboot und die Schaluppe des Shannon, die wir im Schlepptau hatten, und in wenigen Stunden waren dieselben zurück mit dem Verunglückten, den sie noch lebend auf einer Sandbank angetroffen hatten. Alle, die zu der Rettung des Kameraden behülflich gewesen waren, wurden sogleich befördert. Capitain Peel verstand

es, auf eine Weise zu belohnen, welche Eindruck auf die ganze Mannschaft machte.

Am 31. August schleppte ich mich auf das Verdeck, um das majestätische Himalaya-Gebirge zu begrüßen, welches im Hintergrunde sichtbar geworden war. Ich werde nie diesen erhabenen Anblick vergessen, der einen tiefen, erschütternden Eindruck auf mich machte. Diese riesigen, himmelhohen Steinmassen, deren Gipfel unser Auge nicht erreicht, die den vorbeisegelnden Wolken in kühner Vermessenheit zu befehlen scheinen, sich vor ihrer im Sonnenlichte funkelnden Silberkrone zu neigen, lassen sich nicht malen von sterblicher Hand!

Während ich noch im Anblicke dieses großartigen Gemäldes versunken war, zerbrach etwas an der Maschine. Wir mußten bei dem nahe gelegenen Balpoa vor Anker gehen, setzten aber am folgenden Tage unsere Fahrt fort, obschon die Strömung so stark war, daß sich kaum bemerken ließ, daß wir vorwärts kamen. Der Strom war bisweilen nicht über 800 Ellen breit, und zahllose Dampfböte mit Leichtern im Schlepptau, die Opium, Kohlen u. s. w. geladen hatten, flogen an uns vorüber.

Wir sahen täglich schwimmende Leichen, bisweilen sogar, wie die Hindu die Sterbenden an den Strom trugen und sie in den heiligen Fluß warfen, ehe der letzte Hauch ihren Lippen entflohen war. So sah ich eines Tages, wie man eine Frau die Treppen hinab trug, die in den Fluß führen und zu den Andachtsübungen benutzt werden. Sie ruhte in ihrem weißen Gewande auf einer Bahre von Bambus, ihr langes, glänzendes Haar hing über Schultern und Brust herab, und ich sah deutlich, daß sie noch lebte. Nachdem die Bahre auf der untersten Treppenstufe niedergesetzt worden war, streuten die Umstehenden Blumen auf die Sterbende, netzten ihr Haupt und Gesicht mit dem heiligen Wasser und warfen sie darauf unter mancherlei Gebräuchen und Zeichen in den Strom, der gierig seinen Raub verschlang.

Der Glaube an die wunderthätige Kraft des heiligen Ganges ist noch immer derselbe geblieben. So warfen die Eltern ehemals ihre

Kinder lebend in den Strom, um damit ein großes Verbrechen zu sühnen; eine Sitte, die jetzt, Dank sei es den Bemühungen der englischen Regierung, fast ganz verschwunden ist. Wer ein brennendes Wachslicht in den Fluß wirft, ist fest überzeugt, von seinen Sünden befreit zu sein.

Eine andere Unterhaltung gewährten uns die Bajaderen, welche am Ufer ihre verführerischen Tänze aufführten und dabei eine Grazie und Gewandtheit entwickelten, um die unsere ersten Tänzerinnen in Europa sie hätten beneiden können. Auch Schlangenbeschwörer und Jongleure stellten sich in Menge ein, wenn wir am Ufer weilten oder an demselben vorüber dampften, und thaten ihr Bestes, um unser Gold zu verdienen.

Am 2. September starb abermals ein Mann der Besatzung. Diese Opfer des Climas wurden gewöhnlich mit einer Kanonenkugel am Fuße in die Fluth versenkt, wenn aber Zeit und Umstände es erlaubten, kurz vor Tagesanbruch beim Scheine der Laternen am Strande begraben. Wie oft habe ich diesen traurigen Begräbnissen beigewohnt!

Wir erreichten Dinapur erst am 5. Septbr. Die Sipoys hatten vor nicht langer Zeit ein entsetzliches Blutbad daselbst angerichtet und alle Officiere ermordet. Jetzt war die Stadt wieder in den Händen der Engländer, und einige englische Familien, welche dem Tode wie durch ein Wunder entkommen waren, warteten hier auf Dampfschiffe, die sie weiter hinunter in das Land führen könnten. Das 10. Regiment, welches hier lag, wurde täglich durch neue Gerüchte beunruhigt, daß die Sipoys in Massen heranzögen, um die wichtige Stellung wieder zu nehmen. Dies Regiment hatte sich beim Ausbruche der Verschwörung sehr tapfer gehalten und sofort 800 Aufrührer erschossen; es war eine wahre Freude für uns, diesen tapferen Waffenbrüdern die Hand zu drücken. Das 10. Regiment stand schon seit 15 Jahren in Indien, aber nur wenige waren übrig von den Soldaten, die zuerst mit demselben herübergekommen waren, denn man rechnet im Allgemeinen, daß ein Soldat es in Bengalen nicht länger als 14 bis 15 Jahre

aushält; in Bombay und Madras sollen sie es etwas länger ertragen können.

Wir schifften uns hier aus, theils um dem Platze eine zeitweilige Verstärkung zu gewähren, theils um ein weniger tiefgehendes Dampfboot zu erwarten, weil wir bemerkten, daß der Fluß immer schmaler und seichter wurde. Unser ganzes Gepäck wurde an das Land gebracht und wir selbst in schöne, geräumige Casernen einquartiert. Nun wurde täglich geübt, längere Märsche vorgenommen, die Artillerie erprobt u. s. w. Das Officiercorps des 10. Regimentes lud uns zum Essen ein, und da ich ziemlich wieder hergestellt war, konnte ich an demselben theilnehmen. Einer der älteren Officiere neckte Capitain Peel, daß er 68pfündige Kanonen mit sich führe, welche er schwerlich anwenden würde; aber Capitain Peel entgegnete ruhig, daß er hoffe, aus seinen Matrosen geschickte Artilleristen zu machen. — Er hielt Wort, wie ein ächter Gentleman, denn gleich im Anfange hatten wir gerade diesen Kanonen die Ehre und den Ruhm zu danken, welchen unsere Brigade sich während des Krieges erworben hat. Die Kanonen waren 9 Fuß lang und wogen 19½ Schiffspfund.

Einmal erhielten wir mitten in der Nacht Befehl, auszurücken. Es war eine Nachricht eingelaufen, daß 10,000 Sipoys im Anmarsche seien, um Dînapur anzugreifen. Wir warteten jedoch vergebens auf den Feind. Derselbe hatte einen anderen Weg eingeschlagen und war weiter nach Norden gezogen, wahrscheinlich weil er unsere Ankunft in Erfahrung gebracht hatte und uns für stärker hielt, als wir wirklich waren. — Bei unserer Abreise von Calcutta gestattete Capitain Peel uns nicht, einen Bedienten mit uns zu nehmen; er selbst war nur von seinem Stewart bedient. Man hatte ihm diese Maßregel widerrathen, und er änderte später seine Vorschrift dahin, daß es uns frei stand, am Lande einen Diener zu halten, denselben aber nicht mit an Bord zu nehmen.

Nachdem wir ungefähr eine Woche in Dînapur verweilt hatten, kam das ersehnte Dampfboot, welches ganz die gewünschte Bauart

zu haben schien. Wir schifften uns am 12. September mit allen Zeichen der Freude ein. Mein Befinden, welches seit einigen Tagen bedeutend besser gewesen war, verschlimmerte sich wieder; es stellten sich sogar Fieber- und Cholerazeichen ein. — Die Maschine setzte sich in Bewegung, aber kaum hatten wir reichlich eine Meile zurückgelegt, als wir vor Anker gehen mußten, weil das Schiff wegen des reißenden Stromes nicht vorwärts kommen konnte. Es wurde eiligst Nachricht nach Dînapur geschickt, um das daselbst angekommene Dampfboot „Coël" herbei zu rufen. Dasselbe kam alsobald und nahm unseren Leichter in das Schlepptau. Die Bemannung dieses Dampfschiffes bestand, außer dem Capitain und dem Steuermanne, aus Eingeborenen, sogenannten Lascaren, schmächtigen, kraftlosen Leuten, welche während der Arbeit einförmige, widrige Töne ausstießen, die sie für Gesang hielten.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir auf den Grund geriethen und ankern mußten. — Hier wurden wir nun von einem Feinde überfallen, der unser Aller Leben bedrohte, nämlich von der Cholera, der in zwei Tagen sechs von unseren Leuten zum Opfer fielen, so daß unser Schiff einem schwimmenden Hospitale mit Pestkranken glich.

Am 17. stießen wir abermals auf den Grund, und zwar so heftig, daß alle Kabeltaue (Ankertaue, auch zum Bugsiren der Schiffe) zerrissen und wir nur mit großer Mühe wieder flott wurden. Dabei wüthete die Cholera mit immer steigender Heftigkeit. Die Strömung wuchs mehr und mehr, sodaß der Capitain den Leichter zwischen beide Dampfböte bringen ließ. Als wir aber versuchen wollten, auf diese Weise rascher vorwärts zu kommen, stieß das Dampfschiff, auf welchem ich mich befand, mit solcher Heftigkeit auf eine Sandbank, daß die Schraube knackte und alle Bemühungen, wieder los zu kommen, vergeblich waren. Das Wasser fiel unaufhörlich und unsere Lage wurde mit jedem Augenblicke bedenklicher. Dabei mußten wir einen Todten nach dem anderen über Bord werfen.

Als alle Anstrengungen vergeblich blieben, ging unser Befehlshaber mit dem Coël weiter und ließ uns in der Nähe von Mirzapur zurück, den Leichter aber nach der Militairstation Ghazepur bugsiren. Während der zweitägigen Abwesenheit des Capitain Peel setzten wir unermüdet die Arbeit fort; das Wasser war aber mittlerweile so sehr gefallen, daß wir auf der einen Seite des Fahrzeuges trockenen Fußes gehen konnten, wogegen es auf der anderen noch ziemlich tief war, sodaß wir uns in einer höchst abenteuerlichen Lage und jeden Augenblick in Gefahr befanden, umzuschlagen. Von den Segeln hatten wir am Strande Zelte aufgeschlagen, die wir aber wegen der vielen Raubthiere, die in der Umgegend hausten, wenig benutzen konnten. Jeden Abend wurden wir von ganzen Herden von Schakals begrüßt, die auf Raub ausgingen und ein Geheul ausstießen, das wie der Hülferruf menschlicher Wesen klang. Die Lascaren wurden befehligt, auf der einen Seite des Fahrzeuges den Sand möglichst tief abzugraben, während unsere eigenen Leute auf der anderen bemüht waren, die Anker heraufzuziehen, um von der Untiefe los zu kommen, wobei aber Ketten und Ankertaue zerrissen, der Warpanker*) eingebüßt wurde u. s. w., ohne daß wir das Schiff von der Stelle brachten, welches fortwährend drohte, umzuschlagen und uns Alle in der Fluth zu begraben. Wenn die Aufständischen am Lande eine Ahnung von unserer Lage gehabt hätten, würden sie uns wahrscheinlich einen Besuch gemacht haben, der uns theuer zu stehen gekommen wäre.

Nachdem wir noch sechs Tage in dieser unangenehmen Lage ausgeharrt hatten, wurden wir von unserem Befehlshaber daraus erlöst, welcher mit dem Coël zurückkam und uns mit dem Kriegsmaterial nach Ghazepur brachte, das wir am 26. erreichten. Hier hielt man sich nicht länger auf, als nöthig war, die Kranken, deren Zahl 50 (einschließlich meiner Persönlichkeit) betrug, an das Land zu schaffen, worauf Capitain Peel mit der Brigade weiter ging. Er mußte jedoch

*) Anker, um das Schiff vermittelst der Taue und Winden vorwärts zu bringen.

noch einmal umkehren, weil das Dampfschiff die Last nicht zu tragen vermochte, sodaß er genöthigt war, 554 Kugeln vom Coël und 864 vom Leichter in Ghazepur zurückzulassen, bevor er seine Reise fortsetzen konnte.

Ghazepur war ohne Widerrede der passendste Aufenthalt für Kranke; wir wohnten in einem geräumigen Bungalow oder Sommerlandhause, welches uns von dem Eigenthümer mit der liebenswürdigsten Gastfreiheit überlassen wurde.

Diese Häuser hatten gar keine Fenster, anstatt dieser aber Thüren aus grün bemaltem Holze, welche ebenso eingerichtet waren, wie die in Europa üblichen Jalousien. Rund um die Wohnung lief eine Veranda, in welcher man sich den ganzen Tag über aufhielt und dazu die Schattenseite aussuchte. Unser einstweiliges Krankenhaus lag in einer Gegend, die von der Natur in verschwenderischer Weise geschmückt war. Der Anblick dieses reizenden, von höherer Hand gemalten Rundbildes, besonders wenn der junge Tag anbrach und Aurora im lichten, rosenfarbenen Gewande erschien, um ihm die Ankunft seiner strahlenden Königin zu melden, oder wenn die scheidende Abendsonne ihr mattes Gold über den westlichen Horizont hauchte, war in der That von heilsamerer Wirkung, als die kräftigsten Arzneimittel. Wie oft flogen meine Gedanken in die Heimath, wenn ich in solchen ruhigen Stunden auf dem Balcon saß und im Anschauen dieses herrlichen Gemäldes versunken war; ich lebte dann in der Vergangenheit, und die Bilder lieber Freunde und Verwandten zogen freundlich grüßend an mir vorüber. Je weiter ich von meinem Vaterlande entfernt war, desto inniger liebte ich es, und fühlte deutlich, daß das Band, welches mich an dasselbe knüpfte, nur mit dem Tode zerreißen könne; ja, ich empfand wie einen Stachel in meinem Herzen, wenn ich daran dachte, daß ich vielleicht mein Grab in fremder Erde finden würde und selbst im Tode von meinem geliebten Heimathlande getrennt bliebe.

Außer mir befanden sich ein Lieutenant und fünf jüngere Officiere als Wiedergenesende in Ghazepur. So wie wir das abscheuliche Dampf-

schiff verlassen hatten, fühlten wir uns besser und schrieben demselben mit Recht unsere Krankheit zu. Unser Aufenthalt in dieser herrlichen Gegend wurde uns jedoch verbittert durch die beständige Unruhe vor einem Ueberfalle der Sipoys. Man wußte, daß man den hierher verlegten Truppen nicht trauen konnte, obschon sie entwaffnet waren; und gerade dieses erschien mir als ein Grund zu der Befürchtung, daß sie es versuchen würden, sich unserer Waffen zu bemächtigen.

Ich besorgte abwechselnd mit den anderen Officieren die Wache; wir ließen Patrouillen durch die Stadt gehen und thaten, was wir konnten, um die Leute bei gutem Muthe zu erhalten. Dies Verfahren unsererseits zeigte den Sipoys, daß wir auf unserer Hut waren und uns im Nothfalle bis auf den letzten Mann vertheidigen würden. Meine Befürchtungen waren nicht ungegründet, denn sobald wir abgezogen waren, loderte die Flamme des Aufruhrs auf. — Hier in Ghazepur war es, wo ich den treuen Diener fand, von welchem ich früher gesprochen habe. Die meisten unserer Kranken erholten sich rasch, doch mußten wir einige Kameraden, die der Krankheit leider zum Opfer fielen, hier in fremder Erde bestatten.

Einige Tage vor unserer Abreise wurden wir durch eine telegraphische Depesche aus Allahabad benachrichtigt, daß Delhi wiedererobert sei; also kamen wir, nur wegen der erbärmlichen Beförderungsmittel von Calcutta aus, zu spät, um an diesem ehrenvollen Kampfe theilzunehmen. Dennoch empfingen wir die Siegesnachricht mit lautem Jubel und fühlten uns stark genug, den Feind wieder aufzusuchen, um andere Gelegenheit zu finden, unsere Waffen zu erproben.

Nachdem wir noch reichlich eine Woche hier verweilt hatten, kam unser Dampfschiff, um uns nach Allahabad abzuholen, wo Capitain Peel mit dem größten Theile seiner Brigade lag. Wir gebrauchten sechs Tage zu dieser Reise, welche ebensoviel Geduld erforderte, als die nach Mirzapur. Die wunderbar schönen Ufer boten uns freilich Ersatz für unsere Arbeit und Anstrengung aller Art. Nichts ist bezaubernder, als der Anblick von Benares mit seinen prachtvollen Gebäuden,

seinen Moscheen und Minarets und vergoldeten Thürmen, in einem Rahmen von reizenden Pflanzungen und ernsten, feierlichen Palmenwäldern. Man kann das Auge nicht losreißen von diesem feenhaften Bilde. Eine Fahrt auf diesem seit Jahrtausenden besungenen Flusse, zwischen lachenden, mit den herrlichsten Gewächsen der Tropenländer gezierten Ufern, an welchen reich geschmückte Pagoden mit ihren Ghats und stattliche Paläste mit ihren im Sonnenlichte funkelnden goldenen Dächern abwechselnd die Aufmerksamkeit auf sich lenken, würde unter anderen Umständen von unendlich großem Interesse gewesen sein! Jetzt war dasselbe getheilt durch die traurigen Verhältnisse, welche unsere Reise veranlaßt hatten, und durch die immer mehr umsichgreifende Krankheit, die unsere Reihen zu lichten drohte, weshalb denn unsere Stimmung gedrückt und weniger empfänglich war für diesen großartigen Anblick! Nach manchen Widerwärtigkeiten und Unfällen erreichten wir endlich am 10. October Allahabad.

Elftes Capitel.

Die Festung Allahabad. — Der Besatzungsdienst daselbst. — Ankunft des Obergenerals Sir Colin Campbell in Allahabad. — Abmarsch nach Cahnpur. — Nena Sahib und das Blutbad in Cahnpur.

Die Festung Allahabad liegt auf der äußersten Spitze der Halbinsel, welche aus dem Zusammenflusse des Dschumna und des Ganges entsteht, und ist somit auf zwei Seiten vom Wasser eingeschlossen. In einiger Entfernung von derselben befindet sich die Stadt gleiches Namens.

Der Aufruhr brach hier am 4. Juni 1857 aus, und zwar unter dem 6. einheimischen Linienregimente, welches damit begann, alle Officiere zu ermorden. Die Sache war um so auffallender, da dasselbe Regiment wenig Tage zuvor bei der Behörde darum angehalten hatte, nach Delhi befehligt zu werden, um an dem Kampfe gegen die Empörer theilzunehmen. Nachdem die Officiere niedergemetzelt waren, vereinigten sich die Soldaten mit dem aufrührerischen Volke, plünderten die Schatzkammer und steckten die englische Kirche und mehrere Privatwohnungen in Brand, während das Blutbad sich über die ganze Stadt verbreitete. Die Festung blieb in den Händen der Engländer, obgleich die Besatzung augenblicklich sehr gering war, und die Stadt wurde durch Oberst Neil, Befehlshaber der Füsiliere von Madras, der mit seinem Corps von Benares anlangte, jedoch nicht ohne große Anstrengung, wieder genommen.

Die Festung ist von dauerhafter Bauart und sehr geräumig, mit großen Casernen und einem Magazin für 100,000 Pfd. Pulver, welches — wahrscheinlich wegen seiner 40 Säulen — den Namen Tschalus-Satûn führt. Am Ufer des Dschumna, zwischen einer Bastion und einer Courtine, befindet sich ein alter Brunnen, von dem unter

den Hindu die Sage geht, daß er früher von Milch übergeflossen sei; jetzt ist dieselbe leider in schmutziges, trübes Wasser verwandelt. In der Festung können gegen 30,000 Mann untergebracht werden; sie ist ein Gemisch älterer und neuerer Befestigungskunst. Die Landseite ist, nach den Bastionen, Gräben und Zugbrücken zu urtheilen, zuletzt angelegt; an der Flußseite laufen starke, hohe Mauern oder, richtiger, Steinwälle hin, welche aber schwerlich unserem jetzigen Belagerungsgeschütz Widerstand leisten würden. Die Festung ist wegen ihrer Lage zwischen Benares und Cahnpur für die Engländer von großer Wichtigkeit.

Nachdem unsere ganze Brigade versammelt war, wurden wir in große, geräumige Casernen einquartirt und Capitain Peel zum Platzcommandanten ernannt.

Da ich völlig wieder hergestellt war, wurde ich mit einem anderen Lieutnant dazu ersehen, den Capitainsdienst in der Festung zu übernehmen. Wir hatten fortwährend zu besichtigen, und da sich ein feindliches Streifcorps in der Nähe befand, patrouillirten wir Tag und Nacht, sowohl innerhalb als außerhalb der Festung, und mußten auf einen etwaigen Angriff gefaßt sein. Oftmals wurden wir auch durch falschen Alarm beunruhigt; so ging ich z. B. eines Abends, nachdem ich die Runde beendet hatte, in die Hauptwache, um mit dem wachthabenden Officiere zu sprechen. Ich verweilte daselbst länger, als es meine Absicht war, und als ich gegen 12 Uhr im Begriffe stand, fortzugehen, hörte ich in der Richtung eines entlegenen Postens auf dem Festungswalle, der mit einem unserer braven Matrosen besetzt war, einen Schuß fallen. Ich sandte Bericht an den Commandanten und eilte selbst an der Spitze einer Patrouille nach dem Orte, wo der Schuß gefallen war. Hier stieß ich im Dunkeln auf einen Trupp Soldaten, von denen ich: »who goes there?« (Werda?) angerufen wurde. Ich hatte gleichzeitig dieselbe Frage gethan, commandirte: Fällt's Bajonnet! und eilte mit blankem Säbel gegen den Feind. Dieser hatte das gleiche Commando gegeben, und es fehlte nicht viel, so hätte ich mit meinem eigenen Befehlshaber die Klinge gekreuzt, denn kein anderer, als er, hatte mich

im Finstern als Feind angerufen. Er hatte, gleich mir, den Schuß gehört und war in die Caserne geeilt, um mit einigen Officieren nachzusehen, was vorgefallen sei. Wir erfuhren nun, daß der Posten außerhalb des Festungswalles zwei Gestalten hatte schleichen sehen, und sein Gewehr abschoß, weil dieselben auf seinen Anruf nicht antworteten. Nachdem wir uns überzeugt hatten, daß keine Gefahr vorhanden sei, kehrten wir in unsere Quartiere zurück, und ich hatte unterwegs die Genugthuung, ein aufmunterndes Lob über meinen Diensteifer zu empfangen.

Ich darf nicht verschweigen, daß unsere Posten oft Gefahren witterten, die gar nicht vorhanden waren. Wir durften ihnen dies jedoch nicht zum Vorwurfe machen, weil es als Beweis ihrer Wachsamkeit zu betrachten war. So geschah es eines Abends, daß eine Schildwache (ein Matrose), deren Einbildungskraft mit lauter Sipoys und Spionen bevölkert war, einen Kameraden anrief, der auf dem Ravelin stand, weil sie nicht wußte, daß dieses noch innerhalb der Festung lag. Der Angerufene, der nicht im Entferntesten daran dachte, daß man ihn für einen Feind ansehen könne, blieb ruhig dabei, im Mondscheine auf- und abzuwandeln, als er plötzlich eine Kugel an seinen Ohren vorbeisausen hörte. Da er bemerkte, daß dieser Gruß ihm galt, fand er sich veranlaßt, denselben zu erwidern, legte an und gab Feuer, jedoch ohne sein Ziel zu treffen. Als beide Posten abgelöst wurden, war das Mißverständniß vergessen, und das einzige Wort, welches darüber gewechselt wurde, war: „Wir sind doch verteufelt schlechte Schützen, Jack!" — Es wurden jede Nacht 20 bis 30 Posten ausgestellt, besonders auf die Winkel der äußeren Befestigungslinie der eigentlichen Festung; jede Stunde ging eine Patrouille ab, um sich von der Wachsamkeit derselben zu überzeugen, und außerdem eine Runde, um die Umgegend außerhalb der Wälle zu recognosciren.

Von Zeit zu Zeit kamen, theils zu Lande, theils mit Dampfschiff, neue Verstärkungen an, gewöhnlich in Abtheilungen von 500 Mann, welche sogleich zum Dienste befehligt wurden. Das unter meinen Befehl

gestellte Corps bestand daher aus Soldaten von verschiedenen Regimentern, welche nur in militairischer Beziehung und in dem Wunsche, sich persönlich auszuzeichnen, übereinstimmten. Eine schwierige Aufgabe war es, die schwere Artillerie aus den Schiffen in unser Artilleriemagazin zu schaffen; sie war bisweilen mit wirklichen Gefahren verknüpft, und mehrere Arbeiter büßten dabei ihre Gesundheit für das ganze Leben ein.

Der Feind lag unter der Anführung eines Radschah von Dschänpur am anderen Ufer des Ganges, und zwar in ansehnlicher Stärke, aber die Pontonbrücke, auf welcher die Truppen aus den Fahrzeugen über den Fluß in die Festung befördert wurden, befand sich im Bereiche unserer Kanonen.

Capitain Peel hatte mehrfach bei dem Oberbefehle in Calcutta darum angehalten, mit seiner Brigade weiter in das Land hineingehen zu dürfen; nach vielem Hin- und Hertelegraphiren wurde endlich sein Wunsch erfüllt, doch mit der Beschränkung, daß ihm nur ein Theil seiner Brigade bei diesem Zuge folgen dürfe. Ungefähr zur selben Zeit langte unser erster Lieutenant vom Bord des Shannon mit 150 Matrosen an, welche sämmlich mit Enfield-Büchsen *) bewaffnet waren.

Ein kleiner Theil dieses Trupps bestand aus alten Bekannten von dem Shannon; die übrigen waren von Kauffahrtheifahrern geworbene Matrosen, im Anfange unregierbare Gesellen, die sich schwer an Mannszucht gewöhnen ließen. Freilich erschien auch eine Verstärkung von Matrosen der ostindischen Compagnie, die aber, weil sie sofort befeh-

*) Diese Schießwaffe wurde im Jahre 1853 von der englischen Armee angenommen, nachdem im Jahre vorher in der königlichen Fabrik Enfield Lock Probeschießen mit derselben angestellt worden war. Man bestimmt die Schußweite derselben auf 900 Yards, obschon sie weiter trägt. Die Größenverhältnisse dieser Büchse sind nach englischem Maße folgende: Länge des Laufes 3 Fuß 3 Zoll; Caliber 0,577 Zoll; Länge des Gewehrs 4 Fuß 7 Zoll; Gewicht 8 Pfund 8 Unzen; Länge des Bajonnets außerhalb der Mündung 1 Fuß $5\frac{1}{8}$ Zoll; Gewicht desselben 11 Unzen; Länge der Waffe mit dem Bajonnet 6 Fuß 0,5 Zoll; Gewicht beider zusammen 9 Pfund 3 Unzen. Die Ladung sind Spitzkugeln mit Eisenspitze, deren Gewicht 530 Gran und deren Durchmesser 0,567 bis 0,568 Zoll beträgt. Die Patrone ist $2\frac{1}{2}$ Drachmen schwer. 60 Patronen mit 75 Zündhütchen wiegen ungefähr 5 Pfund 8 Unzen. Sie werden in Kisten zu 700 Patronen und 875 Zündhütchen verpackt.

ligt wurden, den Ganges weiter hinauf zu gehen, für uns von keinem unmittelbaren Nutzen waren.

Am 28. October verließ Capitain Peel mit seiner neugebildeten Brigade Allahabad, um sich nach Cahnpur zu begeben. Die ersten Stationen wurden auf der Eisenbahn zurückgelegt; dann ging es weiter auf Wagen, die mit Ochsen bespannt waren. In Cahnpur ließ Capitain Peel 60 Matrosen zurück und ging mit den übrigen 160 Mann nach Lukhnau. Die nunmehrige Besatzung Allahabad's bestand aus dem Commandanten, 3 Lieutenants und 180 Mann. Ich war vom Capitain Peel zum Compagniechef ernannt worden, was um so schmeichelhafter für mich war, da es bekanntlich für einen Ausländer schwer hält, im englischen Dienste befördert zu werden, und einer meiner Kameraden bei dieser Beförderung übergangen war. Ich sah in der meinigen einen Beweis des Vertrauens eines Vorgesetzten, an welchem wir alle mit der innigsten Verehrung hingen, und den wir nicht ohne Betrübniß von uns scheiden sahen. Meine Beförderung gab Veranlassung zu einer Verwechselung. Als ich einige Tage nach dem Abmarsche der Brigade den jetzigen Commandanten, Oberst Campbell, meinen Wochenbericht abstattete, erklärte er mir mit fast mitleidigem Tone, daß mein Dienst ein sehr strenger und mühevoller sein würde, was aber leider nicht zu ändern sei, da die beiden anderen Lieutenants den Dienst als befehlführende Officiere haben müßten, und man einem Ausländer nicht den wichtigen Posten eines Capitains in der Festung anvertrauen könne. Ich blieb hierauf die Antwort schuldig und fuhr fort, meinen Vertrauensposten zu seiner sichtlichen Zufriedenheit zu verwalten. Endlich merkte der Commandant seinen Irrthum; er sagte es mir selbst, mit der Bemerkung, daß er keine Ursache habe, eine Aenderung im Commando zu treffen. Man erfuhr nun, daß der andere Officier einer alten englischen Familie angehörte, obgleich er einen polnischen Namen trug.

Capitain Peel ließ die sogenannten 68 Pfünder in der Festung zurück und nahm dafür 24 Pfünder mit, das schwerste Geschütz, welches

bisher im indischen Feldzuge angewandt wurde. Diese Kanonen gehörten in Indien zu dem sogenannten Belagerungstrain, waren 9 Fuß 6 Zoll lang und hatten ein Gewicht von 15 Schiffspfund.

Der vor Kurzem ernannte Obergeneral Sir Colin Campbell sollte nach Allahabad kommen, und wir waren durch den Telegraphen davon benachrichtigt worden, daß derselbe am 27. October Calcutta verlassen hatte. Alles war zu seinem Empfange bereit, und in der Nacht zwischen dem 1. und 2. Novbr. wurde mir der Befehl, ihn mit einer Ehrenwache in Empfang zu nehmen. Es gab von der Landseite her nur einen Eingang in die Festung, und zwar über die Zugbrücke, neben welcher die Hauptwache lag. Auf der an den Dschumna grenzenden Seite war freilich auch eine kleine Pforte, zu welcher der Commandant aber beständig die Schlüssel in Verwahrung hatte. Ich hatte den Befehl erhalten, den General an der Zugbrücke zu empfangen. Als sich bis 12 Uhr kein Obergeneral blicken ließ, setzte ich mich vor der Hauptwache nieder und befahl der Schildwache, mich zu rufen, sobald am Thore die Glocke gezogen würde. Der anstrengende Dienst hatte mich sehr ermüdet, und in Folge dessen — schlief ich ein. Um 2 Uhr weckte man mich mit dem Berichte, daß der erwartete Gast bereits in der Festung sei. Ich sprang erschrocken auf, in dem Glauben, daß der General über die Zugbrücke gekommen sei, und war aus Aerger über meine eigene Nachlässigkeit im Begriffe, dem Posten vorzuwerfen, daß er mich nicht geweckt habe, als ich durch eine andere Wache benachrichtigt wurde, daß der hohe Gast durch die kleine Pforte am Ufer des Dschumna eingelassen worden sei. Der Commandant hatte demselben einen Adjutanten in einem Boote entgegen geschickt, und Sir Colin Campbell es vorgezogen, so unbemerkt als möglich einzutreffen, um die Leute nicht unnöthigerweise im Schlafe zu stören. Ich eilte nun nach dem Zelte, welches für ihn im Hofe der Festung aufgeschlagen war, und hatte eben die Ehrenwache vor demselben aufgestellt, als eine Stimme von innen frug, was es gäbe? Ich ging an die Oeffnung, um Antwort auf die Frage zu ertheilen, als Sir Colin selbst erschien

und freundlich lächelnd sagte: „Nehmen Sie die Wache fort, ich führe nicht mehr Sachen bei mir, als ich selbst hüten kann. Gute Nacht!" — Das war meine erste Begegnung mit diesem ausgezeichneten Manne.

Sir Colin Campbell (jetzt für seine Verdienste um Indien zum Lord Clyde erhoben) hatte sich schon in den Kriegen in Spanien und den Niederlanden unter dem Herzoge von Wellington hervorgethan. Er führte im Kriege in der Krim die schottische Brigade und hat mit ihr die Schlacht an der Alma entschieden; bei Balaklava rettete er mit ihr die englische Cavalerie von einem sicheren Untergange. Er war zum Befehlshaber des Armeecorps ernannt, welches in der Ostsee gegen Rußland hätte thätig sein sollen, wenn nicht der Pariser Frieden 1856 dazwischen getreten wäre. Als man endlich in England zu der Einsicht gekommen war, welch' gefahrvollen Charakter der Aufstand in Indien angenommen hatte, wurde dieser tapfere Krieger von der Regierung dazu auserseheu, sich an die Spitze der englischen Armee daselbst zu stellen. Er weigerte sich trotz seiner 70 Jahre nicht, diesen ebenso mühseligen als ehrenvollen Posten anzunehmen, und war schon 24 Stunden, nachdem er den Befehl erhalten hatte, auf dem Wege nach Indien, sodaß er nur das zur Reise Unentbehrlichste hatte mit sich nehmen können. Er fuhr von Calcutta nach Allahabad in einem sogenannten horse-dawk, einem mit Pferden bespannten Postwagen, und war einmal nahe daran, in die Hände der Aufrührer zu fallen. Sein Entkommen war ein unberechenbares Glück für England, denn dieser Mann war nicht leicht zu ersetzen. Am Tage nach seiner Ankunft in Allahabad setzte er seine Reise nach Cahnpur und Lukhnau fort und reiste eben so anspruchslos ab, als er gekommen war. — Er war von mitteler Größe, stark gebaut und mit ausdrucksvollen Zügen, aus denen ein kühner, entschlossener Charakter sprach.

Ich nahm dreimal Theil an den nächtlichen Ausfällen gegen den am jenseitigen Ufer liegenden Feind, dem ich das Zeugniß geben muß, daß er eine unübertreffliche Geschicklichkeit im Laufen besaß, sobald er uns erblickte. Bei einer dieser Unternehmungen hatte ich das Com-

mando, und es waren mir versiegelte Befehle eingehändigt worden, welche ich an einem bestimmten Orte öffnen sollte. Es lief Alles glücklich ab; der Feind zog sich zurück, nachdem er einige Schüsse abgefeuert und eine Brücke zerstört hatte.

Wir exercirten jeden Morgen und jeden Abend, sodaß unser Corps in kurzer Frist recht gut eingeschult war. In freien Augenblicken besuchte ich die Stadt Allahabad, die nicht eben merkwürdig ist; sie ist schlecht gebaut und schlecht gehalten; man schätzt ihre Bevölkerung auf 100,000 Seelen. Den stärksten Eindruck machten die Trümmer des Casinos auf mich, in welchem die Officiere mit ausgesuchtester Grausamkeit ermordet worden waren. Noch hing das Tau an den Mauern, an welchem man den einheimischen Unterofficier aufgehißt und da hatte verhungern lassen, weil er überführt war, die Officiere nicht allein verrathen, sondern auch die Hauptrolle eines Büttels bei allen vorgefallenen Greueln gespielt zu haben. Die Umgebungen der Stadt sind recht hübsch, und einen besonderen Genuß gewährte es, in den prächtigen Alleen auf- und abzuwandeln, welche den Weg von der Festung nach der Stadt einfassen. In den hochstämmigen, dicht belaubten Bäumen sahen wir überall die schönsten Vögel mit wunderbar glänzendem Gefieder, welche die komischsten Töne ausstießen und uns gänzlich unbekannt waren.

In Allahabad kaufte ich mir das erste Pferd, welches mir ebenso viel Nutzen als Vergnügen beim Dienste, wie bei meinen Spazierritten gewährte. Auch meine Dienerschaft, welche bisher einzig aus dem mehrfach erwähnten Krankenwärter bestand, mußte ich, da es der Gebrauch des Landes erheischte, vermehren. So bekam ich einen Diener, dem es oblag, die Speisen aufzutragen und Messer, Gabeln, Löffel und Becher in Ordnung zu halten, und der „Kitmiga" genannt wurde; einen anderen, welcher mich jeden Morgen mit einem kalten Sturzbade zu versehen hatte und „Bhisté" hieß; ein dritter, welcher Nahrungsmittel herbeischaffen und dieselben bereiten mußte, hieß „Khánsáman;" ein vierter, „Mihtar," hielt mein Zimmer rein; der fünfte, „Saîs,"

wartete meines Pferdes, und der sechste, welcher das Futter schaffte und aufkaufte, hieß „Ghasiyárá." Als ich später mehrere Pferde hielt, mußte ich die beiden letztgenannten Dienste doppelt besetzen, und auch zwei „Paukha volas" annehmen, welche dazu bestimmt waren, abwechselnd die Insecten von meiner hohen Persönlichkeit fern zu halten und mir Kühlung zuzufächeln. Meine jetzige Stellung verlangte es, daß ich mich mit diesem Trosse umgab, von welchem jeder mit 3 bis 15 Rupien monatlich besoldet wurde. Ich habe schon erwähnt, daß Jeder sein besonderes Amt hatte, und es ist fast unmöglich, bei vorkommenden Gelegenheiten den Einen dazu zu vermögen, dem Anderen zu helfen. Man erklärt diese Eigenthümlichkeit durch die Furcht der Leute, ihrer Kaste verlustig zu werden, wenn sie von der erblichen Beschäftigung abweichen und die eines Anderen mit übernehmen.

Bei meiner Ankunft in Ostindien bestanden zwar schon mehrere Eisenbahnen, jedoch ziemlich weit von einander entfernt, die erst in späterer Zeit verbunden werden konnten. So wurden die Truppen nur von Calcutta nach Rânîgunga, eine Strecke von 120 engl. Meilen, auf der Eisenbahn befördert, und von Allahabad nach Khaga, etwa 60 engl. Meilen; jetzt geht eine Bahn von Allahabad nach Cahnpur und von dort weiter nach Lukhnau. Die Telegraphenlinien hingegen liefen längs einer bedeutenden Strecke des sogenannten „Grand Trunk Road," der Landstraße von Calcutta nach Allahabad und weiter nach Delhi, also durch den größeren Theil von Indien. Es läßt sich denken, daß die Dräthe oft vom Feinde zerstört wurden, doch war der Schaden leichter auszubessern, als man glauben sollte. Auch die Eisenbahnen wurden oftmals aufgebrochen, aber von den Unsrigen ebenso schnell wieder hergestellt. — Die königl. englischen Truppen beliefen sich im Anfang October 1857 auf 22,384 Mann aller Waffengattungen; auf dem Wege von England hierher befanden sich 29,611 Mann. In den ersten 4 bis 5 Monaten wurden unsere Reihen fast täglich verstärkt, aber auch durch Krankheit in beklagenswerther Weise gelichtet. Im November bestanden die Truppen in Bengalen aus

21,884 Mann, und auf dem Wege dahin waren 18,390; in der Präsidentschaft Madras 2,246, und dahin unterwegs 2,210; in Bombay 5,074, und ferner dahin commandirt 9,011. Von dem europäischen Armeecorps der ostindischen Compagnie waren 18,180 Mann detachirt, von denen 6,800 in Bengalen, 4,960 in Madras und 4,520 in Bombay lagen, die Officiere der entwaffneten einheimischen Regimenter ungerechnet. Die einheimischen Regimenter, welche damals (October 1857) noch im Dienste standen, beliefen sich auf 127,900 Mann, von welchen 46,800 nach Bengalen, 50,860 nach Madras und 30,240 nach Bombay verlegt waren. Die Mannschaften der entwaffneten und aufgelösten Regimenter betrugen, nur in Bengalen, 26,750 Mann; die der Empörer 58,830, oder 8300 Mann Cavalerie, 48,600 Mann Infanterie, 700 Artilleristen und 630 Genie-Soldaten (Pionire u. s. w.). In der Präsidentschaft Madras waren von einem Cavalerieregimente 38 Mann entwaffnet worden und 300 von einem anderen hatten den Aufstand versucht; in Bombay waren 850 Mann entwaffnet und 200 des beabsichtigten Aufruhrs überführt worden. Von den 127,900 Sipoys blieben wenige treu, da sich später noch mehrere Regimenter den Aufständischen anschlossen. Nur 15 Regimenter, einschließlich der nach China geschickten, blieben der englischen Regierung ergeben.

Es befanden sich mehrere angesehene Staatsgefangene in der Festung Allahabad, von denen einige alte Gäste daselbst waren. Auch ein Trupp Sipoys war hierher geschickt worden; dieselben hatten theils ihre Urlaubszeit nach Willkür verlängert und mußten hier ihre Strafe absitzen; oder sie waren desertirt und wieder eingefangen, oder als Spione, und zwar auf der That, ergriffen worden. Ich mußte alle diese Gäste, wenn ich die Woche hatte, täglich besuchen, was keineswegs angenehm war und die größte Vorsicht und Aufmerksamkeit erforderte. Man war immer von Verrath umgeben und in Gefahr, von ihrer Schlauheit überlistet zu werden. Wenn ich zu den Staatsgefangenen eintrat, erhoben sie sich selten, noch würdigten sie mich der üblichen

Begrüßung, sondern maßen mich mit ernsten Blicken, in denen ich Zorn, Stolz und Verachtung las. Ich versuchte vergebens, sie davon zu überzeugen, daß ich nichts Uebeles im Sinne habe, vielmehr wünsche, ihre traurige Lage zu erleichtern; sie wiesen mich mit Kälte zurück. Ein alter, kranker Greis, zu dem ich eines Tages mit der Frage herantrat, ob er etwas wünsche, antwortete mir: „Gieb mir die Freiheit!" — Die übrigen Gefangenen nahmen mich auf ganz andere Weise auf und erwiesen mir so viel Unterwürfigkeit, daß ich leicht hätte dadurch hintergangen werden können, wenn ich nicht davon unterrichtet gewesen wäre, daß hinter dieser Maske von Schmeichelei und Artigkeit der Wunsch lauere, bei erster Gelegenheit mein Herzblut zu trinken. Jetzt fühlten sie ihre Machtlosigkeit und wußten, daß ihr Schicksal zum Theil von mir abhinge und daß ein Wort aus meinem Munde genügte, sie in die andere Welt zu befördern. Uebrigens war es ein wahrer Genuß, diese herrlichen, muskelreichen Gestalten, die einem Bildhauer zum Modell hätten dienen können, unbemerkt durch das eiserne Gitter ihres Gefängnisses zu betrachten. Man glaubte, am Eingange einer Räuberhöhle oder in einer Menagerie vor einem Käfig voller Königstiger zu stehen. Fast täglich ließ der Commandant einige der Gefangenen abführen, welche sodann spurlos verschwanden, worauf neue Mitglieder die leeren Plätze einnahmen. Ich wußte anfangs nicht, wohin man diese abgeholten Gefangenen brachte, bis ich entdeckte, daß sie zum Galgen verurtheilt waren und die Strafe sofort vollzogen wurde. Diese Heimlichkeit in Untersuchung und Hinrichtung erinnerte mich an den Rath der Zehn in Venedig; — auch in der Festung Allahabad hatten wir eine „Seufzerbrücke, über die das Opfer nur einmal schritt," um in dem Wasser unterhalb derselben begraben zu werden; denn die Gehängten wurden zur Nachtzeit in den Fluß geworfen, nicht — wie man mir sagte — um der Mühe überhoben zu sein, ihnen ein Grab zu graben, sondern aus Achtung vor ihren religiösen Begriffen. Es war ja so leicht, den Todten einen Wunsch zu erfüllen, um einigermaßen zu sühnen, was man an den Lebenden verschuldet hatte! —

Man darf nicht glauben, daß es bei diesem Aufruhr an Zügen wahren Edelmuths fehlte, welcher von den Empörern Denen bewiesen wurde, die sie als die Unterdrücker ihres Vaterlandes bekämpften. Hier ein Beispiel von den vielen, die ich anführen könnte: Ein Soubadar (Unterofficier) des 2. Bombay-Grenadierregiments, welcher auf Urlaub war und sich in seinem Geburtsorte, einem Dorfe in der Nähe Allahabad's aufhielt, wurde durch die Umstände gezwungen — vielleicht auch durch den Wunsch, das Land seiner Väter frei zu sehen, dazu bewogen — an den Gewaltthätigkeiten gegen die Eindringlinge theilzunehmen. Da hörte er zufällig, daß ein englischer Officier dem Blutbade entronnen und in der Umgegend verborgen sei. In größter Heimlichkeit suchte er denselben auf, trug ihm mehrere Tage lang Nahrungsmittel zu und führte ihn endlich verkleidet zu den Vorposten des Generals Havelock. Er wurde für seinen Edelmuth von der ostindischen Compagnie mit einer goldenen Uhr und 1000 Rupien belohnt.

In Lukhnau belief sich die Stärke der Aufständischen auf 50,000 Mann, und dennoch war das Residenzgebäude in den Händen der Engländer geblieben. Die kleine Schaar hatte mehrere Angriffe zurückgeschlagen und war gerade auf dem Punkte, von der Übermacht vernichtet zu werden, als die Generale Havelock und Outram sich am 25. September einen Weg in die Stadt bahnten, sich durch den Feind schlugen und den Herrschersitz erreichten. Hier wartete ihrer ein erschütternder Anblick; die meisten Männer und Frauen waren verwundet oder lagen an einer heftigen Epidemie darnieder, und die Nahrungsmittel fingen an auszugehen. Alle waren auf einen unvermeidlichen Tod gefaßt und entschlossen, mit den Waffen in der Hand zu sterben. Diese neuangekommene Verstärkung blieb bis zum 14. November vom Feinde eingeschlossen, wo es Sir Colin Campbell's unsäglicher Anstrengung gelang, seine Landsleute zu erlösen. Jeden Fußbreit des Bodens mußte er sich erkämpfen, und sein Weg ging über Berge von Leichen! — In der Nacht vom 21. auf den 22. November zog er mit der ganzen Besatzung sammt Frauen und Kindern ab, und zwar so leise

und unbemerkt, daß der Feind nicht die geringste Ahnung davon hatte und am nächsten Morgen fortfuhr, die verlassenen Gebäude zu beschießen.

Man führte die Verwundeten und die Frauen und Kinder nach dem befestigten Allumbág, eine halbe Meile von Lukhnau, wo auch General Outram mit einer Abtheilung zur Vertheidigung dieses wichtigen Punktes zurückblieb. Später wurden die Frauen und Kinder unter einer Bedeckung berittener Sikhs und einiger Europäer über Cahnpur und Allahabad nach Calcutta geschickt. Wir hatten Befehl bekommen, dieselben in Allahabad zu empfangen, und ich werde nie den schmerzlichen Eindruck vergessen, den diese abgezehrten, unglücklichen Geschöpfe auf mich machten. Sie bezeigten nicht die geringste Freude darüber, dem Märtyrerthum entronnen und im Schutze befreundeter Truppen zu sein, kein Lächeln glitt über ihre Züge, keine Empfindung zuckte in den Mienen; die anhaltende, erschütternde Gemüthsbewegung hatte alle ihre geistigen und körperlichen Kräfte gebrochen. Sie glichen einem Zuge lebendiger Leichen, deren bleiche, welke Lippen, wie Macbeth sagt, der Kummer, der nicht spricht, versiegelt hatte. Auch Officiere und Soldaten von unserer Brigade, die bei Lukhnau verwundet waren, wurden nach Allahabad gebracht, um von unseren Aerzten behandelt zu werden. Dies war meine erste Bekanntschaft mit den Schattenseiten des Kriegshandwerkes, der Prolog zu dem Schauspiele, in dem eine Rolle zu spielen ich so lange gewünscht hatte. Ich will nicht leugnen, daß meine Sehnsucht nach Kriegsabenteuern beim Anblicke so grauenvoller Leiden bedeutend abgekühlt wurde, nicht etwa aus Furcht, daß ich binnen Kurzem die Anzahl dieser unglücklichen, gespensterhaften Gestalten vermehren würde, sondern weil ich hinter dem blutbespritzten Vorhange von Siegeszeichen, Lorberkränzen und Heldengedichten den Menschen in einer Gestalt erblickte, in welcher er auf derselben Stufe mit den wilden Thieren des Waldes stand. Es lag eine Genugthuung für uns darin, diese armen, verstümmelten Freunde in ihrer qualvollen Lage zu pflegen und ihnen dieselbe durch alle uns

zu Gebote stehenden Mittel zu erleichtern. Ich verweilte täglich mehrere Stunden im Krankenhause und lernte daselbst Männer kennen, die mich durch ihren Muth und ihre Ergebung in das Schicksal das Leben von einem höheren Standpunkte aus betrachten lehrten. Ich will von den vielen Zügen von Heldenmuth nur einen erwähnen, der sich tief in mein Gedächtniß eingeprägt hat. Einem jungen Officiere war durch eine Kanonenkugel das Schenkelbein zerschmettert worden; es war schlecht verbunden, und er kam in elendem Zustande bei uns an. Als der Arzt den Verband abgenommen hatte, erklärte er, daß eine Amputation nutzlos sein würde. Der junge Mann hörte sein Todesurtheil lächelnd an; als die letzte Stunde nahte, bat er mich, seinen Kopf aufzurichten, und als ich ihn frug, ob er sehr viel Schmerzen habe, antwortete er: „Was mich schmerzt, ist, daß ich so jung von der eben begonnenen Arbeit abgerufen werde!" Er beschäftigte sich fortwährend mit England und starb mit dem Namen seines Vaterlandes auf den Lippen! —

Eines Tages kam der befehlhabende Officier unserer Brigade und theilte mir ein Schreiben des Capitain Peel mit, in welchem er unter Anderem sagte, er habe erfahren, daß ich mein Amt mit Eifer und Umsicht verwalte, und daher beim Obergeneral für mich die Erlaubniß ausgewirkt, zur Hauptarmee abzugehen, welche damals in Cahnpur lag; man erkannte aus seinen Worten, daß er dasselbe für alle zu unserer Brigade Gehörenden erbeten, aber abschlägigen Bescheid bekommen hatte. Ich hatte nun die Wahl, zu bleiben oder von meiner geliebten Compagnie zu scheiden. Ich entschloß mich zu dem Letzteren, aber als ich den Commandanten von meiner Abreise in Kenntniß setzte, erwiderte dieser, daß ich für den Dienst in der Festung nothwendig sei und er mich somit nicht entlassen könne, bevor der Befehl dazu vom Obergeneral selbst eingelaufen sei. Capitain Peel wurde hiervon benachrichtigt und erhielt den verlangten Befehl nicht allein für mich, sondern für alle Mitglieder der Brigade, und ich war so glücklich, Allahabad an der Spitze meiner Compagnie den Rücken wenden zu können.

Wir verließen die Festung am 19. December, um uns unmittelbar nach Cahnpur zu begeben. Die ersten 60 engl. Meilen wurden auf der Eisenbahn zurückgelegt, worauf wir in höchst unbequeme große Wagen gepackt und von Ochsen fortgezogen wurden. Diese Wagen waren großen, unförmlichen Kasten zu vergleichen, welche auf zwei oder auf vier Rädern standen und mit einem Dache von Brettern, mit Eisenblech beschlagen, versehen waren, welches, so wie die farbigen Seitenvorhänge, vor Sonne und Regen schützen sollte. In jedem Wagen wurden 6 bis 8 Mann untergebracht, von denen zwei abwechselnd nebenher gehen mußten, um darauf zu achten, daß nichts von dem Gepäcke verloren gehe, und um die Ochsen im Zaume zu halten, welche alle Augenblicke aus dem Gleise wichen. Wir hatten die 68-pfündigen Kanonen zurückgelassen, weil sich keine für sie passenden Lafetten fanden, und statt ihrer mehrere 24-Pfünder mitgenommen. Auf dem Grand Trunk Road fanden wir alle 2 Meilen Stationen, bei denen wir Halt machten, um uns mit Mundvorräthen zu versehen und die Ochsen zu wechseln. Wenn die Zeit es erlaubte und ein Brunnen in der Nähe war, versäumten wir es nie, ein stärkendes Sturzbad zu nehmen. Die Mahlzeit wurde unter einem großen Baume bereitet und bestand aus Fleisch, Brod, Gemüse und Thee; Officiere und Gemeine aßen mit einander und Jeder bekam täglich sein Gläschen Arak oder Rum, welches für die schönste Würze des Mahles angesehen wurde. Zu unseren Reiseabenteuern — woran es nie gebricht — gehörte, daß einer unserer Officiere eines Tages kopfüber in einen tiefen Brunnen fiel, aus dem er jedoch glücklich wieder herausgezogen wurde, und daß wir in einer Nacht einige verkleidete Sipoys gefangen nahmen, welche die Frechheit gehabt hatten, sich in unsere Reihen einzuschleichen; sie wurden auf der nächsten Militairstation der Behörde übergeben, welche sie später zum Galgen verurtheilte.

Am 21. December erreichten wir Cahnpur, wo Sir Colin Campbell sich mit der Hauptarmee (10,000 Mann) befand, die außerhalb der Stadt das Lager aufgeschlagen hatte. Diese zahllosen Zelte, in

der Mitte die englische Flagge, die stolz über dem Zelte des Obergenerals wehte und uns den Willkommensgruß zuwinkte, waren für uns ein erquickender Anblick, als wir, halbtodt vor Hitze, in unseren Ochsenequipagen langsam einhergezogen kamen. Längs der ganzen Fronte spielten die verschiedenen Musikcorps, und die befreundeten Officiere eilten uns sogleich entgegen. Nachdem die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, und wir unser Quartier bezogen und das Gepäck geordnet hatten, eilte ich sogleich zu Capitain Peel, um ihm für die mir erwiesene Güte zu danken. Er empfing mich wie einen jüngeren Bruder und versicherte, daß es ferner Keinem glücken solle, uns während des Feldzuges zu trennen; — er vergaß, daß es einen stärkeren Willen giebt, vor dem wir uns Alle beugen müssen! —

Als Sir Colin Campbell die Besatzung von Lukhnau erlöst hatte und sich bereits wieder in der Nähe von Cahnpur befand, hörte er plötzlich eine heftige Kanonade in dieser Richtung. Er ahnete, daß seine Gegenwart daselbst nothwendig sein werde, und beschleunigte seinen Marsch, weil er erkannte, daß der Kampf entweder die Folge einer Unvorsichtigkeit oder ein Unternehmen sei, dessen wichtige Folgen man nicht berechnet hatte. Die Sache verhielt sich in der That so. Der Befehlshaber der Besatzung, General Windham, hatte es gewagt, mit drei Regimentern und einem Handvoll unserer Matrosen einen 20,000 Mann starken Feind anzugreifen, war zurückgeschlagen und seiner Zelte beraubt worden — einer der unglücklichsten Vorgänge im ganzen indischen Feldzuge. Der General hatte Befehl gehabt, nur seinen Posten zu vertheidigen, welcher als Verbindungspunkt für den Obergeneral angesehen wurde, als er sich mit 6 bis 700 Frauen und Kindern und 2000 Verwundeten von Lukhnau zurückzog. General Windham war durch falsche Berichte über die Stärke des Feindes zum Angriffe bewogen worden. Dieser Fehlgriff ließ jedoch keinen Flecken auf dem glänzenden Schilde des tapferen Kriegers zurück, und der Name des „Helden vom Redan," den er sich im Kugelregen in der Krim erworben, hat nichts von seinem Glanze eingebüßt. Sir Colin Campbell säumte nicht, eine

blutige Rache zu nehmen; die besten Truppen des Feindes, z. B. die Truppen von Gwalior, wurden gänzlich geschlagen, 30 Kanonen und eine Menge Gepäck u. s. w. erobert. General Windham wurde auf einen anderen Posten versetzt, aber ich sah deutlich aus den Berichten des Obergenerals, daß dieser ihm alle Gerechtigkeit widerfahren ließ und das Geschehene nur der schwierigen Lage, in der er sich befunden, zugeschrieben wissen wollte.

Mein Pferd, welches einige Tage vor mir von Allahabad abgegangen war, erwartete mich schon in Cahnpur, und ich benutzte es sofort zu einigen Ausflügen in Stadt und Umgegend, an denen sich mehrere meiner Kameraden betheiligten. Das Erste, was meine lebhafte Theilnahme erweckte, waren die Trümmer des sogenannten Hospitals. Wir mußten, um dahin zu kommen, eine weite Ebene durchreiten, auf welcher alle Wohnhäuser in Schutthaufen verwandelt waren. Die Mauern des Hospitals waren von Kanonenkugeln durchlöchert und das Dach zum Theil eingestürzt — und in diesem Hause, das nur mit wenigen elenden Schanzen versehen war, hatte sich General Wheeler mit 600 Europäern, von denen die Hälfte aus Frauen und Kindern bestand, 3 Wochen lang gegen die täglichen Angriffe eines 20,000 Mann starken Feindes vertheidigt. Wenn man bedenkt, daß die Unglücklichen nach dem Einsturze des Daches den senkrechten Strahlen der indischen Sonne ausgesetzt waren, nur einen Brunnen mit trinkbarem Wasser hatten, welches deshalb tropfenweise vertheilt wurde, und dabei fortwährend das mörderische Feuer und die Angriffe des Feindes auszuhalten hatten, so kann man sich von der verzweiflungsvollen Lage einen Begriff machen, in welcher diese Unglücklichen sich befanden, obschon der britische Muth davon noch immer nicht zusammenbrach.

Man hat den Aufstand in Cahnpur die traurige Frucht eines irregeleiteten Unabhängigkeitstriebes genannt; ich glaube jedoch, daß man der Wahrheit näher kommt, wenn man denselben als eine vereinzelte Handlung bezeichnet, die, unter der Maske des Ringens nach Volksfreiheit, von Raub- und Rachgier begangen wurde, welche einen mächtigen

Bundesgenossen in dem religiösen Fanatismus gefunden hatten. An der Spitze der Empörer stand ein Mann, welcher dazu geschaffen schien, die Rolle eines bösen Geistes in einem solchen Trauerspiele zu übernehmen. Sein Charakter war wie das indische Gras, welches um so weicher wird, je mehr man es tritt; — wie eine vergiftete Quelle, auf der Oberfläche spiegelklar, auf ihrem Grunde aber ein bodenloser Morast. Man konnte auf ihn das Wort La Rochefoucauld's anwenden: daß Mancher Gutes im Kleinen thut, um ungestraft das Böse im Großen vollbringen zu können. Ihm war das Vermögen angeboren, die Beute in das Netz zu locken, ehe Andere sie mit der Lanze erreichen konnten; er verstand es, Nutzen aus der Wahrheit zu ziehen, daß die Zähne, die am schärfsten beißen, nicht zu sehen sind. Er wußte Aufsehen und Bewunderung zu erregen und seine Reden zu überzuckern, die dann von der Leichtgläubigkeit verschluckt wurden, ohne zu bedenken, daß die süßesten Weine den sauersten Essig liefern. Es wurde ihm jedoch leichter, Andere zu beherrschen, als sich selbst. Der teuflische Grundzug seiner Natur wußte sich immer geltend zu machen, sei es innerhalb des Landes, in welchem er allein den Scepter führte, oder außerhalb desselben, wo er der Verstellung bedurfte, um seinen Zweck zu erreichen. So kleidete er den Haß in den besternten, himmelblauen Mantel der Menschenliebe, den Eigennutz in den glänzenden Harnisch der Vaterlandsliebe und die Heuchelei in den weißen Schleier der Religion, ohne daß Jemand ahnete, welch' verdorbener Kern in dieser glänzenden Hülle versteckt läge.

Der Mann, den ich hier geschildert habe, nannte und schrieb sich selbst nur Nena, welchem Namen gewöhnlich von Anderen das Wort Sahib hinzugefügt wird, was Herr bedeutet. Die Angaben über seine Geburt sind sehr verschieden. Ein deutscher und mehrere englische Schriftsteller sagen, daß der letzte Peischwa (Fürst, Regent der Mahratten) Bajee Row (Bedschee Rau) den noch sehr jungen Nena an Kindes statt angenommen habe, eine Behauptung, welcher ich nicht beipflichten kann, da dieser Adoptivsohn Dhündo Punt hieß. Von den

Nachrichten, welche ich in Indien über seine Persönlichkeit sammelte, stimmen mehrere dahin überein, daß Nena der älteste Sohn des Ex-Peischwa Soubardar Ramehunder Punt sei, daß der Knabe ohne jede Aufsicht, gleich einer wilden Pflanze, aufgewachsen und daß die bösen Keime bald zur vollen Entwickelung gekommen seien. Dem möge sein, wie es wolle, gewiß ist, daß Nena noch bei Lebzeiten seines Vaters sehr schlecht bei den englischen Behörden angeschrieben stand, und daß Oberst Manson ihn öffentlich des Verbrechens der Fälschung anklagte, was aber wegen Mangel an hinreichendem Beweise keine weiteren Folgen hatte. Als Nena später durch seinen hochgeachteten, einflußreichen Vater um das Commando der in Gwalior liegenden Cavalerie anhielt, wurde dies Gesuch abgeschlagen. Nach dem Tode des Vaters zeigte Nena zwei Testamente vor, das eine in englischer, das andere in mahrattischer Sprache geschrieben, kraft deren er den Besitz des ganzen Nachlasses beanspruchte. Diese Schriftstücken wurden aber für falsch erklärt und Nena dazu verurtheilt, das Vermögen mit seinen beiden Brüdern zu theilen.

Es ist wahrscheinlich, daß diese für ihn sehr unangenehmen Vorgänge den ersten Grund zu seinem glühenden Hasse gegen die Engländer gelegt haben. Obgleich er bei mehreren Gelegenheiten diese feindlichen Gesinnungen an den Tag legte, achtete man doch so wenig darauf, daß man ihn ferner im Besitze seiner ansehnlichen Waffenvorräthe ließ und ihm gestattete, sich mit einer kleinen einheimischen Armee zu umgeben, welche er selbst ausrüstete und besoldete. Man gefiel sich in der Vorstellung, daß Nena die Rolle des Mißvergnügten mit der Regierung nur zum Scheine spiele, um das Mißtrauen seiner Landsleute zu ersticken; ja, angesehene Engländer waren häufige Gäste auf seinem prachtvollen Schlosse Bithur, wo sie sich mit Jagd und Fischerei die Zeit auf die angenehmste Art vertrieben. Man erzählt sogar, daß Englands Töchter von der stattlichen Figur und dem ritterlichen Wesen dieses Hindu bezaubert, und einige von ihnen sogar so schwach gewesen sind, ihm Freiheiten zu gestatten, die sie keinem Anderen in ihrer Gegenwart nur

anzudeuten erlaubt haben würden. Verschiedene billets-doux, die man unter seinen Papieren fand, haben die Wahrheit dieser Thatsachen bestätigt. Kurz vor dem Ausbruche der Unruhen gab Nena auf seinem Schlosse ein glänzendes Fest, welches eigens dazu scheint veranstaltet gewesen zu sein, die Personen auszuwählen, die zuerst seinen mörderischen Plänen zum Opfer fallen sollten; und die Lady, welche bei jenem Feste als Königin strahlte — endete als Favoritsultanin in seinem Harem. — —

Ich habe in den vorhergehenden Blättern erwähnt, daß die kleine Besatzung am 27. Juni das Hospitalgebäude verließ, nachdem General Wheeler am Tage vorher von Nena die eidliche Versicherung erhalten hatte, daß er ihn unbehindert mit den Seinen längs des Ganges nach Allahabad ziehen lassen würde. General Wheeler, obwohl selbst verwundet, würde wahrscheinlich nie unterhandelt haben, wenn er nicht so viele Frauen und Kinder zu beschützen gehabt hätte. Ein Versuch, die feindlichen Massen mit dem Schwerte in der Hand zu durchbrechen, war nicht denkbar, ohne die Wehrlosen einem sicheren Märtyrertode auszusetzen, wozu sein Herz zu fühlend und zu ritterlich war.

Was nun das dem General Wheeler gegebene und später so schändlich gebrochene Ehrenwort betrifft, so glaube ich, daß man die Berichte darüber nicht so buchstäblich nehmen darf, d. h. so wie man sie in den englischen Zeitungen und in Büchern, deren Verfasser ihr Urtheil und ihre Sachkenntniß aus ebengenannten Quellen geschöpft haben, las. Ganz Indien kann bezeugen, daß Nena Sahib's Name hinreichend entehrt war, und daß es nicht noch weiterer Niederträchtigkeiten bedurft hätte, ihn für Zeit und Ewigkeit zu brandmarken. Dennoch hat man versucht, ihn in noch schlechterem Lichte zu zeigen, indem man ihm diesen Treubruch aufgebürdet hat. So sagt z. B. Herr Venedey*) in seinen Schilderungen des englischen Ostindien, daß Nena dem General Wheeler die feierlichsten Versicherungen gegeben und ge-

*) Auch der Missionair Alexander Duff stimmt hiermit überein.

sagt habe: „Zieht mit allen Euren Leuten nach Allahabad; ich selbst will Euch die Fahrzeuge dazu liefern, und Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß ich mein Wort halte;“ worauf General Wheeler antwortete: „Beschwört dies nach den Gebräuchen Eurer Religion; ich schwöre auf die Bibel, daß ich diese Verschanzungen räumen will.“ Nena leistete hierauf den Eid, beschwur Alles, was der General verlangte, und fügte hinzu: „Gott verurtheile, Gott strafe mich, wenn ich mein Wort breche. Verlaßt Euch auf mich, ich will Euch nicht hintergehen!“ — Er ließ nun eine kleine Flotte von 20 Barken bereit machen und den General davon benachrichtigen, mit der Bemerkung: „Um 8 Uhr sollt ihr Euch fertig halten, die Verschanzungen zu verlassen, und um 10 Uhr ein Frühstück am Bord einnehmen; ich lade Euch dazu ein!“ — Am folgenden Morgen (den 26. Juni) fanden sich die Boten Nena Sahib's um 7 Uhr vor den Verschanzungen ein und riefen: „Geht nun an Bord, es ist Alles bereit!“ Die Frauen und Kinder wurden auf Elephanten an den Strand geschafft; die Männer bildeten die bewaffnete Bedeckung, und Alles kam glücklich an Bord. Hier fand man sogar das versprochene Frühstück vor, dem man nach so langem Fasten tapfer zusprach. Da blitzte es am jenseitigen Ufer auf und ein Hagel von Kartätschen überschüttete sie aus Kanonen, die ihnen bis jetzt verborgen geblieben waren. Die eine der Barken gerieth in Brand, die anderen wurden von den Kugeln durchlöchert. Alle, die nicht verwundet waren, sprangen in das Wasser, wo sie von den Sipoys wie die Enten gejagt wurden; die Berittenen stürzten sich mit den Pferden in den Strom und hieben Alles nieder, was ihnen vor die Klinge kam.

So weit Herr Venedey. Dagegen tritt aber Mrs. Hornsteett auf, eine der Wenigen, welche aus dem Blutbade gerettet worden sind, indem sie sagt: „Man versichert in Europa, daß Nena sein dem General Wheeler gegebenes Wort gebrochen habe, aber dies beruht auf einem Irrthume. Wir fielen wohl einem Mißverständnisse, aber keinem Meineide zum Opfer. Ich habe dies während der 10 Tage, die ich als

Gefangene in der Nähe Nena's zubrachte, oftmals wiederholen hören. Es scheint, als ob man Kunde davon erhalten hatte, daß General Havelock zum Entsatze herbeieile und nur noch in der Entfernung eines Tagemarsches von Cahnpur stehe, obgleich er in Wirklichkeit noch nicht so weit vorgerückt war; das war auch der Grund, weshalb Nena sich beeilte, auf den Vorschlag des Generals einzugehen, um dadurch dem Stolze der englischen Armee einen Stoß zu versetzen. Da geschah es — man hat nicht erfahren, wie — daß, während unsere Böte vom Lande abstießen, ein Pulverfaß, welches im Hospital zurückgeblieben war, aufflog, wobei einige geladene Schießwaffen, die in seiner Nähe standen, sich entluden. Die Hindu erschraken, glaubten die Kanonen General Havelock's zu hören, und meinten, daß General Wheeler einige seiner Leute zurückgelassen habe, um Vortheil aus der Nähe der englischen Armee zu ziehen und die Capitulation für ungültig zu erklären. Deshalb erhielt die Batterie am westlichen Ufer Befehl, die kleine Flottille zusammen zu schießen, deshalb wuchs auch die wilde Raserei der Sipoys und des Volkes, und deshalb entstand das Blutbad, dem Nena Sahib selbst Einhalt that, als er die wirkliche Lage der Dinge erfuhr. Ja, ich betheure, daß Niemand dem Tode entgangen wäre, wenn der mächtige Häuptling nicht plötzlich erschienen wäre. Er kam an der Spitze eines glänzenden Stabes dahergesprengt, und es bedurfte nur eines Winkes von seiner Hand, um die Säbel und Dolche sofort in die Scheiden zurückzubringen. Darauf ertheilte er Befehle an seine Officiere, und ich erhob mich dankbar von meinen Knieen, denn ich hatte Worte gehört, die noch einmal das Licht der Hoffnung in meinem Herzen entzündet hatten." —

Es würde eine Lücke in der Geschichte ausgefüllt haben, wenn Mrs. Hornsteett das Nachspiel zu den Greuelsceenen etwas schärfer beleuchtet hätte, in denen ihre eigene Tochter vor ihren Augen auf die schimpflichste Weise ermordet und ihr Sohn mit einem Bajonnet an die Wand gespießt wurde; wenn sie gesagt hätte, auf wessen Befehl die gefangenen Frauen und Kinder beim zweiten Blutbade gemordet

wurden. Sie erklärt, daß Nena Sahib persönlich zugegen war; — darf auch hier ihre Angabe, „daß seine Macht über die Sipoys nicht allgemein anerkannt, sein Wille nicht Allen Gesetz war," ihm zur Entschuldigung dienen?

Als ich das sogenannte Schlachthaus besuchte, sah man an den Wänden noch die Mahnungen zur Rache, welche die Märtyrer während der Metzelei an dieselben geschrieben hatten. Meine englischen Begleiter lasen diese Sterberunen mit tiefem Schweigen und starren Blicken. — Später zeigte man uns den Brunnen, welcher mit Todten und Halbtodten angefüllt gewesen war.

Viele dieser erschütternden Scenen hätten vermieden werden können, wenn die englischen Behörden wachsamer gewesen und mit mehr Vorsicht und Entschlossenheit zu Werke gegangen wären. So unterließ es der befehlende General in Dînapur z. B., die drei einheimischen Regimenter zu entwaffnen, obgleich man ihn auf die Nothwendigkeit dieses Schrittes aufmerksam gemacht hatte, und bat statt dessen um Verhaltungsregeln. — Als dieselben ankamen, waren alle drei Regimenter mit Waffen und Munition abgezogen, um die umliegende Gegend zu verheeren.

Ein merkwürdiges Actenstück ist der von Nena Sahib gleich nach der Eroberung von Delhi erlassene Aufruf; er lautet wie folgt: „Landsleute! Mit Gottes Güte und dem Glücke des Kaisers ist es unseren frommen, weisen und ihrer Religion treu ergebenen Truppen gelungen, die Christen in Delhi, Pûnah, Satara und anderen Orten, so wie die 5000 europäischen Soldaten, welche sich verkleidet in erstgenannter Stadt aufhielten, in die Hölle zu schicken! Da nun an diesen Plätzen keine Spur von Feinden mehr sichtbar ist, so wird jeder echte Hindu aufgefordert, mit uns an der allgemeinen Freude theilzunehmen, dieses Ungeziefer los zu sein, und sich uns anzuschließen, das Werk der Befreiung fortzusetzen!"

Ein aufgefangener Brief der Sipoys in Delhi und Aude an die entwaffnete Brigade in Barakpur athmet dieselbe Unversöhnlichkeit:

„Seid gegrüßt, Ihr Krieger! Wir erwarteten Großes von Euch, die Ihr der Kern der Armee seid, aber Ihr ließet Euch Eure Waffen nehmen ohne Kampf. Es ist jedoch nicht zu spät, das verlorene Ansehen wiederzugewinnen, wenn Ihr auch keine Waffen habt. Erhebt Euch, und der Gott Ram wird Euch geben, was Ihr braucht. Ihr werdet monatlich 12 Rupien und außerdem 200 Bighas (ungefähr 70 engl. Acker) Landes bekommen. Der König in Delhi hat befohlen, daß keine Kühe mehr getödtet werden sollen. Er schickt Euch Grüße und läßt Euch sagen, daß der Feind außerhalb der Stadt 10,000 Mann stark ist. Nachdem wir dieselben vernichtet haben, gehen wir nach Calcutta, um zu sehen, ob die Feringhis (Fremden) noch ferner Muth haben, gegen uns zu kämpfen!" —

Cahnpur ist eine bedeutende Militairstation, 108 schwedische Meilen von Calcutta und 10 Meilen von Lukhnau entfernt. Die Stadt zählt 120,000 Einwohner, ist wohl gebaut, liegt in ungesunder Gegend und treibt ansehnlichen Handel. Ich hatte nicht Zeit, sie näher in Augenschein zu nehmen, denn schon am Abend des 23. erhielten wir den Befehl, weiter nach Norden zu marschiren.

Zwölftes Capitel.

Der Marsch von Cahnpur nach Kálá Nadi. — Ein Brief aus der Heimath. — Die Weihnachtsfeier im Lager.

Am Morgen des 24. December 1857 verließen wir Cahnpur. Unser Armeecorps, mit dem Obergeneral an der Spitze, bestand ungefähr aus 6000 Mann und gewährte mit seinen ausgedehnten Flanken, seiner kriegerischen Haltung und guten Ausrüstung einen Achtung gebietenden Anblick. Der Plan war, gerade auf Furukhabád loszugehen. Ein Nabob hatte sich daselbst zum Könige ausrufen lassen, die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt und seinen Truppen befohlen, alle Engländer in der Stadt und Umgegend durch Feuer und Schwert zu vertilgen. Es war aber nicht nur Absicht, dort das Vergeltungsrecht zu üben und die verlorenen Punkte wieder zu nehmen, sondern daselbst auch eine Vertrauen einflößende Truppenmacht zusammen zu ziehen und mit derselben nach Lukhnau zu marschiren, wohin sich mehrere zersprengte feindliche Haufen zurückgezogen und dort festgesetzt hatten.

Da der Aufbruch einer Armee und die Marschordnung in Indien so verschieden von der Art sind, wie diese bei uns bewerkstelligt werden, will ich es versuchen, den ersten Tag mit seinen Begebenheiten möglichst kurz zu schildern.

Um 5 Uhr Morgens erscholl der erste Trompetenstoß, welcher das Zeichen zum Aufstehen gab; eine Viertelstunde später der zweite, zum Abbrechen und Aufrollen der Zelte, und um 5½ Uhr ein drittes Signal, welches sämmtliche Regimenter auf ihre betreffenden Paradeplätze rief, um den am Abend vorher gegebenen Befehlen gemäß auszurücken.

In dieser halben Stunde hatten wir kaum die Zeit, uns anzukleiden, eine Tasse Thee zu trinken und danach zu sehen, daß unsere Sachen ordentlich in die zu diesem Zwecke angefertigten zinnernen Kästen gepackt würden, worauf sie den Dienern übergeben und dann von diesen mit anderem Gepäcke, wie z. B. Zelt, Stuhl, Tisch u. s. w., auf den Rücken der Elephanten oder Kameele befestigt wurden. Die Mehrzahl versäumte nicht, sich mit einer Art Hängematte aus geflochtenem Tauwerk zu versehen, die man Tschárpáe nannte und beim Gebrauche über 4 Pfähle hing. Man vermied auf diese Weise, mit den Tausenden von Thieren in Berührung zu kommen, welche auf der Erde umherkrochen und von denen die meisten mit den Hindu wetteiferten, ihren Durst in unserem Blute zu löschen. Wir entkleideten uns jedoch selten, wenn wir diese Lagerstätte einnahmen, ja, es geschah nicht selten, daß wir vor Ermüdung auf dieselbe hinsanken und einschliefen, ohne die Degenkoppel gelöst oder die scharfgeladenen Revolver abgelegt zu haben. — Außer den Dienern, welche ich früher aufzählte, hatte noch jeder Officier einen Kameeltreiber, Untvola genannt, zwei Lascaren und Calassier, welche das Zelt aufschlugen und abbrachen und die Zeltstricke und Pflöcke in Ordnung hielten u. s. w. Wir waren drei zu einem Elephanten, und folglich gehörte dessen Wärter oder Hathé-vola ebenfalls zu unserem Dienstpersonale und mußte besoldet werden. — Ehe wir in die Reihen traten, wurden Hunderte von Feuern angezündet, worin Alles, was nicht gebraucht oder mit fortgenommen werden konnte, verbrannt wurde.

Unsere Artillerie war durchaus nicht unbedeutend; sie bestand aus 10 Stück schweren 24pfündigen Kanonen, 2 Haubitzen und unseren kleinen Landungskanonen — einem 24Pfünder und einem 12-Pfünder — welche wir von dem Shannon mitgenommen hatten. Die ersteren hatten ein Gespann von 13 — 15 Paar Ochsen. Jede Kanone hatte ihren Wagen, welcher mit Kugeln und Pulver beladen und von 4 bis 6 Paar Ochsen gezogen wurde, und jedes Paar Ochsen seinen Treiber, welcher auf dem Joche saß, und zwar das Gesicht der

Kanone zugewandt, fortwährend die Peitsche schwang und darauf bedacht war, die etwaigen Befehle des betreffenden Officiers sofort auszuführen, um das Umwerfen oder ähnliche Störungen im Zuge zu vermeiden.

Die Marschordnung richtete sich nach der Beschaffenheit des Bodens. Zu beiden Seiten wurden Abtheilungen ausgeschickt, um die Flanken zu decken und die Gegend zu recognosciren. Die Patrouillen von der Vor- zu der Nachhut hatten dieselbe Aufgabe. Die Artillerie bildete die Mitte und der Troß nahm die Seiten des Weges ein. Auf der einen Seite desselben gingen die D'húli-volas, welche die Kranken in den sogenannten D'húlis trugen, einer Art tragbarer Betten, welche aus einer der oben beschriebenen Tschárpáes und einer Matrazze bestanden, über die ein Dach von Zeug, mit Seitenwänden versehen, befestigt war, um Sonne und Staub abzuhalten. Die Cavalerie war in ungleiche Colonnen getheilt; die stärksten Abtheilungen bildeten meist die Vorhut und den Nachtrab der Armee.

Unser erster Marschtag war für mich der beschwerlichste des ganzen Feldzuges; wahrscheinlich weil ich es noch nicht gewohnt war, in diesem Clima zu marschiren. Wir waren nicht weit gegangen, als wir auch schon im buchstäblichen Sinne des Wortes gebraten und mit einer dicken Staubdecke belegt waren. Ein Soldat nach dem anderen fiel vor Mattigkeit nieder und mußte ohnmächtig nach den Gepäckwagen gebracht werden; an den Pferden lief der Schweiß herab, und die Reiter hingen halb todt auf denselben und waren unfähig, die Zügel zu halten. Die eben noch so muntere Stimmung war verschwunden; die Gespräche verstummten und Jeder überließ sich seinen trüben Gedanken über den möglichen Ausgang eines Unternehmens, welches unter so düsteren Vorzeichen begann.

Ich selbst war so vergnügt gewesen, Cahnpur zu verlassen, und wurde nun der tiefsten Schwermuth zum Raube. Zum ersten und letzten Male zweifelte ich an einem glücklichen Ausgange, und ich muß bekennen, daß sich mehrmals der Wunsch in mir regte, daß ich nie dies Land betreten hätte. Ich fühlte mit Angst, wie meine Pulse immer

wilder jagten, wie die Zunge an dem trockenen, heißen Gaumen klebte, und Alles in mir das Nahen eines starken Fiebers verkündete. Ein Glas Rum erfrischte mich für einen Augenblick, aber bald war der Zustand wieder derselbe. Endlich war es mir unmöglich, mich weiter fortzuschleppen, und ich kroch auf einen Kanonenwagen, um mich zu erholen. Ich that dies höchst ungern, erstens weil ich mich schämte, so bald marschunfähig geworden zu sein, und zweitens weil ich wußte, daß Capitain Peel es ungern sah, wenn die Officiere der Mannschaft solche Beispiele der Trägheit und Verweichlichung gaben; er hatte uns noch eben vorher merken lassen, daß er es nicht billige, wenn die Officiere sich ihrer Pferde bedienten. Er selbst war, obgleich oft müde und krank, immer zu Fuße. Nach einer halbstündigen Ruhe war ich vollkommen gestärkt und wieder hergestellt und habe während des ganzen Feldzuges nicht mehr nöthig gehabt, die Reihen auf so jämmerliche Weise zu verlassen und die Gepäckwagen zu belästigen.

Wir legten jeden Tag 2 — 3 schwedische Meilen zurück, wobei dreimal Halt gemacht wurde; die Gewehre wurden zusammengestellt, die Cavalerie saß ab, und ein Jeder griff nach der Feldflasche, um die Kehle „rein zu spülen." Ich hatte gewöhnlich ein Paar Flaschen Thee in meinen Pistolenhalftern, welcher mir das erfrischendste aller Getränke zu sein schien. Etwa eine Stunde, bevor wir den Lagerplatz erreichten, wurde von jedem Corps ein Officier als Quartiermeister abgeschickt, um dem Generalquartiermeister beim Abstecken der Divisionsabtheilungen behülflich zu sein. Wir rückten darauf mit voller Musik ein; jeder Quartiermeister ritt seinem Regimente entgegen, um dasselbe an den bestimmten Platz zu führen. Darauf begann das Aufschlagen der Zelte. Das Zelt des Oberbefehlshabers und das des Stabes waren der Mittelpunkt, von welchem aus die verschiedenen Divisionen nach der Nummer längs der Zeltstraße lagen. Die Zelte der Divisions- und Brigadegenerale befanden sich wiederum in der Mitte ihrer betreffenden Abtheilungen; die Officierszelte bildeten die mittlere Reihe, in welcher das des commandirenden Officiers in gleichmäßiger Entfer-

nung von beiden Flügeln stand. Demselben gegenüber lag das Wachtzelt, hinter den Officierszelten das Hospital und hinter diesem befanden sich die Plätze für die Lastthiere und die Quartiere ihrer Wärter. — Das Gepäck ließ oft stundenlang auf sich warten und setzte unsere Geduld auf eine harte Probe. Es war verzeihlich, daß wir in solchem Zustande von Ermüdung, bestäubt und beschmutzt, uns nach den Dienern mit den Spülgefäßen und nach reiner Wäsche sehnten. Unsere Blicke schweiften immer nach der Richtung, woher der ersehnte Troß kommen sollte; — endlich wirbelten zwei Staubwolken am Horizonte empor; — zuerst traten die hochgetragenen Hälse der Kameele daraus hervor, darauf die Elephanten, die ihren Rüssel in fortwährender Bewegung hielten; — nun erkannten wir auch unsere braunen Diener, und aller Aerger verschwand; es währte nicht lange, so war unser innerer und äußerer Mensch verwandelt und alle Mühe und Anstrengung des Tages vergessen.

Der Lieutenant, welchem während des Marsches die Beaufsichtigung der Artillerie oblag, hatte bei der Ankunft im Lager eine schwierige Aufgabe, welche darin bestand, den Artilleriepark nach der Vorschrift Capitain Peel's zu ordnen, was sich bei der Beschaffenheit des Bodens oft nicht ohne Gefahr bewerkstelligen ließ. Er verlangte nämlich, daß alle Kanonen in einer Linie, und hinter jeder ihr Munitionswagen, aufgefahren würden. Oefters fiel mir das Loos zu, diese schwere Aufgabe zu vollführen, und ich begreife jetzt noch nicht, daß nicht mehr Unglück dabei geschah. Es war nicht leicht, mit erschöpften oder halbwilden Ochsen, deren Treibern man sich nur zur Noth verständlich machen konnte, über breite und tiefe Gräben, Steingerölle und Hügel zu kommen; oft riß mir die Geduld, wenn ich die Thiere stürzen oder im Lehm festsitzen sah, wenn sie sich brüllend auf dem Boden wälzten oder, von Insecten gestochen, Reißaus nahmen, wobei das starke Geschirr wie Spinngewebe zerriß, u. s. w. Aber der Wille des Befehlshabers war Gesetz; — wer hätte dagegen Einspruch erheben wollen? Was geschehen sollte, geschah, und man mußte sich damit trösten, seine Pflicht nach Kräften erfüllt zu haben. Waren

die Kanonen aufgestellt, so wurden die Ochsen abgespannt, angebunden und gefüttert; auch die Kameele und Elephanten, welche während dessen ihrer Last entledigt worden waren, wurden auf dieselbe Weise festgebunden (nämlich an einem in die Erde gerammten Pfahl), wobei den Elephanten eine Kette um den Hinterfuß gelegt wurde.

Der Tag hatte freilich auf wenig angenehme Weise begonnen, aber das Ende desselben ließ mich allen Aerger und Verdruß vergessen. Ich hatte auf dem Marsche oft an die Heimath gedacht, an die Bedeutung des Tages und die Weise, wie er daheim begangen würde. Müde und niedergeschlagen suchte ich mein Lager, dankte Gott, daß er mir meinen jugendlichen Muth und meine lichten Hoffnungen erhalten hatte, erinnerte mich der Meinen, die nun im vollen Genusse der Weihnachtsfreude begriffen waren, und sank in die Arme des Schlafes. Da nahm mich der Engel der Träume bei der Hand, führte mich an die heimathliche Küste und zeigte mir, wie in prunkenden Sälen und in der bescheidensten Hütte die Weihnachtskerzen angezündet wurden, den Jubel der Kleinen und die stille Freude der Eltern — aber kaum waren diese lieblichen Bilder vor mir aufgerollt, als ich von barscher Stimme meinen Namen rufen hörte und mich von einer Hand berührt fühlte, die mich wie mit Eisen packte. Ich glaubte nicht anders, als daß wir vom Feinde überrumpelt seien, fuhr in die Höhe, griff nach den Waffen und wollte aus dem Bette springen, als ich einen alten bärtigen Matrosen vor mir sah, der mich gutmüthig aufforderte, still zu liegen, da er mir nur einen Brief bringen wolle, der so eben mit der Post angekommen sei. Rasch nahm ich denselben, betrachtete die Adresse und sah — daß er aus meinem Vaterlande komme. — Ich habe nie ein ähnliches Gefühl der Rührung und des Entzückens empfunden, was mich am ganzen Körper erzittern ließ. Mit Heißhunger verschlang ich den Inhalt des Schreibens, jede Zeile, jedes Wort hatte die tiefste, die süßeste Bedeutung für mich. Es war ein lieber Freund und Verwandter, welcher mich am Weihnachtsabend mitten im Herzen Indiens aufsuchte und mir in den günstigen Nachrichten von meinen

Angehörigen eine so werthvolle Weihnachtsgabe sandte, wie ich nie eine gleiche empfangen habe!

Nachdem ich meinen Brief so oft durchgelesen hatte, daß ich denselben fast auswendig wußte, legte ich ihn unter mein Kissen und versuchte zu schlafen — aber vergebens. Jetzt erst fiel es mir ein, daß ich für den Abend in das Zelt einiger Kameraden geladen war, um den Weihnachtsabend mit ihnen zu feiern. Bei meinem Eintritte fand ich das Zelt voller Gäste und auf dem Tische einen riesigen Kessel, der eine Bowle vorstellen sollte und mit einem Gebräu gefüllt war, das als Punsch bezeichnet wurde. Der Wirth ergriff zuerst das Glas und forderte uns auf, die Gesundheit der Königin zu trinken — ein Gebrauch, der sich bei allen Trinkgelagen wiederholt.

Das einfache Wort Queen scheint von zauberischer Wirkung auf alle Engländer zu sein und wird immer mit Ehrfurcht ausgesprochen, weniger vielleicht, weil dieser Titel augenblicklich von einer in jeder Beziehung ausgezeichneten und hochgeehrten Frau getragen wird, als weil man die jedesmalige regierende Person als Vertreter der Macht und Ehre England's betrachtet. Wenn das Glas auf das Wohl der Königin geleert wird, spricht Jeder das Wort Queen aus, ehe er es an die Lippen führt. Hierauf steht es Jedem frei, beliebige Toaste auszubringen und dieselben mit munteren Liedern zu begleiten. — Die Heiterkeit der Gesellschaft stieg in dem Verhältnisse, wie der Inhalt der aus dem Stegreife bereiteten Bowle abnahm. Die steifen Söhne Albion's hatten alle Feierlichkeit abgelegt und waren im eigentlichen Sinne „lustige Brüder“ geworden, welche darin wetteiferten, Jubel und Freude auf die Spitze zu treiben. Ehe wir spät in der Nacht auseinander gingen, mußte jeder ein Lied zum Besten geben. Als die Reihe an mich kam, stimmte ich ein schwedisches an, welches, obschon es schlecht gesungen wurde und der Text meinen Zuhörern unverständlich blieb, diese dennoch da Capo verlangten — ein Beweis, daß die herrliche Melodie Anklang gefunden hatte!

Da es gegen die Satzungen der englischen Hochkirche streitet, an

Fest- und Feiertagen weltliche Geschäfte zu besorgen, wenn dieselben sich aufschieben lassen, so blieben wir den Weihnachtstag über im Lager, um Gottesdienst zu halten. — Am Nachmittage ritt ich mit einigen jüngeren Officieren in die umliegende Gegend, um einige Hindu-Tempel zu besehen und mich der herrlichen Natur zu erfreuen.

Am folgenden Tage marschirten wir von 6 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags und schlugen das Lager in der Nähe der kleinen Stadt Bûra auf, am Saume eines herrlichen Bananenwaldes, welcher uns zum Vogelconcert in seinen Schatten einlud. Nach eingenommenem Mittagsessen war Capitain Peel so artig, mich mit mehreren Officieren zum Spazierritte einzuladen. Wir eilten an ausgedehnten Baumwoll- und Indigopflanzungen vorbei und erreichten Kanûdsche, eine der ältesten Städte Indiens. Die Ueberreste dieser alten, halb verfallenen Stadt verdienen die größte Aufmerksamkeit und würden dem Alterthumsforscher ein reiches Feld für seine Studien gewährt haben. Wir fanden zwischen den eingestürzten Mauern sehr gut erhaltene Götzenbilder und Wandmalereien, an denen die nur wenig verblichenen Farben dem zerstörenden Einflusse der Zeit auf vermessene Weise getrotzt hatten. Auf dem Heimwege wurde ein Wettrennen oder sogenanntes Cross country ride vorgeschlagen, wobei es querfeldein ging, der Schwede aber als ein Stümper weit zurückblieb und noch dazu den Unfall hatte, daß sein Pferd, als es im Galopp über einen breiten, tiefen Graben setzen sollte, strauchelte und fiel, wobei er selbst kopfüber auf die andere Seite des Grabens geschleudert wurde. In einiger Entfernung vom Lager stießen wir auf einige unserer Matrosen, die sich ohne Urlaub aus demselben entfernt hatten und mit einigen Frauen schön thaten, welche sich vergeblich bemühten, sich den kräftigen Armen derselben zu entwinden. Die Matrosen wurden in ihre Quartiere geschickt und streng bestraft. Man gestattete es überhaupt den Leuten selten, das Lager zu verlassen, theils weil diese Ausflüge oft mit Lebensgefahr verknüpft waren, theils auch, um die Berührung der Soldaten mit der argwöhnischen Bevölkerung zu vermeiden.

Nach einem fünftägigen Marsche wurden wir am 30. December durch die Brigade des Generals Hope verstärkt, welche aus dem 42. und 93. schottischen und 53. englischen Linienregimente bestand. Diese Brigade hatte einen Zug von Cahnpur nach Bithur unternommen und stieß deshalb erst am Abend zu uns, als wir bereits das Lager bezogen hatten.

Während des Marsches wurden mehrfach Abtheilungen abgeschickt, um die befestigten Dörfer zu nehmen und sie von Aufständischen zu reinigen, was nicht schwer hielt, denn gewöhnlich entfloh die feindliche Schaar, wenn unsere Truppen sich zeigten. So geschah es nicht selten, daß wir unser Lager an einem Orte aufschlugen, den die Hindu so eben verlassen hatten.

Die Hauptarmee unter der Anführung des General Sir Colin Campbell bestand außer den englischen Truppen aus der Cavalerie und Infanterie des Sikhs, der Infanterie des Pandschâb und den berittenen Freicorps, welche von Privatpersonen ausgerüstet waren. Alle diese Truppenkörper hatten englische Officiere und einheimische Unterofficiere. Am besten von allen nahmen sich ohne Widerrede die Sikhs aus. große, starkgebaute Leute mit langem, schwarzem, glänzendem Barte, gelbbrauner Gesichtsfarbe, dunklen Augen, die lebhaft und klug aus den buschigen Brauen hervorblickten, mit immer entblößter, hochgewölbter, stark behaarter Brust, breiten Schultern und einer würdevollen, Achtung gebietenden Haltung. Wenn es galt, einzuhauen, stürzten sie wie eine Lawine auf den Feind und zerdrückten ihn mit ihrer herkulischen Kraft; galt es, zu plündern, waren sie die ersten und letzten am Platze. Die Pandschâbs waren von kleinerem Wuchse, aber sehr gelenkig und gewandt und legten bei mehreren Gelegenheiten Proben des wildesten Muthes und der größten Todesverachtung ab. Sie waren nächst den Schotten — mit denen sich keine Soldaten der Welt messen können — am stärksten im Bajonnetangriffe. Halb Schakal, halb Raubvogel, brach der Pandschâb hervor, sprang über die Waffen des Feindes weg in seine Reihen und begann die Blutarbeit

mit einer Kunstfertigkeit, welche zeigte, daß er das Handwerk aus dem Grunde studirt hatte und mit Leidenschaft betrieb. Unter den Freischaaren zeichnete sich das sogenannte Hodson's Corps am meisten aus; es bestand aus Angehörigen verschiedener Stämme und war von seinem Anführer, Capitain Hodson, geworben und eingeübt worden. Es war derselbe Capitain Hodson, welcher mit seiner Schaar den König von Delhi gefangen nahm und dessen Söhne und zahlreiche Begleitung niedersäbelte. — Ich sollte bald darauf in persönliche Beziehungen zu diesem jungen, liebenswürdigen Husarenführer kommen und Zeuge sein von seinem Muthe im Kampfe und von seiner Tapferkeit bei dem Sturme, bei welchem er auf Wällen von feindlichen Leichen den Heltentod fand.

Am 30. und 31. December hörten wir auf unserem Marsche eine Kanonade in der Gegend von Futtighure. Am folgenden Tage wurde eine Brigadedivision von der Hauptarmee abgeschickt, mit dem Befehle, am Kálá Nadí (dem schwarzen Flusse) Stellung zu nehmen. Nach Aussage der Spione hatte der Feind die Brücke über denselben zerstört, sich am jenseitigen Ufer in bedeutender Stärke zusammengezogen und die 3 Meilen entfernten Städte Futtighure und Furukhabád besetzt. Der Befehl über diese Brigade war dem General Adrian Hope übertragen worden; sie bestand aus seinen schottischen Regimentern und einem Theile der Seebrigade mit 2 Kanonen und einer Haubitze. Die ganze Truppe belief sich auf 2000 Mann, und zu den Officieren, welche befehligt waren, sich an diesem Unternehmen zu betheiligen, gehörte auch ich. Somit war der ersehnte Tag endlich angebrochen, an welchem ich dem Feinde entgegen treten und mich des ehrenvollen Auftrags würdig zeigen sollte, unter der stolzen, sieggewohnten Fahne Albion's zu kämpfen.

Dreizehntes Capitel.

Vorwort zur zweiten Abtheilung. — Die Schlacht am Kálá Nadi. — Die Flucht des Nabob. — Ankunft in Furukhabád.

Der Leser wird es mir gestatten, der zweiten Abtheilung meines Werkes einige Worte vorauszuschicken, welche den Zweck haben, ihn von dem Inhalte derselben in Kenntniß zu setzen. Im ersten Theile hatte ich mir die Aufgabe gestellt, eine möglichst kurzgefaßte Beschreibung der Länder zu geben, durch die mein Weg mich führte, und der fremden Völkerstämme, in deren Mitte ich längere oder kürzere Zeit verweilte. In dieser zweiten Abtheilung werde ich mich dagegen besonders mit den Vorgängen des indischen Krieges beschäftigen, an welchen ich selbst Theil genommen habe, und deshalb im Stande bin, eine getreue Schilderung derselben zu entwerfen.

Es sind freilich in England verschiedene und ausführliche Darstellungen dieser Begebenheiten veröffentlicht worden, die aber sämmtlich in einem Lager entworfen wurden, in welchem man, aus leicht erklärlichen Gründen, nicht auf neutralem Boden stehen konnte. Als ich in ausländische Dienste trat, ahnete ich nicht, daß ich Augenzeuge so wichtiger Ereignisse werden, und noch weniger, daß ich bei meiner Rückkehr nach Schweden als Schriftsteller auftreten würde. Ja, ich bekenne, daß ich während des ganzen Krieges nie daran gedacht habe, meine Erinnerungen an diese blutigen Scenen aufzuzeichnen. Der strenge Dienst in einem Clima, welches die Nerven erschlaffte und das Blut oft in fieberhafte Wallungen versetzte, gewährt nicht Zeit noch Lust zu irgend einer anderen Beschäftigung. Der Gedanke, was ich in den letzten Jahren gesehen und erlebt hatte, aufzuzeichnen und zu veröffent-

lichen, kam mir zuerst, als ich in Frankreich eine Zeitung nach der anderen voll der entstelltesten, unsinnigsten Berichte über die englischen Operationen in Indien aus der Hand legte. Später, als ich in meinem Vaterlande erfuhr, daß man auch hier von den französischen Journalen getäuscht worden war, reifte dieser Gedanke zum Entschlusse.

Von Allem, was darüber im Drucke erschienen ist, gebe ich William Russel's Aufzeichnungen unbedingt den Vorzug. Sie verrathen ein bedeutendes Schriftstellertalent und einen Mann von gediegenen Kenntnissen, der sich ganz in seinen Stoff hineingedacht und denselben mit besonderem Scharfsinne zu entwickeln gewußt hat. Man bemerkt auf jedem Blatte, daß er die Ereignisse, die er beschreibt, nicht vom Hörensagen kennt, daß die lebendigen Gemälde der Länder und Völker nicht Geburten seiner Einbildungskraft, sondern treu nach der Natur aufgenommen sind, und daß er die Skizzen zu seinen blutigen Schlachtgemälden auf dem Kampfplatze, mitten im Kugelregen, entworfen hat; ich weiß bestimmt, daß dies mehr als einmal geschehen ist.

Ich will hiermit nicht sagen, daß ich unbedingt Alles, was über den indischen Feldzug aus Russel's Feder geflossen ist, unterschreibe; er ist, ebenso wie andere Geschichtschreiber, den menschlichen Schwächen unterworfen; ich benutze aber diese Gelegenheit, ihm öffentlich für den Genuß zu danken, den er mir durch seine Schilderungen jener Ereignisse verschafft hat, welche für mich vom größten Interesse waren. Ich weiß, es wurde in mehreren Kreisen sehr übel aufgenommen, als die „Times" einen Berichterstatter nach der Krim sandte, der sie mit frischen Neuigkeiten und mit Berichten über Alles, was innerhalb des Lagers vorfiel, versorgen sollte. Man wollte in diesem Berichterstatter einen Spion sehen, der die Vorgänge in der Armee und die Handlungen der Befehlenden überwache, — mit einem Worte, der aus der Schule plaudere. Bald jedoch fand man, daß ein solcher „Colporteur" gar nicht so übel sei, weshalb sich auch kein Argwohn weiter kund gab, als William Russel in ähnlichen Aufträgen nach Indien geschickt wurde.

Wir wollen es offen aussprechen: sollen die Zeitereignisse auf dem Gebiete der Weltgeschichte im Gewande der Wahrheit erscheinen, so möge die Gegenwart, vorausgesetzt, daß die Feder von gewissenhaften Personen geführt wird, sie aufzeichnen. Denn wir wissen es ja Alle, welch' großen Einfluß die Zeit auf das Gedächtniß übt; was heute in lebendiger Frische in dem Garten unserer Erinnerung blüht, ist morgen welk und bleich oder leichtsinnig an der Wurzel abgeschnitten.

Es wäre unzweifelhaft ein Gewinn für die Weltgeschichte, wenn die Begebenheiten, welche in die wichtigsten Interessen der Länder und Völker eingreifen, von Denen aufgezeichnet würden, welche entweder die Ereignisse hervorgerufen und Theil an denselben genommen haben, oder befähigt sind, die Ursache und Entwickelung derselben darzustellen. Zwar wäre zu befürchten, daß die Parteilichkeit in solchen Aufzeichnungen Licht und Schatten nach eigenem Gutdünken vertheilen könnte, und das ist eben keine Gespensterfurcht; aber auch angenommen, sie gewänne freieren Spielraum für ihre Bestrebungen, so können wir uns doch immer damit beruhigen, daß ihre Uebertreibungen, sei es in Lob oder Tadel, von der Mitwelt berichtigt werden, ehe sie der Nachwelt als vollgültige Münze hinterbleiben.

Wenn diese Methode der „Times," einer wichtigen Begebenheit in allen Stufen der Entwickelung zu folgen, vor Jahrhunderten angewandt worden wäre oder, richtiger gesagt, hätte angewandt werden können, so hätte man wahrscheinlich in Schweden nicht nöthig gehabt, in die Gräber zu dringen, um die mehr als hundertjährige Ruhe der Todten zu stören*)! — Als William Russel dem Publicum seine Darstel-

*) Beim Tode Carl's XII. verbreitete sich bekanntlich das Gerücht, der König sei nicht durch feindliches Geschoß, sondern von einer meuchelmörderischen Kugel aus seiner nächsten Umgebung gefallen. Um endlich Gewißheit über eine so wichtige Begebenheit zu erlangen, hat man im vorigen Jahre (1860) die Ruhe des erhabenen Todten gestört und eine Besichtigung der königlichen Reste vorgenommen, um aus den Verhältnissen der Schädelverletzung zu folgern, ob dieselbe groß genug sei, von einer Kugel aus dem norwegischen Lager hervorgebracht worden sein zu können. Das Ergebniß dieser Untersuchung hat die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme festgestellt und damit den Verdacht des Mordes von einer hohen Persönlichkeit genommen, die man als den ruchlosen Thäter zu bezeichnen gewagt hatte.

Anmerk. des Uebers.

lung des indischen Krieges vorlegte, las man zwischen den Zeilen eine deutliche Aufforderung an jeden Engländer, der an der Ereignissen Theil genommen hatte, seine etwaigen Irrthümer zu berichtigen. Ein Schriftsteller, der die Tageschronik schreibt, steht so zu sagen unter der polizeilichen Aufsicht der öffentlichen Meinung. Wenn ein solcher Chronist sich leichtsinniger Weise zu Persönlichkeiten verleiten und seine Urtheile von der eigenen kurzsichtigen Leidenschaftlichkeit dictiren läßt, so wird er vom Publicum als Verleumder gebrandmarkt und hat seine Glaubwürdigkeit für immer eingebüßt. Bleibt er dagegen dem Dienste der Wahrheit treu, meidet er die Verführungen, die sich ihm in den Weg stellen, so wird man ihn, wenn nicht früher, doch an seinem Grabe als Zeuge der Wahrheit anerkennen und noch später sich auf sein Zeugniß berufen — eine Ehrenerweisung, welche bedingt, daß er das, was er gesehen und gehört, richtig aufgefaßt und ebenso dargestellt hat.

Ich mache keinen Anspruch auf die Ehre, daß mein Werk jetzt oder später dem Geschichtsforscher von Nutzen sein könnte; aber ich darf meinen Lesern die Versicherung geben, daß Alles, was ich in diesem Theile über den indischen Krieg und meinen Antheil an den Ereignissen berichte, vollkommen mit der Wahrheit übereinstimmt. In meinem Urtheile über Personen und in der Beschreibung der Gegenden kann ich mich so gut irren, wie jeder Andere, aber nicht in der Darstellung von Handlungen und Thatsachen, denen ich von Anfang bis zum Ende beigewohnt habe. Ferner muß ich aufrichtig bekennen, daß ich ungern so oft meine eigene Persönlichkeit erwähnte, da dieselbe eine so höchst untergeordnete blieb; ich glaubte aber, daß ein entgegengesetztes Verfahren diejenigen meiner Leser, welche mich nicht persönlich kennen, auf den Gedanken bringen könnte, daß ich mich in dies geheimnißvolle Dunkel hülle aus Furcht, man werde die großprahlende Eitelkeit auf die Finger klopfen. —

Und nun zu meinem ersten Kampfe: der Schlacht am Kálá Nadi!

Ich habe im vorigen Capitel erzählt, daß wir am 1. Januar 1858 unter dem Befehle des Generals Adrian Hope von der Hauptarmee detachirt wurden. Wir verließen den Grand Trunk Road und schlugen den Weg nach Futtighure ein, welcher bedeutend unbequemer und schlechter war; dennoch erreichten wir am Nachmittage den Kálá Nadí und fanden die Brücke über den Fluß in der That vom Feinde zerstört, sodaß die Truppen nicht hinüber konnten. Es war eine Art Hängebrücke, ungefähr 400 Schritte lang, die auf festen Pfeilern ruhte. Die Hindu hatten die Pfeiler stehen lassen und sich damit begnügt, die Balken und Bretter theils zu verbrennen, theils abzubrechen, wahrscheinlich um bei ihrer Rückkehr das Zerstörte desto rascher wieder herstellen zu können, was sie für hinreichend hielten, unseren Uebergang zu hindern. Man sah, daß dies Werk der Zerstörung mit großer Eile betrieben worden war, da die Balken nur äußerlich verkohlt, im Kerne aber gesund, und die Bretter theils abgehauen und abgesägt, theils abgetragen und in das Wasser geworfen, die eisernen Bestandtheile zwar zerbrochen, aber noch alle vorhanden waren. — Der Feind hatte hier einen großen Fehler begangen; hätte er den dritten Theil der Brücke mit dem Pfeiler von Grund aus zerstört und zwar an der uns zunächst liegenden Seite, so wären wir lange Zeit aufgehalten worden, da der Strom an dieser Seite tief und reißend und die umliegende Gegend arm an Steinen war. Vielleicht hatte er auch nur einen Zusammenstoß mit uns befürchtet und war mehr darauf bedacht gewesen, selbst davon zu kommen, als uns ein Hinderniß in den Weg zu legen, obwohl man den Hindu nicht eben vorwerfen kann, eine Sache halbgethan zu lassen, besonders wenn es sich darum handelte, die Häuser rein zu fegen und ihren Weg durch Verheerung zu bezeichnen.

Gleich nach unserer Ankunft am Kálá Nadí erhielt Lieutenant Vaughan*) die Ordre, seine Kanonen schleunigst so aufzustellen, daß

*) Vaughan war sowohl in der Flotte als hier der erste Officier nächst Capitain Peel. — Letzterer bekleidete jetzt den Rang eines Obersten, Vaughan hatte Majors- und alle Lieutenants Capitains-Rang. Ich bediene mich jedoch der Titel, welche wir im Dienste der Flotte zu führen berechtigt waren.

er die Brücke bestreichen konnte. Der Lieutenant befahl mir, dieselbe zu vollziehen, und wies mir die Stelle an, wo die Geschütze aufgefahren werden sollten. Während ich damit beschäftigt war, rückte ein Artillerieofficier mit seiner Abtheilung heran und erklärte mir, daß er Befehl habe, hier zu wirken, und ich ihm deshalb Platz machen möge. Ich entgegnete, daß ich ebenfalls auf Befehl handle und nicht ohne besondere Ordre von meinem Vorgesetzten zurücktreten würde. Da kam der Adjutant des Generalstabes herangeritten und bestätigte die Aussage des Officiers. Ich ließ mich auch jetzt nicht irre machen und behauptete meinen Platz, als glücklicher Weise der General erschien. Er warf einen prüfenden Blick auf meine Kanonen, sprach sich anerkennend über die Art aus, wie dieselben aufgestellt waren, und bedeutete dem Artillerieofficier, weiter seitwärts zu ziehen, um die Brücke zu flankiren (von der Seite zu beschießen). Diese Entscheidung eines angesehenen Kriegers machte mir große Freude und spornte mich an, alle Kräfte aufzubieten, um mir die Gewogenheit eines solchen Mannes zu erhalten.

Als ich meinen Befehlshaber aufsuchte, um ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen, schenkte auch er meiner Handlungsweise Beifall. Ich frug ihn, ob man Nachricht von der Stellung des Feindes habe, worauf er mir mittheilte, daß man über dieselbe noch im Unklaren sei, aber vermuthe, daß er seinen Rückzug weiter fortsetze.

Während der Zeit hatten unsere Ingenieure ihre Arbeiten zu der Wiederherstellung der Brücke begonnen. Ich begab mich mit mehreren anderen Officieren an das Ufer, um diesen Arbeiten zuzusehen; sie gingen aber langsam und ungeschickt von statten, so daß man deutlich sah, wie ungewohnt sie den Leuten waren, weshalb auch Lieutenant Vaughan vortrat und dem Ingenieurcapitain eine Verstärkung seiner Arbeitskräfte anbot. Dies Anerbieten wurde — freilich mit sichtlichem Mißvergnügen — angenommen und ich mit meiner Mannschaft commandirt, mich den Ingenieuren anzuschließen. Nun kam Leben in das Spiel! Die gewandten Matrosen kletterten wie die Gemsen, um sich auf die Brücke hinaufzuschwingen und Bretter und Balken zu holen,

und gebrauchten ihre Zimmeräxte und Enterbeile mit bewundernswerther Geschicklichkeit. Es war fast unheimlich anzusehen, wie diese Seevögel sich auf dünnen, schwachen Brettern in die reißende Strömung wagten und mittelst Tauen und Seilen an die Brücke „holten." Die Arbeit schritt so schnell vorwärts, daß der versöhnte Capitain mich um die Erlaubniß bat, der Mannschaft einen Extra-Grog geben lassen zu dürfen. — Am folgenden Morgen war die Brücke vollendet.

Es war der Sonnengluth wegen viel angenehmer, den Dienst bei Nacht zu haben, als bei Tage, obwohl ersterer mit Gefahr verbunden war und eine stete Aufmerksamkeit erforderte. Die Hindu wußten mit ihren Luchsaugen und ihrer „feinen Nase" vortrefflichen Nutzen aus der Dunkelheit zu ziehen, weshalb wir auch während der nächtlichen Arbeiten nicht allein die Wachen, sondern auch unsere eigene Aufmerksamkeit auf die Mannschaft verdoppeln mußten.

Wir bemerkten aber bald, daß wir es mit einem wachsamen Feinde zu thun hatten. Nachdem ich mehrmals die Runde am Ufer gemacht hatte, ging ich gegen 4 Uhr in mein Zelt, um der nöthigen Ruhe zu pflegen; aber kaum war ich eingeschlafen, als ich durch Unruhe im Lager geweckt wurde. Ich sprang auf und kleidete mich hastig vor dem Zelte an, als schon Appell geblasen wurde. Ich wußte anfangs nicht, was diesen Alarm veranlaßt hatte, als einige Kanonenkugeln vom jenseitigen Ufer mir denselben erklärten. Ich ließ mir nicht Zeit, mich fertig anzukleiden, sondern stürzte zu meinen Kanonen. Glücklicherweise war die Brücke vollendet, ehe die Hindu ihr Feuer eröffneten, weil sonst die Arbeiten hätten eingestellt werden müssen. Der Feind lag mit 8 bis 10,000 Mann in Futtighure; statt einen Theil seiner Truppen an der Brücke zu lassen, um die Wiederherstellung derselben zu verhindern, sandte er, erst nachdem er Kundschaft von unserem Anzuge erhalten hatte, eine Abtheilung seiner Artillerie mit 3000 Mann an den Kálá Nadi. Es lag außer der Berechnung der Hindu, daß wir die Brückenarbeiten beenden könnten, ehe sie den kurzen Weg bis dahin zurückgelegt hätten. Freilich wäre dies auch nicht der Fall gewesen,

wenn unsere Matrosen nicht mit Hand an das Werk gelegt hätten; — so kann ein unerbetener Rath, der erst als Zudringlichkeit erscheint, doch seine guten Früchte tragen! Ich muß noch bemerken, daß die Mannschaft des Ingenieurcapitains aus jungen, unerfahrenen Rekruten bestand, da die über ganz Indien vertheilten Kerntruppen theils durch Krankheit, theils durch die feindlichen Kugeln größtentheils aufgerieben waren. Es befanden sich jedoch schon neue Ingenieurcorps zum Ersatze von England unterwegs.

Unser Piquet, welches am anderen Ende der Brücke lag und zum 53. Regimente gehörte, beantwortete das Gewehrfeuer des Feindes, während wir die Grüße seiner Kanonen erwiderten. Das Piquet wurde verstärkt, worauf die Tirailleurs der Hindu einen Angriff machten, aber von den Unserigen, welche hinter den Hügeln, Moscheen und Scheuern am jenseitigen Ufer versteckt lagen, mit so wohlgezieltem Feuer empfangen wurden, daß sie es für rathsam hielten, sich in ein naheliegendes Dorf zurückzuziehen, von wo aus sie, im Schutze der Mauern und Wälle, uns beschossen. Als die Verstärkung des Piquets über die Brücke rückte, nahm Lieutenant Vaughan einen 24-Pfünder und eine Haubitze mit hinüber und ließ mich mit meinem 24-Pfünder zurück, um seinen Uebergang über die Brücke zu decken und die beiden Kanonen des Feindes zum Schweigen zu bringen, welche theils die Brücke, theils den Ort, an welchem ich Stellung genommen hatte, bestrichen. Einer der ersten feindlichen Schüsse traf das Rad eines meiner Protzwagen, gerade, als ich die Kanone richtete; die Kugel prallte zurück und flog über meinen Kopf weg; ich bückte mich unwillkürlich, und als ich mich wieder aufrichtete, begegnete ich dem Blicke eines Veteranen, der schon in der Krim mit Ehren gedient hatte, in welchem deutlich zu lesen war: „Wer wollte sich wohl einer solchen wegen bücken!“ — Natürlich nahm ich mir vor, den Soldaten in Zukunft keine Gelegenheit wieder zu geben, mich für nicht schußfest zu halten. — Es ist wunderbar, welche electrische Wirkung die Blicke der Mannschaft auf den Officier ausüben, wenn sie in einem jener entscheidenden Augenblicke an ihm hän-

gen, wo der Sieg von seinem Muthe und seiner Entschlossenheit abhängt. Das Sprichwort, daß Niemand ein Held in den Augen seines Dieners ist, findet nirgend bessere Anwendung, als bei Officieren und Mannschaft; die Soldaten wissen ebensogut wie der Dichter:

„Der Feldherr hat allein noch keine Schlacht gewonnen,
Der Krieger tapfre Schaar hat ihm den Sieg errungen."

So standen die Sachen, als Sir Colin Campbell von der 6 engl. Meilen von uns entfernt liegenden Hauptarmee herangesprengt kam. Er war am Morgen ausgeritten, um die Brückenarbeiten zu besichtigen, ohne zu ahnen, daß es so bald zu einem ernsthaften Treffen kommen würde. Als er aber unterwegs die Kanonade hörte, hatte er seinem Pferde die Sporen gegeben und der Hauptarmee durch seinen Adjutanten den Befehl zum Aufbruche geschickt.

Nun ging eine Abtheilung nach der anderen über den Fluß. Als Sir Colin Campbell zu mir heraufkam, war es mir geglückt, die beiden feindlichen Geschütze, welche besonders die Brücke bedrohten, so ziemlich zum Schweigen zu bringen. Der General hielt sein Pferd dicht vor der Brücke an, um uns seine Zufriedenheit mit unserer Arbeit zu bezeigen, wobei er äußerte: „Es ist Ihnen gelungen, gerade jene hinter den Häusern befindlichen Kanonen zum Schweigen zu bringen, welche uns am meisten zu schaffen machten!" — aber während er sprach, kam eine Kugel daher gesaust, die glücklicher Weise zu hoch gerichtet war. Der General schien jedoch gar nicht zu bemerken, daß er sich in der Schußlinie befand, sondern setzte ruhig sein Gespräch fort und ritt dann weiter. Gleich nach ihm kam Capitain Peel mit seinen Adjutanten, um selbst den Befehl zu übernehmen. Auch er hielt vor der Brücke an; — in sichtlich schlechter Laune, vielleicht auch, um mich gründlich davon zu überzeugen, daß nun er hier das Commando habe, sagte er: „Was soll das heißen, daß die Munitionswagen so nahe bei den Kanonen stehen? Schaffen Sie dieselben weiter weg!" — Während ich mich beeilte, seinem Befehle Folge zu leisten, und das 8. Regiment über die Brücke marschirte, schlug eine Kanonenkugel mit solcher Ge-

walt in dasselbe ein, daß sie fünf Mann tödtete und zwei verwundete; die stärkste Wirkung, welche ich bis dahin von einer Kugel gesehen hatte.

Ich muß hier eines Charakterzuges gedenken, den ich mit größerem Vergnügen aufzeichne, als ein gewonnenes Treffen, da er mir so recht Gelegenheit verschaffte, die angeborene Güte des Menschenherzens zu erkennen. Ich habe freilich nie an ihrem Dasein gezweifelt, sondern sie in jeder, auch der unzugänglichsten, unempfänglichsten Menschenbrust vorausgesetzt — aber dieser Zug hat mir abermals gezeigt, daß es nicht so schlimm um uns Menschen steht, als man uns von gewisser Seite glauben machen will, und daß auch die, welche auf der niedrigsten Stufe der Leiter stehen, die nach dem Tempel der Gesittung hinauf führt, nicht nach ihrer ungeglätteten Außenseite beurtheilt werden dürfen.

Mein treuer Diener hatte in all' diesem Wirrwarr für mich gesorgt; er wußte, daß ich aus dem Lager geeilt war, ohne etwas genossen zu haben, und hielt es daher für nothwendig, mir mein Frühstück zu bringen, woran ich noch nicht gedacht hatte. — Er kam zwischen den Kanonen daher gekrochen, steckte den Kopf hervor und rief, als er mir nahe genug gekommen war: »Capitain Sahib, chá (tschá)!« (Herr Capitain, Thee!) Ich dankte meinem freundlichen Mundschenken, leerte die Flasche in einem Zuge und theilte Fleisch und Brod mit meinen Kanonieren.

Bald darauf erhielt ich Befehl, meine Stellung so zu ändern, daß ich, nachdem die meisten der hier zusammengezogenen Truppen die Brücke überschritten hatten, mit meiner Kanone folgen könne. Dies geschah, doch nicht ohne Gefahr, denn die Brücke schwankte bedeutend und die Bretter hatten sich an mehreren Stellen gelöst. Kaum hatten wir den Fuß an das Land gesetzt, als ich beordert wurde, meine Kanone in gleiche Linie mit denen Lieutenant Vaughan's zu stellen. — Capitain Peel hatte das Commando über die Seebrigade und Sir Colin über die Armeedivision. Ersterer las gerade einem jungen, neugeworbenen Seemanne den Text, der sich hinter einem Hause versteckt

hatte und daselbst in Unthätigkeit gefunden worden war. Die Zurechtweisung schloß mit den Worten, daß man, wenn dergleichen nochmals geschähe, ihn vor die Mündung einer englischen Kanone stellen und seiner Feigheit ein Ende machen würde.

Wir fuhren unsere Kanonen zwischen den drei kleinen Häusern auf, die sich in unserer Nähe befanden, und eröffneten sogleich das Feuer. Es ging heiß her, denn der Feind blieb uns keine Antwort schuldig. Während einer Pause rief Capitain Peel mich zu sich. Wir gingen einander entgegen und waren noch etwa 5 — 6 Ellen von einander entfernt, als eine Kanonenkugel mit solcher Heftigkeit herangeflogen kam, daß ich unwillkürlich stehen blieb. Ich blickte auf meinen Vorgesetzten, um zu sehen, ob er sie der Beachtung werth gehalten habe; — Capitain Peel aber, welcher die Kugel kaum bemerkt zu haben schien, befahl mir nur, alle Small-armed-men (die mit Musketen bewaffneten Kanoniere) zusammenzuziehen.

Es war dies nicht das erste Mal, daß ich Augenzeuge von der Kaltblütigkeit unseres Führers wurde, die übrigens seit dem Feldzuge in der Krim allgemein bekannt war; als dort einst eine Bombe in die Verschanzung schlug, in welcher der Capitain commandirte, ergriff sie dieser eiligst zur großen Bestürzung aller Umstehenden und schleuderte sie über die Brustwehr, wo sie sofort zersprang.

Die Matrosen zu finden, welche hinter den Mauern und Scheuern lagen und keine Ahnung davon hatten, daß sie nun vorwärts sollten, war nicht so leicht. Nachdem ich fast jeden einzeln aufgesucht und meine Colonne gebildet hatte, begab ich mich schleunigst nach der Richtung, in welcher ich Capitain Peel und Lieutenant Vaughan mit seinem 24-Pfünder hatte verschwinden sehen. Ich stieß hier unvermuthet auf meinen Befehlshaber, der mich ziemlich barsch frug, was es bedeuten solle, daß ich so lange ausgeblieben sei? Ich versuchte, ihm die Ursache zu erklären, was aber gar keinen Eindruck auf ihn zu machen schien; er befahl mir nur kurz, ihm mit der Mannschaft zu folgen. Nun begann ein lebhaftes Feuer, die Kugeln pfiffen um uns

her, ohne jedoch großen Verlust unter unserer Mannschaft herbeizuführen. Ich sah zufällig, daß der Pulverwagen meines Kameraden in Gefahr war, sich zu entzünden, und ließ, ohne dazu erhaltenen Befehl, einige meiner Leute mir helfen, denselben weiter wegzubringen, und zwar so, daß er Lieutenant Vaughan näher zur Hand kam. Capitain Peel hatte dies Unternehmen mit angesehen, er winkte mir freundlich seinen Beifall zu und befahl mir, mit der Mannschaft seitwärts von Lieutenant Vaughan vorzurücken, Kette zu formiren und den Angriff auf den Feind zu beginnen, welcher in dem Dorfe, gerade vor uns, hinter den Mauern versteckt lag. Es war besonders die eine der feindlichen Kanonen, welche, etwa 500 Schritte vor der Tirailleurkette, durch ein Haus gedeckt, uns Schaden that. Meine erste Aufgabe bestand nun darin, diesen Feuerschlund zum Schweigen zu bringen. Ich ließ die Matrosen sich in das hohe Gras legen, blieb aber selbst stehen, theils um einen Ueberblick über das Ganze zu haben, theils um meinem Capitain zu beweisen, daß auch ich den Kugeln trotzen könne.

Ich richtetete meine Schüsse auf die feindlichen Tirailleurs und auf die zahlreiche Bedeckung der Kanonen. Man durchschaute mein Vorhaben und änderte die Taktik dahin, daß nur 2 Mann zum Laden und Abfeuern benutzt wurden. Die eine dieser dunklen Gestalten weckte besonders meine Aufmerksamkeit, sowohl durch ihre gewaltigen Umrisse, als auch durch ihre rastlose Thätigkeit. Meines Fernglases mich bedienend, sah ich deutlich den langen Bart und die wilden Gesichtszüge dieses Menschen, der ein Vorgesetzter zu sein schien und somit einen guten Bissen für mich abgab. Ich lud, legte an und schoß. Nachdem wir mehrere Kugeln gewechselt hatten, erreichte ich, was ich wollte; ich sah den tapferen Hindu schwanken und neben der Kanone hinsinken, welche er so treu bedient hatte*).

---

*) Ich benutzte bei dieser Gelegenheit eine der Enfield'schen Spitzkugelbüchsen, die ich schon früher besprochen habe. Diese haben aber neben ihren vielen Vorzügen auch den Fehler, daß sie sehr schnell unrein werden und dann schwer zu laden sind. Wir mußten oft das Schießen einstellen, weil wir die Kugel nicht mehr in den verunreinigten Lauf hineinzwängen konnten. — Seit ich den englischen Dienst verlassen habe, ist jedoch diesem Uebelstande abgeholfen worden.

Das war ein Tod, wie ich ihn liebe! Welches Ende ist wohl schöner, als mit den Waffen in der Hand für die Freiheit des Vaterlandes zu sterben. Es mag sein, daß jenem Hindu der höhere, edlere Begriff dieses Wortes nicht klar war, — aber er fiel auf ein Lager von unverwelklichem Lorbeer, und auf einem solchen muß es sich süß und herrlich schlafen; — das, Ihr Krieger! wollen wir hoffen!

Während ich noch die Wirkung meines Schusses beobachtete, kam Capitain Jones (Freiwilliger und Post-Capitain in der Flotte) und bot mir eine Schachtel voll der schönsten, saftigsten Weintrauben an; man muß selbst so von innen und außen verbrannt gewesen sein, um zu wissen, welche Wohlthat eine solche Erquickung in diesem Augenblicke für mich war, — die beste Belohnung für meinen glücklichen Schuß! — Mit einem Male verdoppelte sich das Feuer des Feindes; die Kugeln regneten auf uns nieder, und die Sonne verkroch sich hinter dem Pulverdampfe. Das Verderben wüthete in unseren Reihen; Sir Colin Campbell und General Grant wurden beide leicht verwundet. Ich sah, wie der Obergeneral getroffen wurde und schwankte, aber von den Umstehenden aufgefangen wurde.

Es war ein niederschlagender, unglückverheißender Anblick, als dieser Unfall unseren Anführer so mitten im Diensteifer betraf! Wie oft ist ein ganzes Unternehmen in Folge eines solchen Ereignisses gescheitert! Der Engländer läßt sich aber nicht so leicht abschrecken; er findet in dergleichen Widerwärtigkeiten einen Sporn zu verdoppelter Kraftanstrengung und rächt seinen Verlust durch neue glänzende Erfolge. Auch hier sollte dies der Fall sein.

Lieutenant Vaughan's 24-Pfünder stand jetzt in gleicher Linie mit der Jägerkette, etwas hinter meinen Leuten, und feuerte auf eine Entfernung von 650 Yards nach derselben Richtung. Ich war Zeuge dreier, dicht aufeinander folgender, ausgezeichnet guter Schüsse, der erste demontirte eine feindliche Kanone gänzlich, sodaß dieselbe zur Erde fiel und die Räder in die Höhe flogen; der dritte traf einen Munitionswagen, welcher mit einem ungeheueren Knalle auf-

flog. Dies großartige Schauspiel rief ein lautes Hurrah auf der ganzen Linie hervor.

Der Feind hatte am anderen Ende des Dorfes einen 18-Pfünder aufgefahren, welcher seine Kartätschen auf unsere Jägerkette und auf meine hinter derselben befindliche Mannschaft schleuderte. Meine Matrosen mußten sich der Länge nach auf die Erde werfen, weil Lieutenant Vaughan, um das Feuer des Feindes zu beantworten, genöthigt war, gerade über unsere Köpfe wegzuschießen. Capitain Peel, welcher mir schon einen Besuch gemacht hatte, trat jetzt wieder in Begleitung einiger Adjutanten zu mir heran. Ich hörte aus dem Gespräche dieser Herren, daß sie zu wissen wünschten, ob sich der Feind zum Rückzuge anschicke, und da ich die beste Gelegenheit gehabt hatte, die Vorgänge drüben im Dorfe zu beobachten, benachrichtigte ich meinen Vorgesetzten, daß der Feind allerdings den Rückzug scheine angetreten zu haben, und daß man, wenn man das Ohr auf die Erde lege, deutlich das Abfahren der Gepäckwagen höre. Auch das abnehmende Kanonen- und Gewehrfeuer und das Brüllen des Viehes, welches jetzt vernommen wurde, schien die Richtigkeit meiner Angabe zu bestätigen. Capitain Peel pflichtete nach einigen Augenblicken meiner Vermuthung bei, worauf er noch einige Worte zu den Stabsofficieren sprach und sich entfernte.

Während dieses kurzen Gespräches wurde einer der Officiere unserer Brigade, Capitain Maxwell, durch eine Musketenkugel oberhalb des Knies schwer verwundet. Er gehörte als Adjutant zu dem Stabe Capitain Peel's und stand dicht neben mir, als er getroffen umsank, worauf er unter den furchtbarsten Schmerzen in einer Dhûlie (einer Art Palankin) fortgetragen wurde.

Sir Colin Campbell war, was man einen „vorsichtigen“ General zu nennen pflegt. Er sah ein, daß er die Mannschaft nicht opfern dürfe, ohne daß es die höchste Nothwendigkeit erheischte, da seine englischen Truppen in Indien schwer — und für den Augenblick gar nicht — zu ersetzen waren. Schon fing man in Calcutta an, seine

Handlungsweise als Feldherr zu tadeln, und dieses Urtheil drang bis nach England; — ja, man ging so weit, seine Klugheit und Entschlossenheit in Zweifel zu ziehen, mußte aber zuletzt seiner überlegenen Taktik und seinem heldenmüthigen Verfahren bei einer der schwersten, gefährlichsten und folgereichsten Aufgaben, die je einem englischen Heerführer anvertraut waren, volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Jeder Pfeil, den der unbefugte Tadel auf den Helden abschoß, prallte mit gebrochener Spitze von seinem unbefleckten Schilde zurück; und ich glaube, diesen ungewöhnlichen Mann nicht unrichtig zu beurtheilen, wenn ich sage, daß er ebenso wenig Gewicht auf die kränkenden Beschuldigungen legte, als später auf die Versuche, dieselben wieder gut zu machen.

Er hätte freilich das Dorf viel rascher stürmen und nehmen können, aber nicht, ohne diesen Vortheil theuer zu bezahlen. Sir Colin's eigentlicher Plan war, seine zerstreuten Kräfte zu vereinigen, um damit gegen Lukhnau, das Herz des Feindes, zu rücken und demselben den Todesstreich zu versetzen. Seinem Vorsatze treu, verschmähte er die geringeren Vortheile, die ihm zu viele Opfer kosteten, um später im Stande zu sein, den entscheidenden Sieg so theuer bezahlen zu können, als es sein mußte.

Nachdem Capitain Peel sich entfernt hatte, hörte ich das Signal „Vorgehen," sah, wie auf der ganzen Linie eine Bewegung entstand, nahm meinen Platz an der Spitze meiner Abtheilung ein und eilte vorwärts. Bald bemerkte ich jedoch, daß ein Irrthum obwalte, und Lieutenant Vaughan rief mir zu, die Matrosen zurückzuhalten, was nicht so leicht war. Kaum hatten wir unsere Stellung wieder eingenommen, als abermals dasselbe Signal erschallte. Es ist wunderbar, wie diese Töne jedes Herz begeistern; mir klangen sie wie die schönste Musik. Wir rückten im Sturmschritte vor, drangen in das Dorf und in die Häuser und — fanden sie leer! — Ich kam zufällig an dem Punkte vorüber, wo ich den Hindu hatte von meiner Kugel fallen sehen; sein lebloser, blutiger Körper lag noch da, und ich werde nie den

wilden, grimmigen Ausdruck in diesen Gesichtszügen vergessen. Zu ernsten Betrachtungen war jedoch keine Zeit. Der Feind hatte sich hinter dem Dorfe wieder gesammelt, die Artillerie an der Spitze, welche in einer Entfernung von 7- bis 800 Yards auf uns feuerte. Wir setzten jedoch unseren Marsch fort, ohne uns durch die Kugeln beirren zu lassen. Die Hindu schossen zu früh und mußten, da sie kein Visir bei ihren Kanonen anwandten, immer erst einige Schüsse abfeuern, um die Entfernung zu berechnen.

Zur Linken entdeckten wir unsere Cavalerie, welche hinter den Hügeln versteckt gelegen hatte und nun in gestrecktem Galopp gegen den rechten Flügel des Feindes ansprengte, während unsere Artillerie und Infanterie durch das hochgelegene Dorf vordrang. Die Artillerie begann sogleich den Angriff, und zwar mit so glücklichem Erfolge, daß das feindliche Heer zersprengt wurde. Die Cavalerie hieb in die nach allen Richtungen fliehenden Haufen ein und richtete ein entsetzliches Blutbad an. Die Säbel und Lanzen glänzten in der Sonne, und die Erde bebte unter den Hufen der Rosse. Das Feld, auf dem die beiden Heere zusammenstießen, glich einem empörten See, auf welchem die Sturmcolonnen die Wogen bildeten, und die in Flammen auflodernden Landhäuser brennenden Schiffen glichen. Hier kam uns unsere Ueberlegenheit in der Taktik wieder recht zu Nutzen, da wir es mit einem Feinde zu thun hatten, der erstens zahlreicher war, und zweitens keine Opfer zu scheuen und die Todten nicht zu zählen brauchte, weil er Rekruten genug in der Nähe hatte, die Lücken zu füllen. Wir müssen diesen Halbwilden die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie in dem sogenannten „zerstreuten Gefechte" ebensoviel Gewandtheit als Scharfsinn entwickelten und auch beim Angriffe in Massen dicht zusammen hielten. Je mehr wir auf sie eindrangen, desto zäheren Widerstand leisteten sie; es wurde kein Pardon gegeben — was wir erreichten, war dem Tode geweiht. Die Hindu schienen zu ahnen, daß die Stunde der Vergeltung gekommen sei, denn wenn sie sich gestellt und keine Rettung mehr sahen, vertheidigten sie sich bis zum letzten Augenblicke

und fielen mit den Waffen in der Hand. So verfolgte einer meiner Bekannten, ein Capitain bei den Pandschábs, der dem Blutbade in Delhi wie durch ein Wunder entronnen war, mit einigen seiner wilden Soldaten einen Scharfschützen; als dieser sich umzingelt sah, beugte er ruhig das Knie, legte seine Büchse an, zielte und schoß den Capitain mitten durch die Lunge. Der Gedanke an die Folgen dieser That schien ihn nicht im Geringsten zu beunruhigen; er kreuzte die Arme über die Brust, sah seinen Gegnern starr in das Auge und ließ sich tödten, ohne einen Seufzer auszustoßen.

Die Cavalerie verfolgte den Feind eine gute Meile weit. Die Officiere erzählten bei ihrer Rückkehr, daß es schwerlich ein Volk gäbe, welches die Hindu im Laufen und in der Kunst, die kleinsten Schlupfwinkel zu benutzen, überträfe. Auch wir rückten vor, um zu expediren, was uns vor die Klinge kam, oder pour faire froid, wie der Franzose sagt. Als wir nichts mehr zu beseitigen fanden, schlugen wir in dem eroberten Dorfe unser Lager auf; dasselbe war nur 2 reichliche Meilen von Futtighure entfernt, somit war unsere Cavalerie dieser Stadt bis auf eine halbe Meile nahe gewesen und hatte auch wirklich die letzte der erbeuteten Kanonen von daher mitgebracht.

Die erste Aufgabe bestand nun für unsere Seebrigade darin, sowohl die eigenen, als die eroberten Kanonen sammt ihren Munitionswagen in Ordnung zu stellen; wiederum keine leichte Arbeit, da die Ochsen durch den Lärm und das Getöse des Kampfes wild geworden waren. Während wir uns hiermit beschäftigten, rückte die Hauptarmee über die Brücke und schloß sich uns an. — In der Abenddämmerung nahmen wir stehend die erste Mahlzeit ein. Ich fühlte weder Müdigkeit noch Hunger, obgleich ich den ganzen Tag in der brennenden Sonnenhitze auf den Beinen gewesen war; meine Nerven hatten sich wahrscheinlich in einem überreizten Zustande befunden, und die Aufregung war auch jetzt noch keineswegs vorüber. Erst nachdem wir die Todtenlisten angefertigt, die Kranken besucht hatten u. s. w., waren wir unsere eigenen Herren. In Aller Antlitz leuchtete die helle Freude. Die

Officiere versammelten sich in größeren und kleineren Gruppen und erzählten, was jedem den Tag über Merkwürdiges vorgekommen war. Erst gegen 1 Uhr suchte ich mein Lager, ließ die Bilder des Tages noch einmal an mir vorüberziehen, dankte Gott, der mich in der Gefahr beschützte, und schlief dann, in dem Bewußtsein, meine Pflicht erfüllt zu haben, ruhig ein.

Als am folgenden Tage eine Untersuchung wegen des falschen Signales vorgenommen wurde, stellte es sich heraus, daß ein junger Signalist aus Irrthum, aber auf Verlangen seiner Kameraden in das Horn gestoßen hatte. Das 53. Regiment, welches fünf Stunden im Feuer gewesen war, erfuhr, daß das 93. zum Sturme befehligt sei, und hielt dies für eine Beleidigung seiner Fahne. Das Wort „Vorwärts“ flog wie ein Lauffeuer von Mann zu Mann, der Signalist blies das Signal, und das ganze Regiment setzte sich augenblicklich in Bewegung, während das commandirte 93. noch ruhig seine Mahlzeit einnahm. Sir Colin Campbell bemerkte dieses eigenmächtige Verfahren, ritt spornstreichs zu den Schotten hin und befahl ihnen, unter Vorwürfen über ihr dreistes Auftreten, augenblicklich umzukehren; er konnte jedoch nicht zu Worte kommen, weil die ganze Linie ihn mit einem einstimmigen »Three cheers for Sir Colin!« empfing. Der Obergeneral wandte sich an seinen Stabschef, General Mansfield, und sagte: „Es ist Ihr altes Regiment, sprechen Sie selbst zu den Leuten!“ worauf die Soldaten sofort erwiderten: »Three cheers for General Mansfield!«

Es geschieht nichts Schlimmes, was nicht zugleich seine gute Seite hat. Wäre das Signal zum Vorrücken später gegeben worden, was ohne dies Ereigniß wahrscheinlich der Fall gewesen sein würde, so hätte der Feind leichter davon kommen und möglicherweise bei Futtighure Stellung nehmen können. Die Nachricht von der erlittenen Niederlage hatte aber den dortigen Nabob (Fürst) so erschreckt, daß er mit 80,000 Mann von den Städten Futtighure und Furukhabád abzog, welche wir bei unserer Ankunft fast gänzlich von den Hindu verlassen fanden.

Die Stärke des Feindes am Kálá Nadi belief sich auf 3000 Mann, wovon 500 Mann Cavalerie. Er führte 9 Kanonen mit sich, darunter zwei 18-Pfünder. Seiner Todten zählten wir gegen 400. Wir nahmen ihm 7 Kanonen, erbeuteten viele Ochsen und Pferde und einen reichen Vorrath an Waffen und Munition und hatten unter unseren 2000 Mann einen Verlust von nur 15 Todten und 40 Verwundeten.

Vierzehntes Capitel.

Das Schlachtfeld am Kálá Nadi. — Eine indische Festung. — Ein einheimischer Fürst, der sich zum Könige ausrufen läßt, wird gehängt. — Die Beute in Furukhabád. — Der Palast des Nabob, sein Harem und Garten.

Endlich war mein sehnlichster Wunsch in Erfüllung gegangen: ich war Augenzeuge einer Schlacht gewesen und hatte selbst meine unbedeutende Rolle in derselben gespielt. Nach meiner Ueberzeugung kann sich Niemand einen klaren Begriff von einem solchen Zusammenstoße menschlicher Wesen machen, der nicht selbst Theil genommen hat an diesem blutigen Spiele, mit allen seinen Zwischenfällen der Verwirrung und Uebereilung, der Rach- und Raubgier und des Durstes nach Ruhm und Auszeichnung, und der folglich auch nicht gezwungen war, sich der Macht unterzuordnen, in welcher sich der Geist der Zerstörung in Ordre, Contreordre und Désordre kund giebt!

Der persönliche Muth, von dem so viel geredet, geschrieben und gesungen worden, hat freilich auf dem Schlachtfelde die beste Gelegenheit, sich in seinem glänzendsten Lichte zu zeigen, obschon ich meinerseits nicht glaube, daß seine Echtheit bei einer genauen Zergliederung jedesmal Probe halten würde. Wie vielen Leidenschaften läßt man hier die Zügel schießen, um die Kampflust rege zu halten, die oft blind und ohne jede Selbstbeherrschung handelt, während der wahre Muth sich in Ruhe, Besonnenheit und Selbstüberwindung offenbart. Man hat die „Tapferkeit im Felde" nach meinem Dafürhalten immer viel zu hoch geschätzt, denn es ist nicht zu leugnen, daß die Feigheit in keinen anderen Lebensverhältnissen mehr verhindert wird, die edleren Vorsätze des Einzelnen zu ersticken, als an einem Schlachttage, an welchem man

in zahlreicher, glänzender Versammlung, betäubt von der rauschenden Kriegsmusik und dem tausendstimmigen Hurrah, mit fortgerissen wird und wohl weiß, daß „Vorwärts" uns Sieg, Beute und Ruhm, „Zurück" Niederlage, schimpfliche Flucht und Tod bringt. Der Feige hat nicht einmal die Wahl, er muß mit dem Strome fort und wird zum willenlosen Werkzeuge in der Hand des Schicksals. Weit höher, als den kriegerischen Muth, stelle ich den, der den Widerwärtigkeiten des Lebens mit heiterer Stirne entgegentritt, der die schwersten Unglücksfälle, die des Menschen Herz betreffen können, gefaßt und ruhig hinnimmt, ohne nach der Märtyrerkrone oder dem Mitleide der Menge zu trachten.

Der Anblick eines Schlachtfeldes, nachdem der Sturm ausgetobt hat, ist zugleich erhebend und niederschlagend; erhebend, weil er zu den ernstesten Betrachtungen veranlaßt, und niederschlagend, weil er uns die bitteren Früchte der entfesselten menschlichen Leidenschaften in ihrer grauenhaftesten Gestalt zeigt. So ging es mir wenigstens, als ich den Kampfplatz am Kálá Nadi wiedersah.

Wir rückten am folgenden Tage, den 3. Januar, nicht vor 11 Uhr Vormittags aus, weil die Truppen der Ruhe bedurften, die Waffen nachgesehen wurden und mancherlei in Ordnung zu bringen war. — Ich ging zu Maxwell, welcher uns in seiner D'hûlie mit nach Futtighure begleiten sollte, um dort in das schnell errichtete Feldlazareth geschafft zu werden, und fand ihn bleich und entstellt und von unsäglichen Schmerzen gepeinigt, doch kam keine Klage über seine Lippen. Als er mich bemerkte, reichte er mir lächelnd die Hand, sagte mir etwas Schmeichelhaftes über meinen persönlichen Antheil an der Ehre des Tages und freute sich unseres Sieges. Da ich sah, daß unser Gespräch seine wenigen Kräfte zu sehr erschöpfte, verweilte ich nicht lange. Von dem Arzte hörte ich, daß nach seiner Ueberzeugung eine Amputation unvermeidlich sei, der Kranke aber erklärt habe, er wolle lieber sterben, als so verstümmelt durch das Leben gehen, und daß man es für Pflicht halte, sich unter diesen Umständen dem Willen des Verwundeten

zu fügen. Wunderbarer Weise genas aber Capitain Maxwell zur großen Freude aller Derer, die ihn persönlich kannten!

Als wir endlich ausrückten, gelangten wir zuerst an die Stelle, wo die feindlichen Colonnen von unserer Artillerie zersprengt und darauf von unserer Cavalerie so übel zugerichtet wurden. Obgleich noch keine vier und zwanzig Stunden verflossen waren, hatte der Verwesungsproceß doch schon solche Fortschritte gemacht, daß die Luft mit den übelsten Ausdünstungen angefüllt war. Diese verstümmelten, zerfleischten und zerrissenen nackten Körper gewährten einen grauenvollen Anblick, aber ein noch tieferes Grauen regte sich in mir, als ich die Ueberreste des nächtlichen Schmauses der Schakals gewahrte, welche von einigen Körpern nur die Knochen übriggelassen hatten. Als wir diesen Ort der Verwüstung erreichten, begrüßte uns das widerwärtige Geschrei der Raubvögel, welche mit den Ueberbleibseln von der Mahlzeit der Schakals fürlieb genommen hatten und durch unsere Ankunft in der Verdauung gestört wurden. Sie versuchten, davon zu fliegen, man sah aber an ihrem schwerfälligen Fluge, wie gründlich sie gesättigt waren, sodaß ihre Unmäßigkeit sie zwang, die Verdauung abzuwarten, ehe sie ihren überladenen Magen mit hinauf in den blauen Aether nehmen konnten. — Wir versäumten es niemals, unsere Todten zu bestatten, wenn Zeit und Umstände es irgend erlaubten.

Auf allen unseren Märschen wurde ein Ingenieurofficier mit der nöthigen Mannschaft vorausgeschickt, um die Telegraphenlinie weiter auszudehnen und die Drähte zu spannen, damit dies Verkehrsmittel bei unserer Ankunft sofort angewendet werden könne. Diese Aufgabe war ebenso schwierig als gefahrvoll für Diejenigen, welche sie traf, aber es war andererseits von zu wesentlichem Nutzen für den Befehlshaber, wenn er sich sofort mit den zerstreuten Corps in Verbindung setzen konnte.

Je näher wir Futtighure kamen, desto größer wurde die Anzahl zerstörter Bungalows (Landhäuser) und verwüsteter Gärten. Wir sahen sogar mehrere englische Kirchen, die geplündert und in Ruinen

verwandelt waren. Der Geist der Zerstörung eilte vor uns her, ohne daß wir ihn einholen und dem Verderben ein Ende machen konnten. Wir erreichten die Stadt gegen 4 Uhr Nachmittags nach einem schweren, mühseligen Marsche.

Als der Nabob bei der Nachricht von der erlittenen Niederlage mit seiner Armee die Flucht ergriffen hatte, war ihm ein Theil der Einwohner gefolgt, und man sah an den vielen zurückgelassenen werthvollen Gegenständen, die sehr leicht hätten fortgeschafft oder zerstört werden können, daß der Rückzug mit der größten Eile betrieben worden war. — In dieser indischen Festung fanden wir die größte Lafettenfabrik und alles Material derselben im besten Stande, was uns vortrefflich zu statten kam.

Wir zogen durch die Stadt und schlugen unser Lager in der Nähe der Festung auf, welche selbstverständlich sofort eine englische Besatzung erhielt. Ein anderes Regiment wurde befehligt, von der am Außenwerke belegenen Pontonbrücke über den Ganges Besitz zu nehmen, die auch nicht zerstört worden war, was gleichfalls den panischen Schrecken bekundete, der keinem vernünftigen Gedanken Raum gegeben hatte.

Als am 4. Januar die Parade und die darauf folgenden Uebungen beendet waren, ritt ich nach der Festung. Dieselbe war geräumig und sehr dauerhaft gebaut, von hohen, breiten Wällen umgeben, mit kreisförmigen Bastionen und halbkreisförmigen Façaden u. s. w. Das Eingangsthor war groß und in reinem Style ausgeführt. Es stand noch eine geladene 8zöllige Haubitze an demselben, welche wahrscheinlich zu unserer Bewillkommnung dahin gestellt war. Die Grundmauer der Festung wurde von dem heiligen Ganges bespült und erhob sich in einer Höhe von 60 Fuß senkrecht über den Fluß. Ueber diese Mauer hatte sich die englische Besatzung mit Weibern und Kindern in die Kähne hinab gelassen, um den Verfolgern zu entrinnen, aber leider mit so wenig Glück, daß Alle, mit Ausnahme eines Einzigen, auf Nena's Befehl ermordet wurden; dies geschah kurz vor dem Blutbade in Cahnpur. — Die meisten Kanonen von verschiedenem Caliber, welche

wir in der Festung vorfanden, waren von den Eingeborenen selbst verfertigt.

Wir blieben einen ganzen Monat in Futtighure, theils aus strategischen Gründen, theils weil der Obergeneral die Brigade des Obersten Seaton erwartete, welche den Belagerungstrain von Agra und Elephanten und Kameele mit sich führte. — Dies Zögern rief lautes Mißvergnügen hervor bei Allen, die sich entweder nicht in die Pläne des Feldherrn hinein zu denken vermochten, oder, nur von dem Wunsche nach persönlicher Auszeichnung getrieben, unaufhörlich vorwärts wollten, ohne die möglichen Folgen einer solchen Taktik zu erwägen.

Obgleich wir durch die Schlacht am Kálá Nadí und den Rückzug des Nabob Herr über Futtighure und die umliegende Gegend geworden waren, kam dennoch einem Hindu-Häuptling, Nadschir Khan, welcher abscheuliche Metzeleien unter den englischen Frauen und Kindern angerichtet hatte, der kühne Einfall, sich in dem nahe gelegenen Furukhabád zum Könige ausrufen zu lassen. An der Spitze einiger Sipoys und einem Handvoll Budmaschers (bewaffneter Einwohner) glaubte er uns Widerstand leisten zu können. Sir Colin ließ der Stadt Furukhabád seinen Gruß entbieten mit der Erklärung, daß er, wenn sie sich nicht binnen einer gesetzten Frist auf Gnade und Ungnade ergäbe, er dieselbe sofort in einen Schutthaufen verwandeln lassen würde. Die Drohung wirkte; die Thore öffneten sich unter Bitten um Schonung, und der neugebackene König wurde ausgeliefert.

Am nächsten Morgen erfuhr ich, daß man den Ex-König vor unserem Wachtzelte sehen könne. Ich hatte so viel von diesem zweibeinigen Tiger gehört, daß ich meine Neugierde zu befriedigen beschloß, besonders um zu sehen, wie er sich vor der Mündung einer Kanone oder beim Anblicke des Strickes benehmen würde. — Ich sah aber etwas ganz Anderes, als ich erwartet hatte.

Der Ex-König lag unter freiem Himmel, mit gefesselten Händen und Füßen, auf einer Tschárpáe in einem Kreise schaulustiger Officiere und Soldaten, welche es nicht an bitterem Spotte fehlen

ließen. Ich drängte mich hinzu und blickte dem Gefangenen tief in die unruhig umherrollenden, funkelnden Augen. Auch er betrachtete mich scharf, und der Blick, mit dem er meine Dreistigkeit strafte, sagte deutlich: „Wärst Du in meiner Gewalt, wie ich jetzt in der Deinen, verfluchter Engländer! so würde ich Dir zur Strafe für Deine Vermessenheit die Augen ausreißen und Dich zwingen, sie selbst aufzuessen!“ — Die gefallene Majestät hatte ein prächtiges Aussehen: eine stattliche Figur mittler Größe, ebenmäßig gerundete Formen, schwarzes, kurzgeschnittenes, glänzendes Haar, ein Gesicht, in dem sich alle wechselnden Eindrücke eines leidenschaftlichen Wesens abspiegelten, eine Stirn, die an den wilden Stier in den Sümpfen Hindostans, und eine Nase, welche an den Adler vom Himalaya erinnerte.

Er war augenscheinlich so plötzlich verrathen und ausgeliefert worden, daß seine falschen Freunde nicht Zeit gehabt hatten, ihn seiner Kostbarkeiten zu berauben, denn an seinen Fingern und Ohren blitzten Juwelen, Saphire und Smaragden; um den Leib hatte er einen Kaschmirshawl gewunden, seine Füße waren nur mit Pantoffeln bekleidet, die mit Gold und Silber gestickt und mit echten Perlen übersäet waren, und über seine Schultern hing in reichen Falten ein goldgestickter Mantel von schwerer Seide. Der Exkönig stellte sich, als verstände er die Spottreden der Umstehenden nicht, obschon man wußte, daß er der englischen Sprache mächtig war. Nach meiner Ansicht spielte der Besiegte eine edlere Rolle, als die Sieger; jener behauptete seine Würde, während diese ihren Haß und Rachedurst vorherrschen ließen. Ein junger Trompeter, noch Knabe, aus sogenannter „halber Kaste“ (von englischem Vater und indischer Mutter), welcher beide Sprachen mit gleicher Geläufigkeit sprach, diente als Dolmetscher. Durch dies Sprachorgan richteten wir eine Menge Fragen an den Fürsten, welcher anfangs — vielleicht aus verletztem Stolze, vielleicht auch weil er sich in falsche Aussagen zu verwickeln fürchtete — ein hartnäckiges Schweigen behauptete. Später mochte er wohl einsehen, daß keine Rettung mehr für ihn zu hoffen sei, und gab kurze, bestimmte Antworten auf

unsere Fragen. Ich will als Beispiel das Gespräch anführen, welches ich selbst mit ihm anknüpfte.

Meine erste Frage war: „Bekennt aufrichtig, habt Ihr, wie erzählt wird, wirklich das Blutbad unter unseren Frauen und Kindern angerichtet und selbst Theil daran genommen?“ Der Gefragte fuhr zusammen; ein düsteres Feuer brannte in seinen Augen, er schloß die Hand, als ob er den Dolch gefaßt hielte, und ein verächtliches Lächeln glitt über die zuckenden Lippen, aber er gab keine Antwort. Nach einer kurzen Pause begann ich wieder: „Ihr wollt Euer Verbrechen nicht eingestehen, aber dies kann Euch nicht schützen, denn jeder Zug in Eurem Angesichte zeugt wieder Euch. Es muß entsetzlich sein, sich so schwerer Vergehen schuldig zu fühlen!“ Da antwortete er durch den Dolmetscher: „Es wird ein Tag der Rechenschaft kommen, an dem es sich ausweisen wird, wer das größte Sündenregister hat, Ihr oder ich!“ — Auf meine Frage, ob er die Strafe kenne, die seiner am folgenden Tage warte, zuckte er zusammen; bald aber nahm er seine vornehme Haltung wieder an, und nie werde ich die grimmige Art und Weise vergessen, in welcher die weißen Zähne zwischen seinen bärtigen Lippen hervorschimmerten, als er erwiderte: „Morgen ich — übermorgen Ihr!“ — Die Bestürzung in dem Wesen des Gefangenen war nicht durch die Furcht vor dem Tode hervorgerufen, sondern weil er erfahren hatte, daß er gehängt werden sollte; eine Todesstrafe, welche von den Hindu nicht allein für ehrlos, sondern als unheilbringend für jenes Leben angesehen wird. Man erzählte, daß dieser unglückliche Fürst in eigener Person die Aufständischen am Kálá Nadí befehligt habe. Auf meine Frage, ob dies wahr sei, antwortete er ein kurzes, bestimmtes Nein, und ich habe keine Ursache, diese Aussage zu bezweifeln, da er sehr wohl wußte, daß die ihm zuerkannte Strafe nicht dem Krieger, sondern dem Mörder galt.

Die Sikhs hatten die Ställe des Nabob in Furukhabád geplündert und reiche Beute an arabischen Pferden gemacht. Ich eilte, als ich dies erfuhr, sogleich in ihr Lager und kaufte eins dieser vortreff-

lichen Thiere für eine so geringe Summe, daß sie kaum dem zwanzigsten Theile des eigentlichen Werthes gleich kam. Es war grau, mit Beinen wie ein Damhirsch und Augen wie eine Gazelle, und seine Haut so glänzend und durchsichtig, daß man das Blut in den vollen Adern pulsiren sah; obgleich feurig, war es doch leicht zu lenken. Am folgenden Tage ritt ich auf demselben nach dem ¾ Meilen entfernten Furukhabád, wo ich Zeuge eines grauenhaften Schauspiels wurde.

Furukhabád ist eine unbedeutende Stadt, durch die nur eine Straße führt. In der Mitte derselben steht ein riesiger Baum mit hohem Stamme und weit auslaufenden Zweigen, von denen einer zum Galgen für den Ex-König dienen sollte. Es fiel mir auf, daß die Bevölkerung den Vorkehrungen zu dieser Strafvollziehung mit der größten Gleichgültigkeit zusah und sich nicht einmal in ihren Beschäftigungen stören ließ. War es doch ihr eigener, vor wenigen Tagen von ihr selbst erkorener Fürst, der hier vor ihren Augen einen schimpflichen Tod erleiden sollte und ihre Beachtung und Theilnahme mehr denn jemals anrief! Aber nein — sie sah ohne jegliche Regung von Mitleid, wie derselbe Mann, dem sie noch vor kurzem ihre Huldigungen dargebracht hatte, nun von den Feinden beschimpft und in den Staub getreten ward! So verleugnet sich unsere bessere Natur oft in dem Augenblicke, wo sie die vollste Gelegenheit hätte, ihre herrlichen Blüthen zu entfalten. Das Beklagenswerthe hierbei ist, daß diese Gleichgültigkeit nicht auf Rechnung mangelnder Aufklärung gesetzt werden darf, denn wie oft machten sich selbst die Träger der Gesittung solcher Verhärtung des Herzens schuldig! Es ist noch nicht gar lange her, daß man in der Hauptstadt der Bildung um das Schaffott eines Königs tanzte! — Das wußte auch Cromwell, als er bei seinem Einzuge in London, wo man ihn als den Befreier Englands mit lauter Freude empfing, zu einem seiner Freunde sagte: „Dasselbe Volk, das mir nun entgegen jubelt, würde mich, wenn die Empörung mißglückt wäre, mit demselben Jauchzen zum Richtplatze begleitet haben!“ — Als ich sah, wie wenig Theilnahme die Einwohner von Furukhabád für ihren unglücklichen

Fürsten zeigten, und wie so Mancher, der ohne Zweifel zum Troß seiner Schmeichler gehört und Beweise seines Wohlwollens empfangen hatte, jetzt kalt und gleichgültig an dem Baume vorüberging, kam mir unwillkürlich der Gedanke: Treue und Zuneigung werden nur im Unglücke erprobt; der Sonnenschein des Glücks versengt die zarten Blüthenknospen des Herzens, die nur dann ihre vorige gesunde Frische wieder erlangen, wenn sie von den Thränen des Mitleids, der Dankbarkeit und Zuneigung benetzt werden.

Jetzt erfolgte das Zeichen zur Vollstreckung des Urtheils. Die Truppen marschirten auf und bildeten Quarré um den Richtplatz; die Chárpáe, auf welcher der Ex-König lag, wurde unter dem Baume niedergesetzt, von dessen niedrigstem Zweige der Strick herab hing. Dann wurde der Verurtheilte von seinen Fesseln befreit und entkleidet oder, besser gesagt, seines Schmuckes beraubt — ein Officier setzte sich in den Besitz des köstlichen Kaschmirshawls. Hierauf trat ein Soldat hervor und paßte den Strick dem Halse des Verurtheilten an, wobei er ihn mit der Hand in das Gesicht schlug. Der Gemißhandelte wandte sich ergrimmt zu seinem Büttel und sagte laut: „Hätte ich ein Schwert in meiner Hand, so würdest Du es nicht gewagt haben, mich zu schlagen!“ Dies waren seine letzten Worte; die Schlinge wurde ihm um den Hals geworfen, das Tau angezogen und im Augenblicke schwang der Körper in der Luft. — Ob ein solches Verfahren geeignet ist, die Zuneigung des indischen Volkes zu gewinnen, will ich nicht erörtern; man kann nicht leugnen, daß diese Todesstrafe aus manchen Gründen die zweckmäßigste war, aber die Art, wie sie hier vollzogen wurde, will und kann ich nicht vertheidigen.

Ich verließ Furukhabád in sehr übeler, gedrückter Stimmung, kehrte aber am anderen Morgen wieder, um den schönen Palast des Nabob in Augenschein zu nehmen. Der Weg dahin führte mich durch die ¾ Meile lange Straße, welche hier und da von Marktplätzen unterbrochen war. Die Bewohner sind groß und stark gebaut; ihre Gesichtsfarbe ist der unseren ähnlich, nur etwas gelbbleich, ja, ich traf hier,

was ich bei den Hindu noch nicht gesehen hatte, Eingeborene mit rothem Barte. Auch Afghanen und Bewohner von Kabul waren da, um ihre Früchte an den Markt zu bringen.

Der Palast des Nabob lag außerhalb des entlegensten Stadtthores auf einer terrassenförmigen Anhöhe, die ehemals eine Festung getragen hatte; ich sprengte in vollem Galopp den Berg hinan und in den Schloßhof hinein. Von dem Hauptgebäude standen nur noch die äußeren Mauern, innerhalb welcher die Schutthaufen noch rauchten; denn der Nabob hatte sein Schloß selbst in Brand stecken lassen, ehe er es verließ. Man hatte von der Anhöhe, auf der ich mich befand, die herrlichste Aussicht. Auf dem oberen Theile des Abhanges lagen verschiedene Gärten, Gehölze und Kornfelder, die von Grabmälern, Moscheen und kleinen zierlichen Landhäusern umgeben waren; die untere Hälfte, welche durch ihr frisches Grün und ihre malerischen Punkte wo möglich noch reizender war, streckte sich bis in den Ganges, der ihr liebliches Bild in seinem klaren Auge wiederspiegelte und ihre Kniee mit seinen Armen umschloß.

Nachdem ich mich eine Weile ganz den Eindrücken dieser zauberisch schönen Gegend überlassen hatte, setzte ich mich auf einen Stein, um die nächsten Umgebungen zu skizziren. Ganz von dieser Beschäftigung in Anspruch genommen und von sprühenden Funken und aufwirbelnden Rauchwolken umgeben, wurde ich plötzlich durch einen Menschen überrascht, der geschwärzt und mit zerrissenen Kleidern in der Entfernung einiger Ellen von mir aus der Erde stieg. Ungewiß, ob ich es mit einem Feinde oder Freunde zu thun hatte, griff ich nach meinem Revolver und rief ihn an. Da erfuhr ich denn, daß der Mann zu unseren Mineurs gehörte, welche am Tage vorher commandirt waren, das Schloß zu unterminiren, das auf Befehl des Obergenerals in die Luft gesprengt werden sollte. Ich bat den Cyclopen scherzend, mir zu sagen, wann er die Mine anzuzünden gedenke, da ich keine Lust verspürte, die Reise in die Wolken mitzumachen, worauf er mir lachend erwiderte, daß das Feuerwerk erst nach einigen Tagen abgebrannt werden könne.

Meine Gefährten hatten mich bei unserer Ankunft sogleich verlassen, um Beute zu suchen, was in der That der Mühe lohnte; sie kamen, nachdem sie, gleich eifrigen Schatzgräbern, die Schutthaufen durchforscht hatten, mit kostbaren Waffen und halb geschmolzenen goldenen und silbernen Gegenständen zurück. Ich hatte keine Lust verspürt, auf diese Weise Andenken zu sammeln, und kehrte deshalb mit leeren Händen in das Lager zurück. Ich sage absichtlich, „auf diese Weise," weil ich wußte, daß wir kein Recht auf solche Schätze hatten und daß unsere hohen Vorgesetzten es sehr mißfällig aufnahmen, wenn solche Aneignungen ohne ihre besondere Erlaubniß vorgenommen wurden. — Später — das muß ich gestehen — als ich mich mehr in die Verhältnisse hinein gelebt und an dieselben gewöhnt hatte, war ich weniger gewissenhaft und der Menge gleich. Am folgenden Tage wurde das Schloß der Plünderung preisgegeben, und Officiere und Soldaten eilten in Massen dahin, um ihre Gewinnsucht zu befriedigen; auch ich folgte dem Strome, kam aber zu spät für die besten Prisen. In den unversehrt gebliebenen Flügeln und Gängen standen eine Menge Kisten und Kasten voll der kostbarsten Gegenstände. Mir fiel eine Kiste zu; ich wollte versuchen, den Deckel zu lösen, und sah mich alsbald von dienenden Geistern umringt, welche mir — beim Auspacken behülflich sein wollten. Sie wetteiferten, mir aus den Händen zu nehmen, was ich ergriffen hatte, und das Einzige, was ich kräftig fest hielt, mit deutlichem Winke zu verstehen gebend, daß es mein bleiben würde, war ein Kindersäbel, einige Bücher und zwei paar Pundschamas oder weite, seidene Beinkleider für Damen, wahrscheinlich ein Andenken aus der Garderobe des Serails des Nabob. Ich war wohl zufrieden mit meiner Ernte und verließ den Schauplatz. Als ich über den Schloßhof ging, sah ich mehrere Gruppen Soldaten, welche die eben erbeuteten Gegenstände unter sich versteigerten, und es war komisch anzusehen, mit welcher eingebildeten Sachkenntniß sie Luxusartikel abschätzten, deren Gebrauch und Bedeutung sie nicht einmal kannten.

Eins der größten Gebäude, welche die Flammen verschont hatten,

war der Harem. Er lag in einem reizenden Garten, in einem sogar für die Sonnenstrahlen undurchdringlichen Gürtel dichtbelaubter hoher Bäume geheimnißvoll versteckt, um deren weiße, schlanke Stämme sich ein mir fremdes Schlinggewächs rankte, mit saftigen, hellgrünen, schwellenden Blättern und kleinen violetten Blumen, die einen Duft aushauchten, in welchem sich der der Orangen mit dem des Jasmins vermählt zu haben schien. In geringer Entfernung von diesem Gebäude sah man einen kleinen allerliebsten, reichverzierten und vergoldeten Kiosk, eine Art Tempel, luftig und einladend, als wäre er von den Grazien erbaut und dem schelmischen Gotte mit dem goldenen Köcher und den nie fehlenden Pfeilen geweiht. — Ehe man in diesen Tempel gelangte, durchschritt man ein hochgewölbtes Portal, dem zwei mächtige Sphinxe als Pfeiler dienten, die dem kühnen Eindringling daran zu mahnen schienen, daß die Einweihung in die hier obwaltenden Geheimnisse ein unverbrüchliches Schweigen bedinge. Das Heiligthum selbst bestand aus einem achteckigen Salon mit Spiegelwänden, in den das Licht durch eine in der Decke befindliche Kuppel von buntem Glase fiel, welches einen vielfarbigen Schein über das Ganze verbreitete. Mitten in dem Gemache befand sich eine offene Rotunde, von acht schlanken Säulen gebildet, in deren Mitte einige Stufen zu einem Marmorbassin hinaufführten, aus dem ein klarer Wasserstrahl emporsprang, welcher als feiner Staubregen niederfiel und seine durchsichtigen, vom Lichte bestrahlten Perlen in den Schooß der blühenden Gewächse warf, die das Bassin umgaben. Einige Schritte von diesem Bassin stand eine runde, niedrige, äußerst bequeme, mit weichem, am Rande mit Stickereien und seidenen Franzen verzierten Purpursammet überkleidete Ottomane, in welchen reiche Blumenbouquets eingewirkt waren. Das Sopha war förmlich mit Kissen überladen, von denen die meisten mit schillerndem Seidenzeuge und einem weitmaschigen Netze aus Golddraht überzogen waren; über demselben breitete sich ein auf goldenen Stützen ruhender Himmel von Seidenstoff aus, und von der Decke hing eine antike Ampel, eine von Amoretten getragene Blumen-

vase vorstellend, herab. Das Glück, einige der Frauen zu schauen, die hier als Herrscherinnen geweilt hatten, wurde uns nicht zu Theil; die meisten waren vor unserer Ankunft geflohen und die anderen später weggeführt worden. Die vielen und kostbaren Gewänder, die sich noch hier befanden, wurden in wenig Augenblicken theils vernichtet, theils fortgeschleppt; man fand unter Anderem eine Menge Porzellanfiguren, von denen auch ich einige erhielt; sie waren in so großer Anzahl vorhanden, daß wir auf die Vermuthung kamen, die hier eingeschlossenen Frauen hätten mit denselben gespielt, um sich die Zeit zu kürzen.

In einem angrenzenden Garten befand sich ein Bungalow mit Veranda, auf welcher eine Menge Pulver umher gestreut lag; dieses Gebäude enthielt nämlich eine Pulverfabrik, deren Fabrikat sich sogar bei näherer Untersuchung als recht gut, wenn auch nicht so stark als das englische, erwies.

Auch die Menagerie des Nabob hatte in diesem Garten Platz gefunden. Die wilden Bestien saßen noch in ihren eisernen Käfigen und empfingen uns mit kläglichem Gebrüll, als ob sie uns klagen wollten, daß sie von ihrem Herrn verlassen und dem Hungertode verfallen seien.

In der Nähe von Furukhabád lagen viele schöne Landhäuser, welche größtentheils — wie auch die meisten Privathäuser in der Stadt — leer standen, da die Eigenthümer derselben, welche entweder bei dem Aufruhre betheiligt oder sich feindseliger Gesinnungen gegen die englische Regierung bewußt waren, es für rathsam gehalten hatten, sich eiligst davon zu machen. In den Wohnungen dieser Verräther fand man reiche Beute, welche aber nicht der Plünderung preisgegeben, sondern durch dazu bestellte einheimische Beamte eingezogen wurde. Unter den Häusern, welche man gänzlich zerstörte, befand sich das eines reichen Tuchlieferanten. Während man die Waaren in den Magazinen mit Beschlag belegte, ging ich durch die Wohnzimmer, welche Kinderstuben glichen und voller Nischen, mit kleinen Figuren oder Götzenbildern aus Lehm, Holz oder Stein versehen, waren. Unterhalb dieses Hauses fand man einen verschlossenen Keller mit vielem Gold- und

Silbergelde, vor den eine Schildwache gestellt wurde, um das Andrängen der Menge abzuwehren.

Als ich eines Tages von einem dieser täglichen Ausflüge in das Lager zurückritt, sah ich mitten auf dem Wege eine Karre stehen mit aufgerichteter Gabeldeichsel, an welcher ein Sipoy hing, der sich beim Näherkommen natürlich als eine Leiche erwies. Ich spornte mein Pferd voll Ekel über diese Erfindungsgabe in Errichtung von Galgen.

Eines Vormittags wurden wir mit einem sehr vornehmen Besuche beehrt. Ein Nabob, welcher der englischen Regierung die Versicherung seiner Treue und Ergebenheit geben wollte, hatte zu diesem Zwecke seine Ankunft melden lassen. Nach einigen Stunden erschien er in der That mit einem zahlreichen Gefolge in glänzender, auffallender Kleidung. Se. Hoheit saß zusammengekauert in einem kleinen vergoldeten Puppenschranke, der von einem Elephanten getragen wurde. Der Nabob wurde außerhalb des Lagers von einer Ehrenwache empfangen und mit Musik nach dem Zelte des Obergenerals geleitet, wo Sir Colin Campbell seinen vornehmen Gast erwartete. Obschon kein Kanonengruß zu Ehren dieses hohen Besuches befohlen war, sollte ein solcher doch nicht ausbleiben, denn in demselben Augenblicke, als der Nabob in das Zelt des Generals trat, flog das Schloß von Furukhabád mit furchtbarem Krachen in die Luft.

Funfzehntes Capitel.

Der Uebergang über den Ganges. — Kraft eines Elephanten. — Scharmützel am Ramgunga. — Wie viel eine Cigarre werth sein kann. — Ein Mann ohne Kopf. — Wettrennen im Lager. — Abmarsch nach Cahnpur.

Während die Armee in Furukhabád lag, wurden Abtheilungen nach allen Richtungen gesandt, wo sich der Feind zusammenzog und zur Vertheidigung vorzubereiten schien. Die Kenntniß seines Vorhabens verschaffte man sich durch Patrouillen, die zum Recognosciren ausgeschickt wurden, um zu erforschen, ob der Feind sich in der Nähe befinde, was er vorhabe und, soweit möglich, wie stark er sei und von welcher Beschaffenheit die Gegend. Die Hauptsache dabei war, möglichst viel zu entdecken, ohne selbst entdeckt zu werden. Es war für mich äußerst interessant und lehrreich zugleich, zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit diese Aufgaben ausgeführt wurden. Zum Hauptquartiere gehörte ein Officier, dessen Dienst nur darin bestand, die Nachrichten der Spione entgegen zu nehmen und selbst solche auszuschicken, um seinerseits dem Stabschef Bericht abstatten zu können. Die Spione waren Eingeborene, kühne, listige Burschen, welche gut bezahlt wurden, aber oftmals von ihren gefährlichen Unternehmungen nicht wieder zurückkehrten. Was die oben erwähnten Abtheilungen betrifft, so führten sie immer schweres Geschütz mit sich und waren von einer bestimmten Anzahl Matrosen begleitet, die beim Uebergange über die Flüsse behülflich sein und den Dienst bei den Kanonen versehen mußten. Der Obergeneral befahl, daß keine Festung, kein befestigter Platz gestürmt, sondern nur zusammengeschossen werden solle. Der Leser sieht, daß man Vertrauen in unsere Kanonen setzte, — und das mit Recht, denn

wohin diese Feuerschlünde ihre glühenden Geschosse spieen, wurden die festesten Punkte in Schutthaufen verwandelt.

Lieutenant Hay, von der Seebrigade, wurde beordert, sich einer dieser Unternehmungen unter dem Befehle eines Generals mit zwei jener schweren Geschütze anzuschließen. Das Corps bestand aus Artillerie, Cavalerie, Infanterie, Jägern und Ingenieuren und belief sich im Ganzen aus 1500 Mann, welche am 13. Januar ausrückten. Zwei Tage darauf wurde ein Detachement zur Verstärkung nachgeschickt, und die Reihe, dasselbe als Befehligender der Artillerie zu begleiten, traf mich. Dieser Befehl machte mich unbeschreiblich glücklich, obgleich ich die Größe der übernommenen Verantwortlichkeit fühlte; — Jeder, der seine Pflichten nach besten Kräften erfüllt und sich durch einen Beweis von Vertrauen geehrt fühlt, wird dadurch zu doppelter Kraftanstrengung veranlaßt, er möge noch so hoch oder noch so niedrig gestellt sein!

Lieutenant Vaughan erhielt dabei den Befehl über die Seebrigade, weil Capitain Peel selbst im Hauptquartiere zurückblieb, wo seine persönliche Anwesenheit von Wichtigkeit war. Das 23. Linienregiment, eine Schwadron Cavalerie und eine Compagnie Sappeurs schlossen sich uns an, während zum Commandanten der Division Oberst Bell, schon von der Alma her, wo er die erste Kanone erobert hatte, durch seine Tapferkeit bekannt, ernannt wurde. Es war ein böser Marsch. Wir sollten mit unseren schweren Kanonen auf ungebahnten Wegen über Berg und Thal und über Gewässer und mußten statt der Ochsen Elephanten vorspannen, welche mehr Kraft und Ausdauer besaßen und leichter zu lenken waren. Vor jede Kanone wurden zwei Elephanten gespannt und zwar hintereinander; die Führer saßen mit ihren Stöcken auf dem Nacken der würdevoll einherschreitenden Thiere. Hier hatte der schwache Mensch wieder Gelegenheit, eine glänzende Probe seiner Macht über das Thierreich abzulegen, wo die mächtigsten Vertreter desselben sich seinem Willen beugen mußten. Es war zugleich bewundernswerth und widerwärtig, diese edlen, stolzen Thiere von Geschöpfen

beherrscht zu sehen, welche in ihren Zügen weit mehr Thierisches hatten, als die Elephanten in den ihrigen.

Wir waren noch nicht sehr weit vorwärts gekommen, so fanden wir auch schon, daß dieser Auftrag leichter gegeben als auszuführen war. Als wir die Pontonbrücke erreichten und im Begriffe waren, den Uebergang über den Ganges zu bewerkstelligen, blieben die Elephanten beim Anblicke der schwankenden, vom Strome bespülten Brücke plötzlich stehen. Die alte Behauptung, daß der Elephant, wenn er Gefahren wittert, dieselben dadurch anzeigt, daß seine Fügsamkeit sich in hartnäckigen Eigensinn verwandelt, mochte Manchem unter uns in das Gedächtniß kommen und keine angenehme Empfindung verursachen. Man versuchte es erst, sie mit Gewalt vorwärts zu bringen, sie schwangen aber zornig ihre Rüssel und standen wie festgewurzelt. Die kleinen klugen Augen der geduldigen Thiere waren plötzlich scharf und hinterlistig geworden, wie ich sie nie gesehen hatte. Auch der Versuch, sie mit Güte hinüberzulocken, blieb ohne Erfolg. Endlich spannten wir sie los und ließen die Geschütze von der Mannschaft über die Brücke ziehen, während die Thiere theils hinüber wateten, theils schwammen. Die Arbeit nahm alle unsere Kräfte in Anspruch; endlich erreichten wir das jenseitige Ufer und glaubten alle Schwierigkeiten überwunden zu haben, als wir diese Erwartung auf die schmählichste Weise getäuscht sahen. Ein unglücklicher Zufall fügte es, daß der Ort, wo wir an das Land stiegen, eine mit Wasser getränkte, schlammbedeckte Sandbank war. Was ich vorausgesehen, geschah: meine Kanonen sanken bis an die Achsen in den Schlamm und wurden nur herausgezogen, um desto tiefer zu sinken, bis sie endlich ganz stecken blieben. Ich beeilte mich, Lieutenant Vaughan von der Sache in Kenntniß zu setzen, welcher mir befahl, dieselbe unserem Commandanten zu melden und Handreichung von ihm zu erbitten. Oberst Bell bewilligte sofort mein Verlangen, schickte mir das ganze 23. Regiment und kam selbst auf den Platz, um die schlimme Lage des Geschützes in Augenschein zu nehmen. Die ermüdeten Elephanten wurden ausgespannt und starke, lange

Taue an die Lafettenachsen befestigt, mittelst welcher die 800 Mann auf ein gegebenes Zeichen ihre vereinten Kräfte anwandten, um die Kanonen heraus zu ziehen, aber leider vergebens. — Mein treuer Diener, welcher meine Verzweiflung sah, kam vorsichtig heran und flüsterte mir zu: „Stellen Sie den Hathé (Elephanten) hinter den Protzwagen, und Sie erreichen, was Sie wollen!“ Ich folgte seinem Rathe; der Elephant wurde hinter die Kanone gestellt, auf einen Wink des Führers steckte das Thier den Rüssel unter die Achse und hob die Kanone aus dem Schlamme, indeß die Soldaten anzogen und sie ein gutes Stück vorwärts brachten. Während alles dieses vor sich ging und ich noch auf dem Pferde saß, das ich bestiegen hatte, um die Soldaten herbei zu rufen, kam Capitain Peel aus dem Lager zu uns, ohne zu ahnen, was vorgefallen war. Als er mich hoch zu Roß erblickte, zog er die Stirn in Falten und rief mir barsch zu: „Mein Herr, Ihr Platz ist nicht zu Pferde, das müßten Sie schon wissen!“ Ich schwang mich eiligst aus dem Sattel und setzte meine Arbeit fort. Als er später erfuhr, weshalb er mich in dieser ungebührlichen Stellung getroffen hatte, wollte er seine Uebereilung wieder gut machen und sprach sich in den schmeichelhaftesten Ausdrücken anerkennend über die schlaue, erfinderische Art aus, auf welche ich meine beiden Geschütze gerettet hatte. Ich gestand ihm offen, daß ich dies Lob nicht annehmen dürfe, da die Ehre des glücklichen Gedankens meinem Diener gebühre, dessen klugen Rath ich benutzt hatte, und ich sah deutlich, daß ihm meine Aufrichtigkeit gefiel.

Am Nachmittage kamen wir an die Ufer des Ramgunga, wo schon zwei von unseren schweren Kanonen hinter einer aufgeworfenen Brustwehr aufgestellt waren. Auch die königl. Artillerie hatte ihr Geschütz am Strande aufgefahren und Piquets bis an die äußersten Flügel ausgeschickt. Während der Nacht stellten wir Posten längs des Strandes aus, welche jedoch mit anbrechendem Tage wieder eingezogen wurden. Die Brücke war gänzlich zerstört, und die Böte hatte man nach dem anderen Ufer hinübergebracht, bis auf einige wenige, welche wir sofort in Beschlag nahmen und an das Land zogen.

Hier ein kleines Abenteuer anderer Art, welches aber seine gefährlichen Folgen haben konnte. Als wir eins der Böte in den Fluß hinab schaffen wollten, war dasselbe so tief in den Sand gesunken, daß wir es nur mit größter Anstrengung wieder herausbrachten. Kaum aber hatten wir es einige Ellen vorwärts geschoben, als wir in der Vertiefung, die von dem Rumpfe des Bootes verdeckt gewesen war, ein Lager giftiger Schlangen gewahr wurden, welche die Köpfe zischend in die Höhe hoben, dann aber die Flucht ergreifen wollten. Unsere Diener, welche diese Feinde besser anzugreifen wußten, als wir, eilten mit ihren langen Bambusrohren herbei, um ihnen den Garaus zu machen; auch wir blieben keine müssigen Zuschauer, und nach 10 Minuten war die ganze Brut erschlagen. Wir hörten später, daß ein Biß dieses giftigen Gewürmes hinreichend sei, in jene Welt zu befördern, und ich erinnerte mich hierbei deutlich, wie eins dieser Thiere, dem ich den Kopf zerschmetterte, mich mehrmals mit wahrem Heldenmuthe angriff, wobei ich die weiße, schleimbedeckte, gespaltene Zunge in dem geöffneten Rachen spielen sah.

Man muß in Indien überhaupt stets auf der Huth vor schädlichen Thieren sein; das kleinste, unscheinbarste Geschöpf kann unserem Leben ebenso gefährlich werden, als das Raubthier, welches der Schrecken der Wälder und Felder ist. In gewissen schlammigen Gewässern findet man sogar einige Arten von Fischen, denen man sich nicht ohne Vorsicht nahen darf, wie ja z. B. auch Alexander von Humboldt von den Zitteralen in Südamerika erzählt, daß sie im Stande sind, durch ihre electrischen Schläge ein Pferd zu tödten.

Ich wollte erst die Haut einer der Schlangen mit nach Schweden nehmen, um unser Naturaliencabinet damit zu bereichern, aber der Dienst nahm unsere Zeit dermaßen in Anspruch, daß zu nichts anderem Zeit blieb, besonders da die Vorboten eines nahen Sturmes am Horizonte aufstiegen. Wir sahen deutlich, wie der Feind seine Macht zusammenzog, die Flügel verstärkte und Verschanzungen aufwarf, gleichsam als wolle er uns zeigen, daß er uns nicht weiter vordringen lassen

würde, ohne zuvor einen blutigen Strauß mit ihm bestanden zu haben.

An dem Strande, den wir besetzt hatten, lagen nur einige Häuser, zwischen welche wir unsere Artillerie vertheilten. Das gegenüber liegende feindliche Ufer war flach, aber von einem Walde begrenzt. An dem Abhange zweier von einander ziemlich weit entfernter, terrassenförmiger Hügel lagen zwei Dörfer, welche einen malerischen Anblick gewährten. Diese Anhöhen stützten die Flügel des feindlichen Corps und jede wurde durch zwei Kanonen vertheidigt. Zwischen den beiden Dörfern hatte man Verschanzungen aufgeworfen, hinter denen starke Piquets lagen. Diese Soldaten waren sämmtlich mit Gingohls bewaffnet, eine Muskete, die sehr weit trägt, aber wegen ihrer Schwere nicht gut zu handhaben ist, weshalb auch der Schütze nicht ohne Stütze zielen und abdrücken kann; die Waffe ist von großem Caliber und mit einem Pfannenschlosse versehen. Die Stärke des Feindes war nach Aussage der Spione 20,000 Mann, also der unseren fünffach überlegen. Dies konnte unseren Sinn nicht trüben, wohl aber der Gedanke, daß der hier befehligende General seinem Posten nicht gewachsen war. Der Mann hatte, außer auf dem Paradeplatze, noch kein Pulver gerochen und verdankte seinen hohen Rang nur seinen Ahnen. Ich will nicht bestreiten, daß er sonst in jeder Hinsicht ein Biedermann war — zu seinem Behufe taugte er nicht und gehörte zu den Größen, die im milden Lichte der Gnadensonne entstanden und darin aufgewachsen sind.

Obgleich Capitain Peel hier nicht den Befehl über unsere Seebrigade führte, kam er doch oft von Futtighure zu uns herüber, um unsere Arbeiten zu besichtigen, weil er wohl einsah, daß wir seine Rathschläge nicht entbehren konnten. In der ersten Nacht mußte auf sein Geheiß ein Matrose nach dem anderen Ufer hinüber schwimmen, um mittelst zweier über den Fluß gespannter Taue die Brückenarbeit zu erleichtern. Unsere Leute zimmerten ein Floß, welches 60—70 Mann und eine Kanone faßte, um auf dem Flosse und den Böten 500—600 Mann auf einmal nach dem jenseitigen Ufer hinüberführen zu können,

für den Fall, daß die Brückenarbeit zu viele Schwierigkeiten bieten würde. Die Böte lagen aber in ziemlicher Entfernung, und die starke Strömung machte es schwer, über den Fluß zu kommen und einen passenden Landungsplatz zu finden.

In der zweiten oder dritten Nacht begrüßte uns der Feind mit einigen Kugeln, welche in das Lager niederschlugen und einen Mann tödteten, wodurch wir belehrt wurden, daß wir die Tragweite ihrer Kanonen nicht hoch genug angeschlagen und unser Lager weiter zurück zu verlegen hätten. Wir waren in unserer Batterie drei Officiere, welche abwechselnd den Befehl hatten und darauf sehen mußten, daß die Kanonen zur Antwort bereit seien. Mit jeder einbrechenden Morgen- und Abenddämmerung beschoß der Feind unsere Batterie, wahrscheinlich in der Meinung, daß wir die Dunkelheit zum Bau der Brücke benutzten, und wir blieben ihm keine Antwort schuldig. Der wachthabende Officier zog sich während der Nacht in eins der kleinen Häuser zurück, die erst von uns mit einem Dache von Stroh und Zweigen versehen worden waren. Wenn ich auf Wache war und mich davon überzeugt hatte, daß Alles in gehöriger Ordnung sei, zündete ich gewöhnlich meine Pfeife an und machte einige Notizen in meinem Tagebuche. Als ich so eines Abends ruhig saß und schrieb, kam eine naseweise Kugel daher geflogen, die das ganze Dach von meinem Hause fortriß und mir artig das Geschriebene mit Sand bestreute. Ich rächte mich bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich dadurch, daß ich zu meinen Kanonen eilte und das Feuer nicht eher einstellte, bis ich die, welche das Lied angestimmt hatten, zum Schweigen brachte.

Eine unserer größten Sorgen war der Mangel an Rauchtabak. In einem Clima, wie das ostindische, ist das Rauchen nicht allein ein angenehmer Zeitvertreib, sondern eine Nothwendigkeit. Die dampfende Pfeife oder Cigarre ist die einzige Waffe, welche die lästigen Insecten fürchten, und keins dieser Thiere wagte sich zu uns heran, so lange wir uns mit einer dichten Rauchwolke umgaben. Als eines Tages mein Taback und mit ihm meine gute Laune zu Ende war, brachte mir

ein Matrose ein kleines Packet, welches mit meinem Namen und als Werthangabe mit: „25 Mohurs" (eine indische Goldmünze von etwa 1½ Pfd. Sterl.) bezeichnet war. Ich öffnete dies eben so unerwartete als für mich unbegreifliche Packet, aber wer malt mein freudiges Erstaunen, als ich darin 25 der feinsten Cigarren fand, welche mir von einem Freunde aus Futtighure, der von unserer Tabaknoth gehört hatte, geschickt waren. Der Leser kann sich denken, wie begehrt diese Waare war, wenn ich erzähle, daß ein Soldat, welcher eine Partie von 1000 Cigarren mit 40 Rupien bezahlt und sie aufbewahrt hatte, dieselben während der Belagerung von Lukhnau für 6 Rupien das Stück verkaufte, also eine baare Summe von 6000 Rupien dafür einstrich.

Wenn wir Officiere, gleich diesem Soldaten, die günstige Gelegenheit zu kaufmännischen Speculationen benutzt hätten, so würde ich für meine Person leicht so viel zusammen gescharrt haben, daß ich nicht allein meine Reise bezahlt, sondern für das ganze Leben ein reichliches Auskommen gehabt hätte; nur allein durch den Ankauf von Diamanten und anderen edlen Steinen zu den damaligen dortigen Preisen hätte ich ein Vermögen sammeln können.

Warum thatest Du es denn nicht? höre ich einige meiner Leser ausrufen. Ich will diese Frage aufrichtig beantworten. Erstens hielt ich es für unschicklich, daß Officiere, die der Mannschaft zum Vorbilde dienen sollen, denselben das Beispiel der Gewinnsucht und des unzeitigen Erwerbtriebes gäben. Zweitens war es mir ein widerwärtiger Gedanke, meinen Vortheil auf Kosten Anderer zu suchen. Drittens hätte ich immer eine größere Geldsumme bei mir führen müssen, da bei diesem Handel kein Credit gegeben wurde. Dazu kam ferner die Schwierigkeit, die Schätze mit sich herumzuführen, die jeden Augenblick zu erwartende Möglichkeit, von der Hauptarmee detachirt und dann vom Feinde überfallen und geplündert werden zu können; ferner die unzarte, zweideutige Stellung, halb als Soldat, halb als Schacherjude, die schlecht mit den Dienstpflichten übereinstimmte; — alles Gründe, die, wenigstens bei mir, hinreichten, allen Speculationsgeist,

alle Lust zum Schätzesammeln im Keime zu ersticken; und so dachten — mit wenigen Ausnahmen — die Officiere insgesammt. Dennoch kehrte ich nicht mit leeren Händen nach England zurück; indeß beschränkt sich das, was ich mit in die Heimath brachte, auf einige ausgezeichnet schöne Waffen, verschiedene indische Kleidungsstücke, kleine Amulets und Talismane, Zeichnungen, Bücher und einige werthlose Schmucksachen.

Während wir mit dem Baue des Flosses und der Brücke beschäftigt waren, schlichen sich oft einzelne feindliche Soldaten an den Strand, um uns zu beobachten. Als diese Kundschafter jedoch anfingen uns lästig zu werden, nahmen unsere Jäger sie auf das Korn, um sich ihrer zu entledigen, sobald sie sich auf Schußweite näherten. Dies schreckte sie aber keineswegs zurück, denn kaum war der eine beseitigt, so stand schon wieder ein anderer da. So erinnere ich mich besonders eines dieser verwegenen Burschen, der unter allerlei komischen Sprüngen an den Strand kam, wobei er die Arme und Beine wie ein arbeitender Telegraph bewegte. Ein neben mir stehender Scharfschütze nahm ihn auf das Korn und sandte ihm seine wohlgezielte Kugel so gründlich auf den Hals, daß er auf der Düne niedersank, und zwar, wie es uns dünkte, ohne Kopf. Es schien mir an das Wunderbare zu grenzen, daß eine Spitzkugel im Stande gewesen war, den Kopf vom Rumpfe zu trennen, und ich wollte den Schützen gerade wegen seines bewunderswerthen Schusses loben, als der Hindu aufsprang und nach einigen halsbrechenden Sprüngen einen wilden Tanz begann. Ermüdet sank er endlich auf die Erde, setzte eine riesige Schale, die ihm auf dem Rücken hing, vor sich hin, fing an, mit einem Löffel darin zu rühren, und machte uns durch Zeichen verständlich, daß er in schönster Ruhe vor unseren Augen seine Mahlzeit einzunehmen gedenke, obgleich sein Kopf neben ihm liege. Ich dachte unwillkürlich an den hasenherzigen Diener in dem „Verführer von Sevilla,“ der seinen durch das Schwert hingerichteten Herrn während des Gastmahles herein treten sieht, um Theil an dem Essen zu nehmen, und entsetzt ausruft:

„Was, die Todten essen? Ha,
Mit dem Kopfe nickt er!“ —

Der Mensch hatte sich mit dieser Maske oder diesem künstlichen Haupte versehen, um uns mit seinem Blendwerke zu täuschen und in Schrecken zu setzen.

Jeden Morgen stieg ich mit Tagesanbruch auf einen Baum um mittelst meines Fernglases die umliegende Gegend zu durchforschen und zu sehen, ob etwas geschehen sei, was dem General berichtet zu werden verdiene, welcher gewöhnlich am Vormittage die Runde machte. Eines Morgens bemerkte ich von meinem Observatorium aus, wie sich am Thore des einen Dorfes eine Abtheilung Cavalerie zum Ausrücken ordnete. Ich eilte zu meiner Kanone, lud sie mit Kartätschen, richtete und feuerte ab, und sah zu meiner Freude, daß eine große Verwirrung in dem Truppe entstand, welcher sich unbemerkt geglaubt und durch diesen einen Schuß bedeutenden Schaden erlitten hatte. Man verfehlte nicht, mir mit mehreren Schüssen zu antworten, wodurch ich zwei meiner Ochsen einbüßte, die an einen Baum gebunden waren, um mir näher zur Hand zu sein. Die Hindu waren schlechte Artilleristen, da sie weder diese Wissenschaft selbst, noch ihre praktische Anwendung erlernt hatten; in der Kunst, das Geschütz zu maskiren, waren sie uns jedoch überlegen; wir schossen oft lange Zeit, ehe wir die feindlichen Kanonen entdeckten, weshalb wir unsere Kugeln nur nach dem Blitze und Rauche abschicken konnten.

Unsere freien Stunden waren leicht zu zählen und wurden größtentheils zu Ausflügen in die Umgegend oder zu kleinen Lustbarkeiten im Lager angewandt, an denen unsere Matrosen und Soldaten theilnehmen konnten. So veranstalteten wir eines Tages, als ich gerade vom Dienste in der Batterie frei war, eine Parodie auf ein englisches Wettrennen. Mehrere Officiere der Seebrigade gestatteten ihren Ghasiyárás (Diener, welche die Mundvorräthe zu beschaffen haben), sich bei dieser Gelegenheit ihrer Pferde zu bedienen, und schossen etwas Geld zusammen, um für den Sieger einen Preis auszusetzen.



Dieses „Volksfest“ hatte schon im voraus große Theilnahme im Lager erregt. Alle Officiere und Soldaten, welche frei vom Dienste waren, versammelten sich an der abgesteckten Bahn, und auf ein gegebenes Zeichen begann das Rennen. Es war höchst komisch, diese schwarzen, halbnackten Gestalten auf den feurigen Rossen im Galopp über die Fläche dahin fliegen zu sehen, wobei manche herabfielen und sich im Staube wälzten. Die reiterlosen, scheugewordenen Pferde wurden eingeholt und der Ritt begann von Neuem. Nach beendetem Rennen wurde der Sieger feierlich zum Preisrichter geleitet, aus dessen Händen er seine Belohnung mit sichtlicher Freude in Empfang nahm. Einige meiner Kameraden, welche sich zu Pferde eingefunden hatten, konnten sich kaum enthalten, persönlich an diesem Lieblingsvergnügen der Engländer theilzunehmen; die anderen, welche nicht beritten waren, ließen es sich nicht nehmen, die reiterlosen Pferde wieder einzufangen. Es wurden nicht unbedeutende Summen in Wetten umgesetzt, und Alle theilten die Freude des Festes, bis auf Diejenigen, welche mit beschädigten Gliedern in ihre Quartiere zurückkehrten.

Eines Abends, als ich in der Batterie auf Wache war, sah ich einen Menschen an den Kanonen vorüber gehen, welcher sich Alles genau betrachtete, aber mit Niemand sprach, weshalb er mir verdächtig vorkam. Ich ließ ihn ergreifen und nahm ihn selbst in das Verhör. Er widersprach sich in seinen Aussagen, seine Augen, die mich erst offen und ruhig anblickten, wurden scheu und unsicher, was mich in der Vermuthung bestärkte, daß ich einen Spion vor mir habe. Ich machte ihn auf das Schicksal aufmerksam, dem die Spione bei uns anheim fielen, worauf er heilig versicherte, kein solcher zu sein, jede Verbindung mit den Hindu leugnete und vorgab, in das Lager gekommen zu sein, um den Engländern seine Dienste anzubieten, und sich bereit erklärte, für uns als Spion in das feindliche Lager zu gehen. Ich sagte ihm, daß seine Ausflüchte unnütz seien, da ich ihn durchschaut habe, und daß nur ein vollständiges, offenes Bekenntniß seine Strafe etwas mildern könne. Da sank ihm der Muth; zitternd am ganzen

Körper bekannte er, daß er während der Nacht über den Fluß geschwommen und, ohne von der Schildwache bemerkt zu werden, an das Land gekommen sei, um unsere Stärke und Stellung auszukundschaften. Er sagte aus, daß die hier vereinigte Macht des Feindes sich auf 20,000 Mann belaufe, und daß die Hauptarmee hinter dem Walde läge, weshalb er rathe, den Uebergang nicht zu erzwingen. Meiner Pflicht gemäß sandte ich dem General einen Bericht von diesem Verhöre, den Burschen selbst aber in das Hauptquartier, wo kurzer Proceß mit ihm gemacht wurde.

Wir setzten unsere Schießübungen, durch die der Feind, nach Aussage der Spione, 70 Mann einbüßte und ihm zwei von seinen Kanonen demontirt wurden, noch volle vierzehn Tage lang fort. Es fiel uns Officieren auf, daß wir keinen Befehl zum Uebergange über den Strom und zum Angriffe erhielten, was, wenn es auch manche Opfer gekostet hätte, doch das Beste gewesen wäre. Wir erfuhren aber, daß der Generalgouverneur dem Sir Colin durch den Telegraphen von seinem Wunsche unterrichtet hatte, die Armee möge nicht in Rohilkhund einrücken, sondern die Reserve solle sich mit der Hauptarmee vereinigen, um nach Lukhnau vorzugehen und sofort die Belagerung dieser Stadt zu beginnen. Ich für meinen Theil konnte nicht die Weisheit dieses Beschlusses anerkennen, da wir die Zeit unbenutzt verstreichen ließen, in einer Jahreszeit, welche für kriegerische Unternehmungen besonders günstig war, was dem Feinde außerdem Veranlassung gab, sich zu rühmen, die britische Armee in Schach gehalten zu haben, wodurch sein Muth gestärkt und unser Ansehen geschwächt wurde.

Während dessen war Oberst Seaton mit seiner Brigade — lauter kernfesten, vortrefflich ausgerüsteten Truppen — und 4000 Kameelen zur Hauptarmee gestoßen, und der Oberbefehlshaber sah sich hierdurch veranlaßt, mit einer Abtheilung Cavalerie von Furukhabád aufzubrechen und sich in Eilmärschen nach Cahnpur und Allahabad zu begeben, woselbst der Generalgouverneur von Calcutta angekommen war, um dem Ausgangspunkte unserer Unternehmungen näher zu sein.

Diese Eilmärsche waren wirkliche Prüfungen für die Truppen. Für die Infanterie mochte es noch gehen, für die Artillerie aber war es eine wahre Herkulesarbeit, in der brennenden Sonnenhitze, in Staubwolken gehüllt, auf schlechten, oft ungebahnten Wegen fortzukommen, besonders wenn die Ochsen von der Hitze widerspenstig wurden und endlich vor Mattigkeit umsanken. Es war ein wahrer Jammer, diese armen Thiere hinstürzen zu sehen, und wie sie durch ihre Blicke die Führer um Erbarmen anzuflehen schienen. Hätten wir immer Wasser in der Nähe gehabt, so würden wir sowohl unsere Lage, als die der armen Thiere durch häufige Abspülungen haben erleichtern können. Ich gestehe gern, daß ich bisweilen so erschöpft war, daß ich, wenn ich in einem solchem Augenblicke von einem Hindu überfallen worden wäre, keinen Finger zu meiner Vertheidigung ausgestreckt hätte. Das Leben schien mir eine Last, von der ich,. gleichviel auf welche Weise, befreit zu werden wünschte, und wohin mein Auge fiel, sah es nur Auflösung, Verzweiflung und Muthlosigkeit.

Nach einigen Tagen erhielt das Corps, bei welchem ich stand, Befehl zum Aufbruche nach Cahnpur. Capitain Peel ging mit dem Reste der Seebrigade und der übrigen Armee von Futtighure ab, ehe wir dasselbe erreichten, so daß wir nur ein Regiment daselbst vorfanden, welches als Besatzung in der Festung lag. Dieselbe war jetzt vollkommen in Stand gesetzt, und der dichte Wald, der sie umgab, auf eine Entfernung von 800 Yards gelichtet, um den angreifenden Feind dieses Schutzes zu berauben und die Schußlinie für die Festung frei zu machen. — Wie schnell der Feind von Allem unterrichtet war, was in unserem Lager geschah, sahen wir wieder daraus, daß wir nach dem Aufbruche vom Ramgunga noch nicht weit auf dem Wege nach Futtighure vorgerückt waren, als wir schon kleine Patrouillen Sowars (Reiterei) gewahrten, die uns auf den Fersen folgten, um unsere Bewegungen zu beobachten. Daß wir unter unseren einheimischen Soldaten Spione hatten, welche in steter Verbindung mit dem Feinde standen, habe ich nie bezweifelt, obgleich ich nicht begreife, wie sie dieselbe

bewerkstelligten, da wir Officiere die beargwohnten Leute unter beständiger Aufsicht hielten. Sie statteten ihre Berichte wahrscheinlich in solchen Augenblicken ab, in denen wir uns am sichersten glaubten, oder auf dem Marsche, während dessen die Europäer so mit ihrer eigenen Persönlichkeit zu thun hatten, daß sie unmöglich noch darüber wachen konnten, daß nicht den Feinden, vielleicht durch gewisse Zeichen oder auf besondere, nur ihnen verständliche Weise hingelegte Baumzweige u. s. w., die gewünschten Mittheilungen gemacht wurden. Deutliche Beweise haben wir jedoch nie erlangt, und die Feinde suchten unser Mißtrauen auch dadurch einzuschläfern, daß sie diese Menschen, wenn sie in ihre Hände fielen, ebenso schonungslos behandelten, wie die Engländer.

Capitain Peel hatte die Zeit seines Aufenthaltes in Futtighure keineswegs unbenutzt gelassen. Die rastlose Thätigkeit dieses seltenen Mannes war fast unglaublich; ein neuer wichtiger Gedanke folgte dem anderen, und die Ausführung desselben war ihm eine Erholung. So hatte er die Uebungen der Truppen geleitet und erweitert und die dem Feinde abgenommenen starken Protzwagen so verbessern und ändern lassen, daß er sie zu seinen 68-Pfündern benutzen konnte, welche er mit Erlaubniß des Obergenerals von Allahabad hatte kommen lassen und die ihn nun in Cahnpur erwarteten.

Nach mehreren Tagemärschen erreichten wir Cahnpur am 11. Februar. In dieser Jahreszeit stellten sich die heftigen Winde ein, die den Sand so aufwirbelten, daß wir unsere Taschentücher vor das Gesicht binden mußten, und dessenungeachtet oft Augen, Nase, Ohren und Mund so voll von Sand und Staub hatten, daß uns der Athem stockte. Es muß einen eigenthümlichen Anblick gewährt haben, ein ganzes Corps als „Blindekuh" Spielende daherziehen zu sehen. Nena Sahib hätte dieses Vergnügen haben können, denn wir erfuhren, daß er vor 3 bis 4 Stunden mit einer Cavalerie-Bedeckung von 4 bis 500 Mann des Weges gekommen war. Wir unterschieden noch deutlich den Lagerplatz, wo er gerastet hatte, und die Spuren der Feuerstätten.

Wie schade, daß unsere Colonne nicht etwas früher ausgerückt war! — dadurch entging uns die beste Gelegenheit, diesem indischen Königstiger auf Schußweite zu nahen. Wäre es zu einem für uns siegreichen Gefechte mit ihm gekommen und er lebend in unsere Hände gefallen, von welchem unberechenbaren Einflusse auf den ganzen Krieg würde dies gewesen sein! Ein solches Glück jedoch hätte uns schwerlich zu Theil werden können, da es allgemein bekannt war, daß dieser Hauptleiter der Empörung immer Gift bei sich trug und außerdem geschworen hatte, daß wir ihn lebend nicht in unsere Gewalt bekommen sollten. Man erzählte außerdem, daß sein Leibdiener ihm Nacht und Tag wie sein Schatten folgen müsse und den Befehl habe, ihn in dem Augenblicke zu tödten, in welchem er in die Gefangenschaft der Engländer gerathen würde.

Sechzehntes Capitel.

Cahnpur. — Abmarsch nach Lukhnau. — Der Uebergang über den Ganges. — Dschung-Bahadur. — General Havelock bei Onoa. — Großes Wettrennen im Lager. — Vorurtheile der Hindu. — Ankunft in Allumbág. — General Sir James Outram. — Belohnung der Verdienste Capitain Peel's.

In Cahnpur wurde die ganze Seebrigade wieder unter Capitain Peel's Befehl vereinigt. Auf dem Marsche dahin gingen wir über die Brücke des Kálá Nadí, welche nun vollkommen gut im Stande war, und mußten auch über das Schlachtfeld, das mit Skeletten und Knochen übersäet war.

Wir fanden in Cahnpur 6 Stück der 68pfündigen 8zölligen Bombenkanonen vor, die, wie schon erwähnt, von Allahabad geschickt waren, und die Zimmerleute arbeiteten unausgesetzt an neuen Protzwagen für dieselben.

In der Stadt herrschte jetzt ein viel regeres Leben, als bei unserem ersten Aufenthalte. Von allen Seiten strömten Engländer herbei, welche sich uns anschlossen. Unter ihnen befand sich ein Geistlicher, der allen Anforderungen genügte, die man an seinen Stand zu machen berechtigt war. Er hatte von dem Baume, welcher den berüchtigten Brunnen beschattete, kleine Kreuze verfertigen lassen, mit einem Fuße aus dem Holzwerke des sogenannten Schlachthauses (the slaughter-house), die er zu hohem Preise an die Officiere verkaufte, um für die dadurch erhaltene Summe ein Denkmal an diesem Orte zu errichten, was auch bereits zur Ausführung gekommen ist. Ich versäumte nicht, mich mit einigen Exemplaren dieser kleinen Kreuze zu versehen.

Hier in Cahnpur hörten wir von glaubwürdigen Personen (was sich später auch als vollkommen wahr erwiesen hat), daß Nena Sahib's

Secretair und erster Rathgeber während des Blutbades in Cahnpur und der Umgegend, ein junger, fähiger Mann, Namens Azimula Khan, zur Zeit des Feldzuges in der Krim eine Reise nach England unternommen hatte, um eine Klage gegen die ostindische Compagnie einzureichen. Als er sich auf der Rückreise einige Zeit auf Malta aufhielt, machte er daselbst die Bekanntschaft eines englischen Officiers, gerade als dieser den Befehl erhielt, nach der Krim abzugehen. Azimula Khan beschloß, ihn dahin zu begleiten, unter dem Vorwande, ein neues Land und Volk kennen lernen zu wollen, von welchem er nur wußte, daß es mit den Engländern und Franzosen kämpfe; ein ausreichender Grund, seine Neugierde zu rechtfertigen. Er blieb lange genug in dem englischen Lager, um sich mit allen Verhältnissen der Armee bekannt zu machen, und wußte Alles herauszufragen und zu erlauschen, ohne daß Jemand geahnet hätte, welcher Verrath hinter dieser Wißbegierde verborgen lag. Nachdem er Alles, was er gewollt, erfahren hatte, kehrte er nach Indien zurück, wo er Nena Sahib aufsuchte und mit ihm nach Lukhnau ging, um den Aufstand vorzubereiten und zu ordnen. Als Pilger verkleidet wallfahrteten sie nach dem Himalaya, nahmen alle Militairstationen in Augenschein, die auf dem Wege lagen, und versuchten, das Volk aufzuwiegeln, ohne ihr eigentliches Vorhaben kundzugeben. Von den Bergen des Himalaya zog Azimula allein weiter nach Simla, um die Gûrkhas zum Abfalle von der englischen Regierung zu bewegen, richtete hier jedoch nichts aus, weil er bei diesem Volke weder beliebt noch geachtet war.

Cahnpur ist wegen seiner ungesunden Lage in ganz Indien bekannt, und wir kamen daselbst gerade in einer Jahreszeit an, welche die Wahrheit dieser Behauptung bestätigte. Es ist nicht allein die drückende Hitze, über die man sich beklagt, sondern auch eine vergiftete Atmosphäre, die langsam, aber sicher die Gesundheit untergräbt. Was mir den Aufenthalt besonders unangenehm machte, war das unaufhörliche Aufwirbeln von Flugsand, fein wie Knochenmehl und von übelem Geruche.

Am 12. Februar verließen wir diese Stadt, um nach Lukhnau zu marschiren und wieder Besitz von demselben zu nehmen.

Der Artilleriepark der Seebrigade war jetzt in vortrefflicher Ordnung und nahm auf dem Marsche eine Strecke von mehreren englischen Meilen ein. Er bestand aus 6 Stück 8zölligen 68pfündigen Bombenkanonen, die 3¼ Tons wogen, mit ihren Protzwagen, denen der 24-Pfünder ähnlich, doch von stärkeren Verhältnissen, die aber nicht, wie diese, auch zugleich die Munitionsvorräthe trugen, da besonders hierzu bestimmte Fuhrwerke mit gefüllten und ungefüllten Bomben, Kugeln und Pulver beladen waren; ferner aus 10 Stück 24-Pfündern von großem Caliber, welche 2½ Tons wogen, 4 Stück 24pfündigen und 4 Stück 12pfündigen Mörsern auf ihren Wagen und endlich aus einer 24pfündigen und einer 12pfündigen Feldkanone (Landungskanonen von dem Shannon). Diese Geschütze mit ihren Munitionswagen bildeten einen Park, welcher es wohl verdiente, gesehen und bewundert zu werden.

Ueber den unweit der Stadt fließenden Ganges schlugen wir eine Schiffbrücke, um vermittelst derselben das Königreich Aude zu betreten. Diese Brücke war schmal, und unsere Ochsen gaben sich unlenksamer als je, was die Hinüberschaffung der Artillerie wieder sehr erschwerte. Aber welch' ein Gemälde gewährte dieser Uebergang über den Fluß. Die Truppen sowohl als der Troß waren aus Angehörigen der verschiedenen indischen Völker zusammengesetzt, in deren Köpfen sich der Grundzug ihres Stammes scharf ausgeprägt zeigte. Die meisten waren Hindu aus Bengalen und den nordwestlichen Provinzen, die Stämme von Central-Indien dagegen weniger zahlreich vertreten, und Muselmänner fand man nur unter den dienenden Classen aus Oude. Der starkknochige Afghane, mit seinem mächtigen Turban und seiner helleren Gesichtsfarbe, der sein mit Obst beladenes Kameel vor sich hertrieb; der Sikh, der seinen Backenbart zusammengebunden und über dem Kopfe zusammengeknotet hatte und gewöhnlich ein Tuch um die Wangen trug, um jene Zierde vor Staub zu schützen; der wohlgenährte

Babu, der gleichgültig in seinem Tragsessel von Bambus saß und sich höchstens nach seiner Ehehälfte umsah, welche hinter ihm auf einem Maulthiere ritt, umgeben von Kindern und Gepäck; der schmächtige Bewohner von Madras, mit hohem Turban und einem Gewande von dem feinsten Mousselin oder anderem bunten Zeuge, mit dem Elephanten seines Herrn spielend; die Kulis oder Lastträger, welche alle Arten von Gepäck auf ihren Rotangs fortschaffen; Heerden von Milchziegen und Schafen und lange Züge von Kameelen, welche durch Stricke, die von dem Schwanze des vorderen bis zum Maule des folgenden Thieres liefen, an einander gebunden und stark beladen waren, dies Alles bildete den Stoff zu der reichsten, buntesten Mosaik.

Zu dem, was ich oben über unsere Seebrigade sagte, muß ich noch hinzufügen, daß allein zur Weiterbeförderung der Artillerie 800 Ochsen erforderlich waren. Jeder Officier hatte ein Dienstpersonal von 10 bis 12 Personen, und außerdem begleitete uns ein Gefolge von Handelsleuten, welche uns mit mancherlei unentbehrlichen Artikeln, wie z. B. Tabak, Seife, Futter für unsere Pferde u. s. w., versorgten.

Der Uebergang über den Fluß nahm mehrere Stunden in Anspruch, und da ich beauftragt war, den Transport der Artillerie zu beaufsichtigen, hatte ich die beste Gelegenheit, die ungeheueren Anstrengungen kennen zu lernen, die derartige Unternehmungen erfordern. Wer nicht selbst Augenzeuge gewesen ist, kann sich keinen Begriff von den Schwierigkeiten machen, mit denen eine Armee in Indien auf ihren Märschen zu kämpfen hat; und doch habe ich von Sachverständigen behaupten hören, daß es hier vor wenigen Jahren noch weit beschwerlicher war, sich mit einer größeren Truppenmacht fortzubewegen.

Nach einem Marsche von 14 englischen Meilen langten wir in Onoa an, wo wir 14 Tage rasteten, theils damit die zu diesem Zwecke ausgeschickten Abtheilungen unsere Fronte und Flügel von den Aufständischen säuberten, theils um nicht früher vor Lukhnau einzutreffen, bevor Dschung-Bahadur mit seinen Gürkhas zu uns stoßen konnte, um die Belagerung dieser Stadt mit uns zu beginnen. Der General-

gouverneur wünschte, daß Sir Colin dem Dschung-Bahadur Gelegenheit gäbe, seine Ergebenheit für England durch thätigen Antheil an dem Kampfe gegen die Aufrührer an den Tag zu legen.

Dschung-Bahadur, der regierende Fürst von Nepál, blieb den Engländern treu und unterstützte sie mit seinen Gürkhas. Man erzählt, daß er sich vor einigen Jahren, bei einem Besuche in England, in eine Lady von hohem Range verliebt habe, die aber seine Liebe nicht erwiederte. Als er England verließ, überreichte er dieser Dame einen Ring, mit der Bitte, sie möge ihm denselben zurücksenden, wenn sie jemals einen Wunsch hege, zu dessen Erfüllung er beitragen könne, und sie möge überzeugt sein, daß er alle seine Macht anwenden werde, demselben nachzukommen. Als nun der Aufruhr ausgebrochen war, sandte sie ihm den Ring mit der Bitte, ihren Landsleuten Hülfe zu bringen und den Tod ihrer armen geopferten Schwestern zu rächen. Er hat beides gethan und sein Wort wie ein Edelmann gehalten!

Hier, bei Onoa, hatte General Havelock den Feind zweimal geschlagen, und die Spuren der Kugeln in den Mauern und Wällen lieferten sprechende Beweise von diesen Gefechten. Die Dörfer sind nämlich gewöhnlich von Wällen eingeschlossen, um den Feind und die Raubthiere von den Wohnungen fern zu halten. Die meisten Häuser in Onoa standen leer, da die Eigenthümer, in der Voraussicht, daß ein Zusammentreffen mit uns nicht gut für sie ausfallen werde, sich demselben wohlweislich durch die Flucht entzogen hatten. Ueberall fanden wir Kaufläden, was wir aber am meisten bedurften, war frisches Trinkwasser. — Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich in der ersten Zeit oft daran dachte, daß das Wasser vergiftet sein könne, wenn mir der Trunk durch einen Wasserträger von sehr zweideutigem Aussehen credenzt wurde; dennoch leerte ich meinen Becher so ruhig wie Sokrates, nur mit dem Unterschiede, daß er Sieger über sein Schicksal und ich Sclave des meinigen war.

Auch die schottische Brigade unter General Adrian Hope lag in Onoa. Mit diesen Truppen stand unsere Brigade im besten Einver-

nehmen. Die stolzen, biederen Schotten mit ihrer würdigen, achtunggebietenden Haltung gefielen mir ungemein. Als wir uns eines Tages mit unserer Artillerie übten, kam General Hope zu uns und war höchst erstaunt über die Leichtigkeit, mit welcher wir diese 16 schweren Geschütze fortbewegten; denn binnen 2 Minuten bildeten wir mit 68- und 24pfündigen Kanonen aus der Linie Quarré. Der General bezeugte dem Capitain Peel seine Anerkennung und erklärte, daß er dergleichen bisher nicht gesehen und es für Scherz gehalten habe, als man ihm davon erzählte. — Zu jeder Kanone gehörten 20 Mann, wenn sie aber auf eine größere Entfernung fortgeschafft werden sollten, mußte die Reserve Handreichung leisten.

Zu unseren größten Belustigungen während unseres Aufenthaltes in Onoa gehörte ein Wettrennen, welches näher zu beschreiben ich mir nicht versagen kann, da das Endergebniß desselben eine angenehme Erinnerung für mich enthält. —

Einige Tage vor dem Rennen wurden die Bahn abgesteckt und die Punkte bezeichnet, an welchen die Hindernisse angebracht werden sollten. Die Bahn bildete einen Halbkreis und war ungefähr eine viertel Meile lang und 50 Ellen breit. Das erste Hinderniß bestand in einem Graben von 8 Ellen Breite und geringer Tiefe, dessen jenseitiger Rand etwas höher lag, als der diesseitige; das zweite Hinderniß war eine Verzäunung aus Pfählen und Zweigen, von der Höhe unserer Pfahlzäune; hinter derselben lagen noch zwei eben solche Verzäunungen in einiger Entfernung von einander, und einige Schritte hinter der letzten stand ein Munitionswagen mit einer hohen Stange, von deren Spitze die englische Flagge herabwallte. Wer zuerst bei dieser Flagge vorüber gelangte, wurde als Sieger begrüßt und darauf die Flagge heruntergelassen.

Die ersten Male, als ich mein Pferd zwingen wollte, über diese Hindernisse zu setzen, war es durchaus unregierbar, was wohl größtentheils meiner eigenen Ungeschicklichkeit zugeschrieben werden mußte. Ich wandte alle freien Stunden dazu an, meinem Bucephalus begreiflich

zu machen, daß unserer beider Ehre von unseren gemeinschaftlichen Bemühungen abhinge, wobei wir uns gegenseitig mit unseren Kräften zu unterstützen und unseren Anforderungen zu genügen hätten.

Das Festprogramm lautete: 1. Wettrennen mit großen Pferden; 2. mit Ponies; 3. Wettlaufen der Officiere, auf der Bahn mit und ohne Verzäunungen; 4. Wettlaufen der Mannschaft; 5. Rennen der Matrosen auf Ochsen (wie die Abbildung zeigt); 6. Einfangen eines mit Seife bestrichenen Schweines.

Ich ließ mich als Theilnehmer an dem ersten Rennen einschreiben, mein Pferd unter dem Namen „Max" und mit der Bemerkung, daß es der Eigenthümer selbst reiten würde. Mehrere Kameraden wünschten mein Pferd zu leihen, unter dem Vorwande, daß ich zu schwer für dies junge, zarte Thier sei, da die anderen Officiere von meiner Größe ihre Pferde von Jokeys reiten ließen, welche von jungen Midshipmen in prächtigen Livreen dargestellt wurden. Ich hatte aber einmal meinen Entschluß gefaßt und wollte ihn auch unter allen Umständen ausführen. Die Preise bestanden nicht wie gewöhnlich in Gold- und Silbergefäßen, sondern in einer Summe Geldes, die im Lager zusammengeschossen worden war.

Endlich erschien der Tag, an dem wir die Proben unserer Geschicklichkeit ablegen sollten. Schon hatte sich eine zahlreiche Menge Zuschauer an der Bahn eingefunden. Die Bewerber um den ersten Preis wurden aufgefordert, ihren Platz einzunehmen, und auf das erfolgte Zeichen gaben wir den Pferden die Sporen und flogen davon wie die Pfeile. Ueber den Graben kamen wir alle glücklich hinüber, an der ersten Verzäunung aber zerstreuten sich die Pferde und jagten im Galopp nach allen Richtungen über das Feld. Sobald wir uns gesammelt und unsere Plätze wieder eingenommen hatten, begann der Ritt von neuem. Diesmal kamen nur ich und ein Kamerad glücklich über die erste Verzäunung; kaum waren wir aber hinüber, als ich fühlte, daß sich der Sattel lockerte und unter den Bauch des Pferdes rutschte. Ich versuchte jedoch, meinen Platz fest zu behaupten, peitschte mein wildes

Thier über die letzte Verzäunung und flog unter dem lauten Jauchzen der Menge zuerst an der Flagge vorüber. Bei dem zweiten Rennen gelang es mir insofern weniger gut, als mein Nebenbuhler anfangs einen unbedeutenden Vorsprung vor mir hatte, sodaß der Wettkampf nur noch zwischen uns beiden zu entscheiden war. Dies reizte mich zu neuer Kraftanstrengung, und ich hatte bei der vierten Verzäunung das Glück, daß mein Nebenbuhler vom Pferde fiel und ich zum zweiten Male als Sieger das Ziel erreichte. Nun blieb mir nur noch ein dritter Sieg übrig, um den bestimmten Preis zu gewinnen.

Als ich meinen schaumbedeckten Max wieder in die Bahn führte, um das Glücksspiel fortzusetzen, kam ein junger, bleicher, schottischer Officier zu mir heran und sagte mit matter Stimme: „Kennen Sie mich nicht wieder, den Verwundeten, zu dessen Rettung Sie in Allahabad beitrugen? Erlauben Sie mir, daß ich heute Ihnen einen Dienst erzeige; ich sehe, daß Ihr Sattel nicht paßt, nehmen Sie den meinen, ich rathe es Ihnen als Freund!"

Ich dankte ihm für sein freundliches Anerbieten, schlug es aber nichtsdestoweniger aus, schwang mich in den Sattel und gebrauchte Sporen und Reitpeitsche. Anfangs ging Alles nach Wunsch; ich erreichte die letzte Verzäunung vor meinem Wettstreiter, aber gerade, als mein Pferd anlief, um über dieselbe zu setzen, glitt der Sattel wieder unter den Leib des Thieres. Nun galt es, sich fest zu halten, und das gelang mir, Dank sei es Capitain Wahlfeldt's Unterricht im Reiten mit Verhängung. Endlich erreichte ich das ersehnte Ziel und wurde von einem tausendstimmigen Hurrah empfangen. Alt und Jung wünschten mir Glück, und ich empfing aus den Händen des Kampfrichters, Capitain Peel, den ausgesetzten Preis.

Mein armer Max stand tief athmend neben mir; Hals und Brust waren mit Schaum bedeckt, die Seiten blutig von den Sporen; er sah mich vorwurfsvoll an, als wollte er sagen: Herr, du hast heute deine Gewalt gemißbraucht und dankst doch mir allein deinen Sieg. Vergiß nicht, daß sich so ein Thier an seinem Unterdrücker rächt, und

laß dies dein Herz milder und besser stimmen! Ich streichelte gerührt mein edles Thier und gelobte im Stillen, daß ich nie seine Kräfte unnöthiger Weise wieder so in Anspruch nehmen wolle, und am allerwenigsten, um eine ebenso rohe als grausame Eitelkeit zu befriedigen. — Mensch und Thier hatten einander verstanden!

Indessen hatte die Mißhandlung des armen Max doch das Gute mit sich gebracht, daß er seine glänzenden Eigenschaften an den Tag legte und zeigte, was er, selbst unter den Händen eines ungeschickten Reiters, vermochte. Das vor kurzem noch so wenig beachtete Thier war plötzlich ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Theilnahme geworden. Es wurden mir mehrere vortheilhafte Anerbieten gemacht, im Fall ich Willens sei, es zu verkaufen, und namhafte Summen dafür geboten. Aber ich hatte eine große Schuld an das Thier abzutragen und konnte dies nur auf eine Weise: indem ich es behielt und mit aller Sorgfalt pflegte.

Hierauf folgte das Rennen der Ponies; dann das Wettlaufen, bei welchem unsere Matrosen sich besonders durch Gewandtheit und Ausdauer hervorthaten. Das Rennen der Ochsen war höchst komisch anzusehen. Diese Thiere, deren Trägheit allgemein bekannt ist, sind nicht leicht aus dem gewöhnlichen Schritte zu bringen. Unsere Matrosen aber, deren mehrere auf einem Thiere saßen, verstanden es, dieselben durch den Gebrauch des Bambus und mittelst Zerren und Reißen an den Schwänzen in eine Art Trab oder Galopp zu bringen, wahrscheinlich der erste und letzte, in den diese Thiere in ihrem Leben gesetzt worden sind. Das Einfangen des geseiften Schweines rief große Heiterkeit unter den Zuschauern hervor, besonders da ein Matrose, nachdem es mehreren mißglückt war, den Schwanz desselben erfaßte und, als er sah, daß er ihn nicht festhalten konnte, rasch ein Stückchen davon abschnitt und als Beweis seines Sieges in die Luft hielt. Mit diesem Scherze endete das Fest, und der Abend verstrich unter fröhlichen Spielen und Plaudern.

Ein anderes Vergnügen für mich bestand darin, mit den Ele-



phanten in den nahen Wald zu gehen, wohin sie geführt wurden, um in dem dortigen Teiche zu baden. Der Führer ritt das Thier in das Wasser und berührte den Nacken desselben mit seinem Bambus, worauf es sich langsam niederlegte, den Rüssel mit Wasser füllte und dieses dann in einem Strahle über den Rücken spritzte. Hierauf kletterte der Führer an den Seiten des Thieres, die aus dem Wasser hervorragten, hinab und säuberte sie mit einem Striegel von Unreinigkeiten.

Ich hatte während dieser 14 Tage mehrmals Gelegenheit, mich von den Vorurtheilen zu überzeugen, denen der Hindu in Folge seiner religiösen Begriffe unterworfen ist. So ging ich z. B. eines Tages an dem Orte vorbei, wo meine Pferde angebunden waren, und erblickte meinen Syce oder Reitknecht, welcher eben sein Mittagsessen (Khánà) bereitete. Kaum war ich vorbei, als er die Schüssel aufnahm und den ganzen Inhalt derselben fortwarf; und warum? weil ein in seinen Augen verdammter Mensch die Speisen, die von seinen Göttern gesegnet waren, durch seinen Blick verunreinigt hatte! — Ein nicht weit davon entfernt sitzender Mhitar oder Eingeborener aus niederer Kaste fiel gierig darüber her und verschlang sie mit der Gefräßigkeit des Schakals.

Am Abend des 24. erhielten wir den Befehl, uns am folgenden Morgen zum Aufbruche bereit zu halten. Wir verließen Onoa ohne Bedauern. Auf dem Wege mußten wir abermals über eine Brücke, welche noch kürzlich in den Händen des Feindes gewesen und von demselben verbarricadirt worden war. In der Barricade selbst befand sich eine Oeffnung, die wahrscheinlich zum Durchgange für die Wagen bestimmt gewesen war Als wir daselbst ankamen, ließ mich Capitain Peel zu sich rufen und befahl mir, danach zu sehen, ob die Oeffnung weit genug sei für die Kanonen. Ich wußte, daß der Capitain sich in ähnlichen schwierigen Fällen nur auf seine eigenen Augen verließ, und ahnete sofort, daß er mich mit diesem Auftrage des Vertrauens prüfen wollte. Ich untersuchte die Oeffnung und erklärte meinem Vorgesetzten, daß wir ungehindert weiter gehen könnten, wohl wissend,

daß ich seine gute Meinung eingebüßt haben würde, wenn ich das Gegentheil behauptet hätte, und trotzdem das Geschütz glücklich durchgebracht worden wäre. Ich ließ eilig die Elephanten ausspannen und befahl meinen Matrosen, die Kanonen durch die Oeffnung zu ziehen; diese war freilich so eng, daß die Radnaben an die Mauern streiften, aber dennoch ging Alles glücklich von statten, und am Nachmittage schlugen wir unser Lager in Nauabgundsche auf. Am 26. marschirten wir von diesem Orte ab und erreichten an demselben Tage einen anderen Lagerplatz auf einer weiten Ebene, ¾ Meilen von Allumbág, welches die Unseren unter General Sir James Outram besetzt hielten. Dieser Feldherr war wiederholt von einem stark überlegenen Feinde angegriffen worden, hatte diese Prüfungen aber wie ein Held bestanden. Auch von dem nahegelegenen Lukhnau waren häufige Ausfälle gemacht worden, und zwar mit immer frischen Truppen, welche aber so gründlich von den englischen Bajonneten zurückgeworfen wurden, daß sie keinen Angriff mehr wagten. Wir hatten oftmals Kanonendonner gehört und schlossen daraus, daß unsere schwer geprüften Kameraden in Allumbág sich Tag und Nacht nach uns sehnten, nicht sowohl, um mit unserer Unterstützung den Feind in Schach zu halten, als vielmehr, um denselben in seiner stärksten Stellung, dem befestigten Lukhnau, anzugreifen, hinter dessen stark besetzten Verschanzungen eine Armee von 120,000 Sipoys lag, die den feierlichen Beschluß gefaßt hatten, für ihre Sache zu siegen oder zu sterben. Eigenthümlich war es, unsere eingeborenen Diener zu beobachten, die immer unruhiger und niedergeschlagener wurden, je mehr wir uns Lukhnau näherten, da sie es für ausgemacht hielten, daß wir daselbst geschlagen würden. Diese Ueberzeugung war ihnen von den Bewohnern der Dörfer aufgedrängt worden, in denen wir auf dem Durchmarsche einige Stunden Rast hielten, welche hinreichten, so schwache Charaktere gänzlich zu entmuthigen.

Als ich eines Abends von einem Spazierritte in das Lager zurückkehrte, hörte ich das Signal: „Antreten!" — Jeder eilte an seinen

Platz, in der Meinung, daß wir von dem Feinde überfallen seien. Die Sache verhielt sich indessen anders. Unsere Ghasiyárás hatten sich, wie gewöhnlich bei einem längeren Halt, in die umliegende Gegend gewagt, um Gras für unsere Pferde zu schneiden, als sie plötzlich einen Trupp feindlicher Cavalerie (Sowars) gewahrten, der wahrscheinlich von Lukhnau ausgeschickt war, um unsere Stellung zu erkunden. Die erschrockenen Ghasiyárás waren zur nächsten Feldwache geflohen, deren junger Befehlshaber, ohne sich zuvor von der wirklichen Lage der Dinge zu überzeugen, sofort zum General eilte, mit dem Berichte, daß der Feind im Anmarsche sei. Wir erfuhren bald, daß wir von einem unerfahrenen Subalternofficiere in den April geschickt worden waren, der es freilich gut gemeint, aber seinen Diensteifer zur Unzeit an den Tag gelegt hatte. Wir wurden dadurch übrigens zu größerer Vorsicht und Wachsamkeit ermahnt. Ich habe mich mehrfach darüber gewundert, daß die feindliche Cavalerie die beste Gelegenheit unbenutzt ließ, uns in Massen anzugreifen, während wir auf dieser weiten Ebene, ohne alle Verschanzungen, lagerten. Die Anführer der Rebellen beharrten aber fest in ihrem Entschlusse, daß die Schlacht bei Lukhnau den ganzen Feldzug entscheiden solle, und daß sie sich nur da zum letzten Kampfe rüsten und stellen wollten.

Während wir noch hier in Bunthárah lagen, erhielten wir auf telegraphischem Wege aus Calcutta die Mittheilung, daß unser allgemein verehrter Führer, Capitain William Peel, von der Königin zum Commandeur des Bathordens und zum Adjutanten Ihrer Majestät ernannt worden sei. Alt und Jung, Hoch und Niedrig eilten sofort zu dem edlen Manne und tapferen Krieger, um ihm Glück zu einer Auszeichnung zu wünschen, die er so wohl verdient hatte. Auch ich bat, an der allgemeinen Freude theilnehmen zu dürfen, obgleich ich ein Fremdling sei, und erklärte, daß ich keinen Schritt vor den Engländern zurückwiche, wo es gelte, Liebe, Achtung und Vertrauen zu unserem Befehlshaber an den Tag zu legen. Ich sah deutlich, daß meine Worte einen angenehmen Eindruck auf ihn machten; er reichte mir lächelnd

die Hand, dankte für meine warme Theilnahme und fügte etwas ernster hinzu: „Da ich bis jetzt noch keine amtliche Mittheilung empfangen habe, die mir diesen Gnadenbeweis der Königin bestätigt, kann ich dem Gerüchte keinen vollen Glauben schenken; aber selbst wenn sich dasselbe als unwahr bewiese, habe ich Ursache, ihm zu danken, da es mir Gelegenheit gab, die wohlthuendsten Beweise der Achtung und Anhänglichkeit meiner Kameraden zu empfangen."

Nach den Gesetzen des Bathordens war unser Anführer als Post-Capitain nicht berechtigt, zum Commandeur desselben ernannt zu werden. Als die Königin der Admiralität ihren Entschluß mittheilte, die großen Verdienste Capitain Peel's mit diesem Ehrenzeichen zu belohnen, hatten die hohen Mitglieder des Rathes erwidert, daß es gegen die Verfassung streite, dasselbe einem Manne zu verleihen, der nicht den Rang eines Admirals bekleide, worauf die Königin entgegnete: „Wohlan, so machen Sie ihn zum Admiral!" — Die Admiralität erklärte abermals, daß solches unvereinbar sei mit den Queen's Regulations. — „Nun, so mache ich ihn dennoch zum Commandeur des Bathordens, und dabei bleibt es!" — entschied die Königin Victoria — und ganz England zollte dieser Handlung seinen Beifall. Unser erster Lieutenant war zum Commander in der Flotte und zum Ritter des Bathordens ernannt worden, was ebenfalls bis jetzt noch mit keinem Lieutenant geschehen war.

Siebzehntes Capitel.

Der Marsch nach Lukhnau. — Die Festung Dschellalabad. — Ein heißer Ritt. — Lukhnau. — Aus meinem Tagebuche über die Belagerung von Lukhnau. — Einnahme von Dil-Kbuscha. — Die Paläste von Lukhnau. — General Sir James Outram geht über den Gümti. — Gute That eines Hindu. — Die Bresche in der Martinière. — Sir William Peel wird verwundet. — Der Sturm auf die Martinière. — Ein zurückgeschlagener Ausfall. — Die erste Befestigungslinie des Feindes wird gestürmt und genommen. — Tapferkeit der Sipoys.

Am Abend des 3. März erhielten wir den Befehl, von Buntharah aufzubrechen und unmittelbar nach Lukhnau zu marschiren, wohin Sir Colin Campbell schon vor einigen Tagen mit einer Abtheilung vorausgegangen war. — Nachdem wir einige englische Meilen zurückgelegt hatten, entdeckten wir in der Ferne die Umrisse der Festung Dschellalabad, welche an einem kleinen See gelegen und von einem dichten Gehölze umgeben war, der letzte feste Punkt vor Lukhnau, der sich noch in den Händen der Engländer befand, vertheidigt durch eine Abtheilung der Besatzung von Allumbâg. Als wir näher kamen, sahen wir die Bajonnete über die Mauern hervorragen und im Mondlichte glänzen, und von den Zinnen des höchsten Thurmes winkte uns die englische Fahne ihr Willkommen zu. — Ich kann nicht sagen, daß das Aussehen dieser Festung danach war, einen muthigen Feind zurückzuschrecken, im Gegentheil, sie schien ihn eher zum Sturme aufzufordern, wenn auch nur, um ihn von der Wahrheit des Satzes zu überzeugen, daß man Dinge nicht bloß nach ihrer Außenseite beurtheilen dürfe. Die Hindu hatten mehrfach versucht, diese Festung zu erstürmen, aber innerhalb derselben befand sich ein Held — General James Outram — der aus dem Grunde verstand, sich den Feind vom Leibe zu halten, und ihn sein gewagtes Spiel theuer bezahlen ließ. Wir sahen die zerbro-

chenen Sturmleitern der Sipoys, welche sie dort hingetragen hatten, um den Platz zu stürmen, und die Skelette ihrer dabei Gefallenen. Nachdem wir Dschellalabad im Rücken hatten, zogen wir über ein großes Feld, eine Zuckerpflanzung, von wo aus wir in der Ferne Lukhnau entdeckten. Sobald wir dasselbe erblickt hatten, machten wir Halt, sowohl um die Colonnen zu ordnen, als auch weil wir unter den Bäumen und in dem hohen Grase weiße Gestalten und Turbane schimmern sahen — ein deutlicher Beweis, daß der Feind in der Nähe war. Dieser berittene Trupp gehörte zu den Feldwachen von Lukhnau und zog sich bei unserer Annäherung zurück. Zum Rasten war keine Zeit, obgleich der Marsch durch die ungebahnten Wege, die wir einschlugen, bedeutend erschwert wurde. Besonders für die Artillerie war es sehr hindernd, daß sie über Mauern und Zäune, durch Moräste und gefährliche Hohlwege vorwärts mußte. Es war mir unerklärlich, daß uns der Feind auch jetzt nicht angriff, da wir, gänzlich erschöpft, nur einen schwachen Widerstand hätten leisten können. Er ließ uns statt dessen friedlich weiter ziehen, sodaß wir uns nach einem 24stündigen Marsche am folgenden Mittag in der Nähe von Lukhnau befanden.

Von außen und innen mit Staub bedeckt, hungernd und vor Mattigkeit schwankend, suchten wir, in Ermangelung der Zelte, anderweitigen Schutz vor der Sonne und warfen uns auf die Erde, in Erwartung dessen, was da kommen sollte. Kaum hatte ich einen schattigen Platz eingenommen, als Lieutenant Vaughan zu mir kam und mir den Befehl ertheilte, sofort Capitain Peel aufzusuchen, um ihn von unserer Ankunft in Kenntniß zu setzen und um Verhaltungsbefehle zu bitten. Im Nu saß ich im Sattel; wohin ich mich aber wenden sollte, wußte mein Vorgesetzter ebensowenig, als ich selbst. Da machte ein Kanonenschuß meiner Ungewißheit ein Ende; ich wußte, daß ich Capitain Peel am sichersten da finden würde, wo mit feindlichen Kugeln bedient wurde, und sprengte in vollem Galopp nach der Gegend, von welcher ich die Kanonade gehört hatte. Kaum hatte ich eine Strecke von 700 bis 1000 Ellen zurückgelegt, als ich Gewehrkugeln um mich

her pfeifen hörte. Bald darauf begegnete mir ein Officier, der mir rieth, den Rest des Weges zu Fuße zurück zu legen, falls ich mein Ziel lebend zu erreichen wünsche. Ich dankte für Rath und Aufklärung, blieb aber dennoch im Sattel, da ich über ein weites Feld mußte und der Meinung war, daß ich um so sicherer vor den Kugeln sei, je rascher ich darüber hin flöge. Schon hatte ich im Hintergrunde einige verfallene Mauern entdeckt, hinter welchen Capitain Peel's Batterien, die ein heftiges Feuer unterhielten, aufgefahren waren. Auch der Feind richtete auf diesen Punkt seine Kugeln, von denen eine so dicht bei mir vorüber flog, daß sie, wenn ich nur eine Elle weiter vorwärts gewesen wäre, meiner Theilnahme am indischen Kriege ein plötzliches Ende gemacht haben würde. Nun erblickte ich auch Capitain Peel, als er eben Befehle an die Mannschaft ertheilte. Sobald er meiner ansichtig wurde, winkte er mir, abzusteigen. Ich schwang mich aus dem Sattel, führte mein Pferd am Zügel und trat heran, um meine Meldung zu machen. Capitain Peel warf mir scherzend meine Verwegenheit vor, so „auf den Kugeln des Feindes zu reiten," wie er sich ausdrückte; aber ein solcher Vorwurf aus seinem Munde hatte für mich den schönsten Klang. — Bald war ich wieder auf dem Wege und erreichte nach scharfem Ritte unverletzt unsere Brigade.

Da es nicht meine Aufgabe ist, eine Geographie zu schreiben, will ich mich damit begnügen, über Lukhnau, die Hauptstadt des Königreiches Aude, nur zu erwähnen, daß sie an dem Flusse Gûmti, über welchen zwei Brücken führen, liegt und gegen eine Million Einwohner hat. Genanntes Königreich wurde im Jahre 1856 dem englischen Reiche einverleibt und ist einer der herrlichsten Edelsteine in der britisch-indischen Krone. Was die Stadt Lukhnau betrifft, so möchte ich sie, gleich einem anderen Fremden, welcher Indien besuchte, in drei Theile theilen: in die Altstadt, mit ihren engen, dunkelen Gassen, ihren alterthümlichen Gebäuden, prachtvollen Moscheen und mit dem Perlenpalast Moti-Mahal, der wegen seiner Handschriftensammlung weltbekannt ist, u. s. w.; ferner in die Neustadt, südöstlich vom Gûmti,

in europäischem Style gebaut, mit dem königlichen Lustschlosse Sara Baksch, mit reizenden Gärten und wild-romantischen Parkanlagen; — und endlich in die dritte Stadt, nördlich vom Gûmti, welche hauptsächlich aus Palästen, Moscheen und anderen, den Priestern gehörenden Gebäuden besteht. Hier liegt auch das englische Residenzschloß, in das sich die Engländer beim Ausbruche des Aufruhrs zurückzogen. Bei unserer Ankunft vor dieser Stadt, der man nicht mit Unrecht den Namen des indischen Athens gegeben hat, herrschte daselbst mit eisernem Scepter ein launenhaftes, schlaues und rachsüchtiges Weib, deren Durst nach britischem Blute nicht mit einem Weltmeere zu löschen war. Sie hieß Huzrut Mahul, war Wittwe und die Mutter des 14jährigen Königs von Aude; sie regierte im Namen ihres Sohnes und wurde darin durch ihren Vertrauten Mummû-Khan unterstützt. Zum Anführer der Aufständischen hatten sie gemeinschaftlich einen muhamedanischen Priester Namens Moulvie gewählt, einen glühenden Glaubenseiferer, der den Hoffnungen, die man auf seine Grausamkeit setzte, vollkommen entsprach, nicht allein aus Haß gegen die Christen, sondern auch getrieben von dem Plane, dereinst selbst die Zügel der Regierung zu ergreifen.

Dicht vor der Stadt lag ein prächtiges Schloß, welches die königliche Familie als Sommerresidenz benutzte und den dichterischen Namen Dil-Khuscha oder „Herzenslust" führte. Seine großartigen Parkanlagen waren niedergehauen, um die Schußlinien für die Artillerie zu öffnen; die Gärten waren in Gräben und Wälle und die Häuser in Casernen umgewandelt worden. Zwischen diesem Schlosse und der Stadt lag das sogenannte Constantia oder die Martinière.

Um dem Leser eine möglichst klare Vorstellung von den blutigen Auftritten zu geben, die nun dicht aufeinander folgten und dem Falle von Lukhnau vorausgingen, und um zu zeigen, wie wir jeden Zoll des Bodens erkämpfen und mit unserem Blute tränken mußten, ehe wir Besitz von dieser Stadt nehmen konnten, lasse ich hier einige Blätter

aus meinem Tagebuche folgen, in welchem die täglichen Unternehmungen gegen den Feind aufgezeichnet sind.

Den 4. März. Nachdem unsere Truppen von verschiedenen Richtungen her aufmarschirt waren und ihre Stellungen eingenommen hatten, wurden in Eile einige Angriffscolonnen gebildet, um Dil-Khuscha sogleich zu stürmen. Dieser Punkt war von der größten Wichtigkeit für uns, da er einen Theil des Flusses beherrschte und unsere eigene Sicherheit es erforderte, die Befestigungsarbeiten daselbst zu unterbrechen. Mit einem lauten »England for ever!« rückten unsere Colonnen vor; sie wurden von einem heftigen Kugelregen empfangen, aber nach wenigen Stunden wehte die englische Fahne auf der Zinne von Dil-Khuscha. Das Schloß war durch einen Handstreich genommen worden. Der Feind hatte es sich nicht träumen lassen, daß es einer Armee nach einem so angreifenden Marsche in brennender Sonnenhitze einfallen könne, sofort einen befestigten Platz zu stürmen, ehe sie weder etwas geruht, noch Erfrischungen zu sich genommen hatte. Hierauf wurden unsere Kanonen bei Dil-Khuscha aufgefahren und auf die erste verschanzte Linie des Feindes gerichtet. Zwischen uns und der Stadt befand sich ein breiter Canal, an welchem wir Brustwehren für einige unserer Batterien aufwarfen; das schwere Geschütz wurde an das Ufer des Gûmtî hinunter gebracht, welcher an der Stadt vorbei fließt. Es galt, das Feuer der Martinière zum Schweigen zu bringen, welches stark mit Kanonen besetzt und von ebenfalls stark bewaffneten Erdwällen und im Zickzack angelegten Laufgräben umgeben war, von denen ein wohl unterhaltenes Gewehrfeuer prasselte. Kaum war das Feuer von beiden Seiten eröffnet, als eine Kanonenkugel in unsere Batterie schlug, einem Matrosen die Lende wegriß und einem anderen den Kopf zerschmetterte, sodaß das Gehirn auf die Lafette meiner Kanone spritzte.

Von dem platten Dache Dil-Khuscha's hatte man die herrlichste Aussicht über Lukhnau. Da das Schloß aber von mehreren Generalen mit ihrem Stabe bewohnt war, und man dasselbe schonen

wollte, um es später zum Lazareth einzurichten, wurde es nicht einem Jeden gestattet, auf das Dach zu gehen und seine Neugierde zu befriedigen, weil der Feind, falls er mehrere Personen daselbst bemerkte, sogleich einige Kugeln dahin gesandt haben würde und leicht das Gebäude hätte in Brand schießen können. Es flogen ohnehin schon einige Bomben im Bogen über den Palast, die in der Nähe unseres Lagers niederschlugen und zerplatzten, sodaß dasselbe weiter zurück verlegt werden mußte.

Den 5. März. Unsere Ingenieure erhielten Befehl, eine Brücke über den Fluß zu schlagen, während die Batterie, in welcher ich den Dienst versah, die Aufgabe hatte, das Geschütz der Martinière zu demontiren, das die Brücke bestrich, um den Bau derselben unter dem heftigen Kugelregen unmöglich zu machen. Unser Bemühen wurde von dem schönsten Erfolge gekrönt, wobei ich aber fast von einer Kugel getroffen worden wäre, die zu meinen Füßen niederschlug und mich über und über mit Sand bedeckte.

Nachdem ich frei vom Dienste war, begab ich mich nach Dil-Khuscha, um auf das Dach zu steigen, da ich noch nicht wußte, daß dies verboten sei. Ich wollte eben in das Haus hineingehen, als der Posten vortrat, um mich daran zu hindern; zu gleicher Zeit nahte auch General Adrian Hope. Er schien meine Verlegenheit zu bemerken, von ihm in einem Augenblicke angetroffen zu werden, in welchem ich im Begriffe stand, obwohl unbewußt, gegen den Befehl zu handeln, grüßte mich freundlich und sagte: „Kommen Sie mit mir; ich gehe gerade hinauf, um mit Sir Colin zu sprechen; Sie werden eine entzückende Aussicht finden und können zugleich sehen, was der Feind drüben treibt.“ — Ich folgte meinen vornehmen Begleiter, und in wenig Augenblicken stand ich auf der ersehnten Stelle, dem platten Dache, wo mehrere hohe Officiere versammelt waren. Hier sah ich auch zum ersten Male Herrn Russel, den Correspondenten der Times, welcher vor kurzem in Indien angekommen war, um das genannte Blatt mit den neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatze zu versorgen.

Ich würde vergeblich versuchen, das Rundbild zu malen, welches sich hier meinen Augen darbot. Ein entzückender Palast nach dem anderen fesselte meine Blicke. Hingerissen von so viel Schönheit und geblendet von einer nie geahneten Pracht, frug ich mich unwillkürlich, ob dies Traum und Täuschung oder lebende Wirklichkeit sei? Die Antwort blieb nicht aus; aber sie offenbarte sich nicht in Worten, sondern in Sonnenstrahlen, die sich in allen Farben des Regenbogens brachen, und in Naturwundern, die wie die lieblichste Dichtung zu uns redeten! — Warum sind doch die Menschen hier so unglücklich? Sie leben in einem Paradiese und scheinen nicht zu ahnen, welche unerschöpfliche Reichthümer die Natur mit verschwenderischer Hand über dasselbe ausgestreut hat! Ist dies eine abermalige Bestätigung der Wahrheit, daß der Mensch, je mehr er schon in der Wiege mit Reichthümern gesegnet wird, desto weniger den Werth derselben kennt und sie zum Nutzen der Mitwelt anzuwenden und zu verwerthen weiß?

Man würde ganze Bände füllen können mit der Beschreibung Lukhnau's und der morgenländischen Pracht, welche daselbst herrscht, dergleichen man in der sogenannten gesitteten Welt nicht mehr findet. Ich überlasse dies jedoch einer geschickteren Feder und begnüge mich damit, die Gegenstände anzuführen, welche meine Aufmerksamkeit durch ihre auffallenden oder luftigen Formen oder ihren eigenthümlichen Charakter am meisten in Anspruch nahmen.

Dil-Khuscha zunächst liegt das schon erwähnte Constantia oder die Martinière, ein prachtvolles Schloß, dessen Dächer und Wände mit Menschen- und Thiergestalten, welche der indischen Götterlehre entlehnt zu sein scheinen, geschmückt sind. Der Palast ist von einem französischen Abenteurer, Claude Martin, gebaut, der als gemeiner Soldat nach Lukhnau kam, aber, nachdem er ungeheuere Reichthümer gesammelt hatte, als Generalmajor starb. Aus einem vor dem Schlosse befindlichen Wassergraben erhebt sich ein Denkmal, dessen Inschrift bezeugt, daß der Staub des ersten Besitzers darunter ruht. Hinter der Martinière lagen zu beiden Seiten sehr sorgfältig gebaute und stark bewaffnete

Schanzen. Dil-Khuscha gegenüber, etwas zur Linken, führt ein steiler Pfad nach einem zweistöckigen Hause, Bank's Bungalow, hinunter, welches mit der eigentlichen ersten Befestigungslinie in gleicher Richtung liegt. Etwas hinter demselben befindet sich das stark befestigte Begum's Kothie oder der Palast der Königin, hinter welchem man das kleine Imaum-Barah und eine Menge vergoldeter Dome und Thürme, Minarets und stattlicher Privathäuser mit Arcaden und Verandas sieht. Links von diesem Stadttheile liegt der Kaiserbág; hinter demselben an der rechten Seite Tora-Kothie und an der linken das Residenzgebäude, Chuttur Munsil, Moti-Mahal, das große Imaum-Barah, und diesem gegenüber die Badschabág u. s. w., alles wahre Prachtgebäude.

Als ich von meinem hohen Standpunkte in die feindlichen Laufgräben hinabblickte, sah ich die weißen Turbane in steter Bewegung, während hier und da ein Lauf über die Mauer erhoben und auf die Unseren angelegt wurde, welche sich auf der zwischen Dil-Khuscha und den Laufgräben gelegenen Ebene zu weit hinaus wagten. Unter diesen entdeckten wir auch Sir William Peel, welcher die Kugeln gar nicht zu bemerken schien, sondern ruhig den Platz für seine Batterie bezeichnete. Als er bald darauf zu uns kam, machte ihm Jemand Vorwürfe darüber, daß er sich so leichtsinniger und unnützer Weise der Gefahr aussetzte. Capitain Peel entgegnete ruhig: „Die Gewehre der Feinde tragen nicht weiter als 400 Yards; da ich mich aber in einer Entfernung von 500 Yards hielt, war ich außer dem Bereiche ihrer Kugeln." — Wir machten aber alsbald die Erfahrung, daß er sich in seiner Berechnung geirrt hatte. Sobald der Feind uns bemerkte, beehrte er uns mit Kanonen- und Gewehrkugeln, von denen mehrere in die Fenster des Gebäudes einschlugen.

Den 6. März. Als ich heute den Dienst in der Batterie hatte, rief es plötzlich von allen Seiten: „Da kommen sie aus der Stadt und wollen uns besuchen! Schnell zu den Kanonen!" Ich eilte, die Ursache dieser Ausrufungen zu ergründen, die von Mund zu Mund flogen und überall Unruhe und Bewegung hervorbrachten, und sah einen Zug sich

aus der Stadt bewegen, an dessen Spitze sich ein Mann in prunkendem Gewande auf einem reich geschmückten Elephanten befand. Er war umgeben von einer zahlreichen Dienerschaft und einer berittenen Schutzwache, die unter dem Befehle eines Anführers mit grünem Turban und in goldgestickter Uniform zu stehen schien. Die Reiter schwangen ihre Säbel unaufhörlich in der Luft; wir hielten dies für eine Herausforderung, beantworteten dieselbe mit unseren Kanonen und empfahlen unserer Feldwache, die hohen Gäste mit einem warmen Festessen zu empfangen. Gesagt, gethan! — Sobald aber die ersten Schüsse krachten, verschwand die feierliche, gemessene Haltung des prächtigen Zuges; die Säbel flogen in die Scheiden, die Pferde wurden herumgeworfen und zur Eile angetrieben, und Hals über Kopf sprengte Alles dem Thore zu, ohne sich um die Unglücklichen zu kümmern, die, von unseren Kugeln getroffen, sich verstümmelt auf dem Boden wälzten.

Die Brückenarbeiten wurden an diesem Tage beendet, das Feuer aber auf beiden Seiten mit Lebhaftigkeit unterhalten. Der Feind führte immer frisches Geschütz vor, von welchem jedoch vieles durch unsere schweren Kanonen demontirt wurde. Wir hatten heute mehrere Todte zu beklagen und außerdem eine nicht unbedeutende Anzahl Vieh eingebüßt. Ein Kameel wurde, dicht neben mir, von einer Kanonenkugel zu Boden gestreckt; es war schwer verwundet und stieß ein klägliches Geschrei aus, weshalb ich seinen Leiden mit einem Pistolenschusse ein Ende machte.

Am 7. März ging General Outram Morgens 4 Uhr mit einem Corps von 4000 Mann aller Waffengattungen über den Gûmtî. Er machte einen Umweg, um nicht in den Bereich der Batterien der Martinière zu kommen. Kaum war der Uebergang bewerkstelligt, als wir von Cavalerie und Infanterie angegriffen wurden. Die englischen Soldaten bildeten eine undurchdringliche Mauer und empfingen die Stürmenden mit Gewehrsalven, während die Artillerie ihre Flanken beschoß. Die Glieder der Feinde wurden zersprengt; sie versuchten mehrmals, sich wieder zu sammeln, da dies aber mißglückte, entschlossen sie sich zum

Rückzuge. Kaum hatten sie denselben angetreten, als das 2. Dragonerregiment wie ein Sturmwind über sie kam und große Verheerungen unter den Fliehenden anrichtete. Der Anführer desselben, Major Percy Smith, fiel leider gleich zu Anfang des Angriffes, und ungewöhnlich viele Reiter wurden aus dem Sattel geworfen und büßten ihre Pferde ein. General Outram schlug nun sein Lager auf dem Platze auf, den er mit einer so glänzenden Waffenthat eingeweiht hatte, und zwar so, daß er die Befestigungslinien flankiren (von der Seite bestreichen) konnte, während wir mit der Hauptarmee die Fronte beschäftigten. Wir versuchten wiederholt, die Leiche des Major Smith in unsere Hände zu bekommen, doch vergebens; am folgenden Tage fanden wir den Rumpf ohne Kopf, welcher wahrscheinlich als Siegeszeichen mit fortgeschleppt worden war.

Heute wurde ein kleines Mädchen — Miß Orr — von einem Eingeborenen zu uns in das Lager gebracht. Der Hindu hatte die Kleine während des Blutbades gerettet, sie verborgen und wie sein eigenes Kind gepflegt. Er machte außerdem die Mittheilung, daß er noch zwei englische Damen verborgen halte, die er jedoch, um kein Aufsehen zu erregen, noch nicht habe mitbringen können. Es versteht sich von selbst, daß dieser Mann nach Verdienst belohnt wurde.

Den 8. März. Die Kanonade war von beiden Seiten heftiger und hartnäckiger. General Outram befahl seiner Artillerie, mit der Beschießung zu beginnen und dabei die Befestigungslinien, sowie den Kaiserbâg zu flankiren. Ich ging mit einigen Kameraden nach der Matinière zu, um zu recognosciren; wir waren noch nicht sehr weit gekommen, als wir in einem bis dahin unbemerkten, sich lang hinziehenden Laufgraben eine Menge weißer Turbane entdeckten, weshalb wir es für das Vernünftigste hielten, uns zurück zu ziehen. Das war aber gegen die Berechnung des Feindes, welcher wahrscheinlich nur sein Pulver gespart hatte, um uns besser vor die Büchsen zu bekommen. Nun sandte er uns Kugel auf Kugel nach, von denen aber glücklicher Weise keine ihr Ziel erreichte.

Den 9. März traf General Franks mit seinem Armeecorps und mit der Nachricht ein, daß Dschung-Bahadur mit seinen Gûrkhas in der Nähe von Lukhnau stände. Wir hatten am Morgen Befehl erhalten, die Martinière zu stürmen. Die Nacht war dazu angewandt worden, die Stellung unserer 68-Pfünder so zu ändern, daß wir mit Tagesanbruch anfangen konnten, die Außenwerke zu beschießen, welche dies Gebäude umgaben. Kaum graute der Tag, als das Feuer begann. Zuerst wurden einige Raketen und gefüllte Bomben geworfen, und nachdem dieselben mit der berechneten Wirkung niedergeschlagen waren und an mehreren Stellen gezündet hatten, kamen die Kanonenkugeln an die Reihe. Es brach ein Feuerregen über die Martinière ein, wie einst über Sodom. Jetzt erschien General Napier und bezeichnete uns die Stelle, wo er Bresche geschossen wünsche, um den Sturm zu unternehmen. Die Mauer war sehr dick, von Sand und durch Cement zusammengefügten großen Steinen erbaut, welches Gemisch mit der Zeit hart wie Granit geworden war; aber trotz dieser Schwierigkeit erreichten wir, was wir wollten. Als die Hindu unsere Absicht erkannten, stellten sie an den anderen Orten das Feuer ein und vereinigten ihre ganze Kraft, um das unsrige zum Schweigen zu bringen. Weder Zeit noch Bodenbeschaffenheit hatten erlaubt, für gehörige Deckung unserer Batterien zu sorgen, sodaß die unermüdlichen Bemühungen des Feindes uns vielen Schaden und Verdruß verursachten, besonders da seine Kugeln unsere Ochsen und Kameele am besten zu finden wußten. Zu unserem Glücke hatten wir es mit einem Gegner zu thun, der die Entfernungen nicht zu berechnen wußte, weshalb seine gefüllten Bomben, anstatt zwischen uns, in der Nähe der weit hinter uns liegenden Dienerschaft, die mit der Pflege und Aufsicht des Viehes beschäftigt war, einschlugen und platzten.

Während wir uns bemühten, Bresche zu schießen, ging Capitain Peel kaltblütig bei der Batterie auf und nieder, um die Wirkung unserer Schüsse zu beobachten. Bisweilen wagte er sich soweit hinaus, daß wir fürchteten, er möge von einer der Gewehrkugeln getroffen

werden, welche aus einem Laufgraben unmittelbar auf ihn abgeschossen wurden. Ich sah sogar, wie eine Kanonenkugel so dicht vor ihm niederschlug, daß seine weiße Kopfbedeckung ganz mit Sand überschüttet wurde. Ihn kümmerte es nicht, — aber bald sollte unsere trübe Ahnung sich erfüllen.

Nach mehreren vergeblichen Versuchen, die oberste Steinschicht der Mauer zum Weichen zu bringen, bohrten sich einige größere Kugeln in die Fugen, so daß die Steine zersprangen und herausfielen. Diese glücklichen Schüsse wurden mit lautem Hurrah begrüßt. — Capitain Peel, der mit diesem Erfolge nicht weniger zufrieden war, kehrte nun um und war eben im Begriffe, in die Batterie zu gehen, um einige Befehle zu ertheilen, als er von einer Gewehrkugel in die rechte Lende getroffen wurde und zu unserer Aller Entsetzen und Verzweiflung schwankte und niedersank. Die zunächst Stehenden eilten hinzu, um ihm aufzuhelfen, da er selbst unvermögend dazu war. Er rief einem der Matrosen zu: „Zieht mir die Uniform aus und gebt mir Euer blaues Hemd, damit der Feind nicht die Freude hat, zu sehen, daß ein Officier verwundet worden ist!“ — In dieser Kleidung wurde er unter heftigem Kugelregen nach Dil-Khuscha gebracht, wo die Aerzte nach Untersuchung der Wunde versicherten, daß wir unseren verehrten Befehlshaber nach 6 Wochen wieder in unserer Mitte sehen würden. Aber — der Arzt denkt, Gott lenkt! —

Nachmittags 2 Uhr war die Bresche geschossen, und unsere Batterien schwiegen. Kaum war ihr Donner verhallt, als das laute „Vorwärts! Vorwärts!“ der anrückenden Sturmcolonnen ertönte. An ihrer Spitze schritt ein stolzes Regiment Hochländer, dem ein einheimisches vom Pandschâb folgte; diese Vorhut, welche, unterstützt durch das 38., 53., 90. und 93. Regiment, das ebenfalls aus Hochländern bestand, die festen Stellungen durchbrechen und diesen nachfolgenden Kerntruppen den Weg bahnen sollte, durfte nur das Bajonnet gebrauchen. In kurzer Zeit hatten unsere Krieger sich den Weg durch die Bresche und durch die innerhalb derselben aufgestellten Vertheidiger

erzwungen, welche erschreckt die Flucht ergriffen und sich vor den englischen Bajonneten zu retten suchten, die schon, roth vom Blute der Hindu, rauchten. — Nachdem die Colonnen geordnet und die Anweisungen ertheilt waren, wurde Kette gebildet, um sich in dieser wegen ihrer Ausdehnung hier besonders passenden Schlachtordnung den Mauern bis auf 50 bis 80 Schritte zu nähern, wo sich auf ein gegebenes Zeichen die Reihen schließen und den Sturm beginnen sollten. Während diese Bewegung ausgeführt wurde, drängten wir unser Feuer auf gewisse Punkte der Martinière zusammen, nicht sowohl, um damit Schaden anzurichten, als vielmehr, um die Aufmerksamkeit des Feindes von diesem Vorspiele des Sturmes abzulenken. Diesmal ließen die Hindu sich aber nicht irre machen. Sie ahneten, daß es heiß hergehen würde, und fingen an, sich aus den Laufgräben zurückzuziehen, ohne ein Gewehr abzufeuern. Die Sikhs und Hochländer wetteiferten mit einander, zuerst durch die Bresche einzudringen, und als dies gelungen war, erhob sich von allen Seiten der Ruf: „kein Pardon!" In wenigen Stunden war die Martinière nach wildem Kampfe und vielem Blutvergießen in unseren Händen.

Erst als unsere Sturmcolonnen sich in Bewegung setzten, hatten die Batterien auf Bank's Bungalow ihr Feuer eröffnet. Sie schossen über unsere Truppen weg, richteten aber große Verheerung unter unseren Dhoolie-Trägern an, welche den Regimentern in einiger Entfernung folgten. Wir schafften von unseren schweren Geschützen einige in die eben eroberten Gebäude, um diese Feuerschlünde zu demontiren. Während der Nacht machte der Feind einen Ausfall, um die verlorene Stellung wieder zu nehmen, wurde aber mit Verlust zurückgeschlagen.

Den 10. März eröffneten wir früh Morgens das Feuer auf die erste Befestigungslienie des Feindes, warfen einige Bomben und Granaten in Bank's Bungalow und die umliegenden Plätze, während eine andere Batterie Bresche in die Mauern schoß, die dies Gebäude umgaben. Dasselbe wurde mit Sturm genommen, und hiermit waren wir Herren der ganzen ersten Befestigungslinie — ein großer Vortheil.

den wir hauptsächlich der klugen Taktik des Generals Outram verdankten, welcher den Feind zu gleicher Zeit in der Flanke angegriffen hatte.

In einem Hause jenseits des Flusses, Tschutterwollah-Kothie genannt, vertheidigte sich ein Trupp Sipoys mit einem Muthe und einer Todesverachtung, die die größte Anerkennung und Bewunderung selbst des Feindes erregen mußten. Sie schlugen einen Angriff der Unserer nach dem Anderen, obwohl mit großem Verluste, zurück. Auch wir hatten viele Todte und unter ihnen einen Officier der Sikhs; deshalb zogen sich diese zurück und gaben alle Hoffnung auf, das Haus erobern zu können. Es wurde daher beschlossen, dasselbe sammt der Besatzung gehörig mit Kanonenkugeln zu bedienen, und nachdem es so in einen Schutthaufen verwandelt worden war, stürzten die Sikhs hinein, um zu morden, was sie noch am Leben fanden. Das letzte Opfer schleppten sie lebendig heraus und warfen es zu Boden; unter wildem Geheul wurden ihm Hände und Füße mit dem Bajonnet durchstochen und das Fleisch von den Knochen gerissen. Dann zündeten sie ein Feuer an, um den Unglücklichen bei langsamer Gluth zu verbrennen. Es gelang ihm, sich loszureißen und halbverbrannt einige Schritte fortzuschleppen; doch nach wenigen Minuten wurde er ergriffen und in die Flammen geworfen. — Und bei dieser Greuelscene waren mehrere englische Officiere gegenwärtig! — Sie entschuldigten sich damit, daß sie der Wuth der Sikhs keinen Einhalt zu thun vermocht hätten, welche den Tod eines geliebten Führers rächen wollten.

Achtzehntes Capitel.

Fortsetzung des Tagebuches während der Belagerung von Lukhnau. — Der Obergeneral empfängt Dschung-Bahadur. — Ein Kamerad wird von den eigenen Kanonen erschossen. — Der Sturm auf Begum's Kotbie. — Der Sturm auf Imaum-Barah. — Die Einnahme des Kaiserbäg und die Plünderung daselbst. — Ein Besuch bei dem verwundeten Sir William Peel. — Wir dringen bis an die Trümmer des Residenzgebäudes vor. — Proclamation des Generalgouverneurs, Lord Canning. — General Sir James Outram. — Die Anzahl der Todten und Verwundeten bei der Einnahme von Lukhnau.

Den 11. März. Die Batterien der Seebrigade hatten während der ganzen Nacht Begum's Kothie (den Palast der Königin) beschossen, worin sie von der königlichen Artillerie unterstützt worden waren, und noch bei Tagesanbruch wurde dies Werk der Zerstörung mit Erfolg fortgesetzt. Nachdem ich in der Batterie abgelöst worden war, begab ich mich in das Lager, um zu frühstücken und mich durch das oft erwähnte Abspülungsverfahren zu erfrischen, was nach einer Nacht wie diese, in der der Wind den trockenen Sand um uns her aufgewühlt und der anstrengende Dienst uns ermüdet hatte, durchaus nothwendig war. Lieutenant Garvey, einer meiner Kameraden, war gerade im Begriffe, nach der Batterie, die ich so eben verlassen hatte, zurückzukehren; ehe er sich jedoch in den Sattel schwang, bat ich ihn, mir den Schlüssel zu einem Kasten zurückzulassen, der uns gemeinschaftlich gehörte und mit allerlei Leckereien, Sardinen, Pickels, Fleisch- und Fischsaucen u. s. w., gefüllt war, die in Calcutta gekauft und uns nachgesandt worden waren. Scherzend entgegnete er: „Dazu habe ich jetzt keine Zeit; warte, bis Du nach der Batterie zurückkommst, da giebt es Sauce genug!" — gab dann seinem Pferde die Sporen und flog davon. — Er ahnete nicht, was seiner wartete, und mit welchem Schmerz und unheimlichen Grauen ich ihn nach wenigen Stunden wiedersehen würde! —

Nachdem ich meinen Thee genommen und meine Toilette beendet hatte, kehrte ich neugestärkt in die Batterie zurück, welche Begum's Kothie gerade gegenüber lag. Hier sah ich zum ersten Male General Wilson (den Eroberer von Delhi), welcher, von mehreren Officieren, unter denen ich besonders den Ingenieurgeneral Napier erwähne, umgeben, beschäftigt war, eine Karte zu studiren, die auf einer Lafette lag. Nachdem er abwechselnd die Karte und die umliegende Gegend gemustert, bezeichnete er die Stelle, an welcher Bresche geschossen werden sollte, was auch — freilich nicht ohne Verlust auf unserer Seite — ausgeführt wurde, da der Feind ein wohlgerichtetes Feuer auf uns unterhielt, während er hinter den Schanzen vor dem unseren geschützt war.

An diesem Tage traf auch der schon erwartete Maharadschah Dschung-Bahadur mit seinen 10,000 Gårkhas ein. Der Fürst erschien mit ungeheuerer Pracht und war ganz mit Edelsteinen bedeckt, als er dem Obergeneral seinen Besuch machte, der ihn in seinem schlichten Dienstrocke freundlich empfing. Viele unserer Officiere hätten gewünscht, daß Sir Colin den eingeborenen Fürsten mit mehr Feierlichkeit und Glanz empfangen haben möchte; das war aber nicht nach dem Geschmacke des alten Kriegers, der sich am liebsten in seiner anspruchslosen Einfachheit zeigte. — Gegen Mittag, als man die Bresche für groß genug hielt, und die Regimenter, welche zum Sturme bestimmt waren, ihre Colonnen in einem nahe liegenden Garten geordnet hatten und auf das Zeichen zum Angriffe warteten, kam ein Matrose von der Batterie Vaughan zu mir, mit einem Befehle vom Brigade-Commandanten, mich sofort bei ihm einzufinden (Capitain Vaugham war dem Capitain Peel im Befehle über die ganze Seebrigade gefolgt, versah aber bei dieser Gelegenheit den Dienst eines Batterie-Commandanten). Auf dem Wege dahin regnete es Kugeln um uns her, von denen einige die Erde aufrissen. Ich ermahnte meinen Wegweiser zur Vorsicht und wollte den Schutz benutzen, den die Bodenbeschaffenheit uns gewährte; er meinte jedoch, diese Traufe könne uns nichts anhaben. Kaum war diese spottende

Antwort über seine Lippen, als ihm von einer Musketenkugel der Arm zerschmettert wurde. — Dicht bei Capitain Vaughan's Batterie kam ich an einem Platze vorbei, wo mehrere Mörser aufgepflanzt waren, die ihr Geschoß über eine Mauer weg in die feindlichen Verschanzungen warfen, und sah Lieutenant Garvey in gestrecktem Galopp, und zwar dicht vor den Feuerschlünden, dahergesprengt kommen; der in der Batterie befehligende Lieutenant rief ihm zu, sich mehr seitwärts zu halten, aber Garvey, welcher dies entweder nicht hörte, oder sein feuriges Roß nicht bändigen konnte, setzte seinen Weg fort und wurde von einer Bombe getroffen, die ihm den halben Kopf wegriß; der Körper beschrieb einen Bogen in der Luft und stürzte zur Erde, während das erschreckte Thier querfeldein jagte und im Pulverdampfe verschwand. Wir beeilten uns, den entstellten, blutigen Leichnam in unsere Hände zu bekommen und ihm sein Grab zu bereiten. So endete in der ersten Blüthe seines Lebens einer meiner Freunde, welcher der Zukunft so heiter und muthig entgegenblickte und allgemein beliebt war durch sein offenes Wesen, seinen biederen Charakter und sein gutes Herz, so rein, wie der Stahl, mit dem er sich umgürtet hatte, um seinen Namen mit Ruhm zu bedecken! —

Capitain Vaughan befahl mir, den Dienst in seiner Batterie zu übernehmen, da er zu Sir Colin beschieden sei. Die Kanonen dieser Artillerieabtheilung standen in Linie hinter einer hohen Mauer, in der man Schießscharten angebracht hatte. Wir sollten Bresche in das Serailgebäude schießen, welches in einer Entfernung von 150 Schritten gerade vor uns lag. Gegen 4 Uhr sammelten sich die Regimenter, um das Zeichen zum Sturme zu erwarten, bei dem General Hope den Befehl führen sollte. Capitain Hodson, den ich bereits in einem früheren Capitel erwähnte, kam in die Batterie und ersuchte den General um die Erlaubniß, den Sturm als Freiwilliger mitmachen zu dürfen, was ihm sofort bewilligt wurde.

Nachdem die befestigten Plätze zwischen der ersten und zweiten Linie beschossen und die Breschen in den Wällen vom Begum's Kothie

gangbar waren, schwiegen unsere Batterien, und um 4½ Uhr Nachmittags begann der Sturm. An der Spitze der stürmenden Colonnen befand sich General Hope mit einem Regimente Hochländer, und einer der Ersten, welche in die Oeffnung drangen, war Capitain Hodson, der aber auch sofort, von einer Kugel getroffen, tödtlich verwundet in der Bresche niedersank. Jetzt kam General Napier eiligst in die Batterie, um zu fragen, ob ich eine leichte Kanone vor die Fronte schicken könne; ich bejahte und zeigte auf unsere 68-Pfünder. Der General lächelte und befahl, mit einem derselben vorzurücken und der Sturmcolonne in einiger Entfernung zu folgen. Zugleich erschienen auch Capitain Vaughan und Lieutenant Young in derselben Absicht. Wir rückten alle drei mit einer Kanone aus und führten sie unter lautem Hurrah und dichtem Kugelregen vor die Fronte und so schnell als möglich vor die Mauern, die wir eben beschossen hatten, drangen hindurch und warfen uns in die befestigte Linie des Feindes. Diese Bewegung hatte aber, um zu glücken, mit solcher Hast ausgeführt werden müssen, daß wir nicht im Stande gewesen waren, uns mit hinreichender Munition zu versehen. Capitain Vaughan, welcher dies sogleich bemerkte, schickte einen Mann ab, um neue Zufuhr zu verlangen; als derselbe aber nicht wiederkehrte, wurde ich mit einigen Leuten zu demselben Zwecke abgesandt. Nach einigem Suchen war ich so glücklich, einen schwer beladenen Munitionswagen anzutreffen; da derselbe aber zum Fortschaffen für uns zu sehr belastet war, warfen wir einen Theil der größeren Kugeln herab, die wir mit den Füßen vorwärts stießen, während wir den dadurch erleichterten Wagen weiter schoben. Auf diese Weise erreichten wir denn auch unsere Geschütze — freilich mit wunden, geschwollenen Füßen und gänzlich erschöpft, aber unser Zweck war erfüllt und wir konnten den bis jetzt so wohl gelungenen Angriff fortsetzen.

Bald war der Sturm siegreich beendet, und nun begann eine Metzelei, die sich nicht beschreiben läßt. Kein Pardon! war die Losung auf beiden Seiten, und die englischen Bajonnete häuften Berge von Leichen auf, von denen das Blut in Strömen herabfloß. Die Sipoys

standen anfangs im Schutze der Mauern und Brustwehren; sie empfingen uns kaltblütig und vertheidigten sich tapfer. Wir mußten den Boden Zoll für Zoll theuer erkaufen, aber dennoch zwangen wir die Feinde, ihre vortheilhafte Stellung zu verlassen. — Nachdem sie aus ihren Verschanzungen hinausgetrieben waren, zogen sie ihre Flügel zusammen, um in dichtgeschlossenen Reihen unsere, hinter ihrer Mitte aufgestellte Plänklerkette zu durchbrechen. Diese wurde sofort verstärkt und dadurch ihr Plan vereitelt. Nun blieb ihnen nur die Wahl, sich zu ergeben und sämmtlich niederhauen zu lassen, oder mit dem Schwerte in der Hand für ihre Sache zu sterben. Sie wählten das letztere, und der Leser wird sich einen Begriff von dem Blutbade machen können, welches nun begann, wenn ich sage, daß allein in dem kleinen Palaste die Leichen von 700 Sipoys gefunden wurden, und daß ein schottischer Officier mit eigener Hand deren elf tödtete.

Als unsere Colonnen die Bresche stürmten, wurden sie einige Zeit durch einen breiten Graben aufgehalten, über den sie hinüber mußten. Unter den Ersten, denen dies gelang, befand sich ein schottischer Sackpfeifer, welcher, sobald er wieder sicher auf den Füßen stand, die Pfeife an den Mund setzte und eine schottische Volksmelodie spielte, obgleich die Kugeln um ihn her pfiffen. Als die Schotten diese wohlbekannten Klänge aus den heimathlichen Bergen vernahmen, stimmten sie begeistert in das Lied ein und warfen sich singend auf den Feind. — Dies war einer der herrlichsten und feierlichsten Augenblicke meines Lebens.

Während des Handgemenges bestand ich einen Zweikampf mit einem Sipoy. Wild und gewandt wie ein Tiger, stürzte er mit greulichem Gebrüll und hochgeschwungenem Säbel auf mich ein, aber schon, als ich den ersten Hieb parirt hatte, wußte ich, daß ich ihm in dieser Waffe überlegen sei. Die Sache war bald abgethan; der Hindu fiel, und ich nahm ihm seine Waffe, die ich noch heutigen Tages bewahre. Nun vertiefte ich mich in die inneren Gänge des eroberten Palastes. Der Weg war mit Leichen bedeckt, von denen einige entsetzlich verstümmelt waren und in ihrem Fleische noch Splitter von unseren Bomben

trugen. Alle Gegenstände von Werth, welche fortgeschafft werden konnten, wurden von den Soldaten und Matrosen weggeschleppt; ich fand ein paar Dolche, die ich zu mir steckte; alle anderen Sachen, wie kostbare Spiegel, Vasen und sonstige Kunsterzeugnisse, wurden zertrümmert. In einem der Prunkgemächer der Königin lag auf einem reichverzierten Sopha ein todter Hindu ausgestreckt.

Der Feind hatte sich nun in die nächste oder vielmehr in die zweite Befestigungslinie zurückgezogen, von welcher aus er uns mit Geschossen von allen Größen überschüttete. Den ganzen Abend und die folgende Nacht hindurch wurde das Feuer von beiden Seiten unterhalten. Unsere Artillerie befand sich hinter den Verschanzungen, welche der Feind so eben verlassen hatte.

Am 12. März rückten wir bei Tagesanbruch mit unseren Kanonen vor. Ich wurde mit meiner Batterie, welche nun aus zwei 68-Pfündern und einem 24-Pfünder bestand, hinter einem Wall von Schanzkörben aufgestellt, den unsere Sappeurs in der Straße, in welcher der Palast der Begum lag, aufgeworfen hatten. Unsere Truppen waren auf meinem linken Flügel. General Wilson hatte mir befohlen, nicht allein die drei feindlichen Kanonen, welche, mir gegenüber, am anderen Ende derselben Straße standen, zum Schweigen zu bringen, sondern auch soviel wie möglich den Erdwall zu rasiren, durch welchen diese Geschütze gedeckt waren. Unser, jetzt erster, Lieutenant Young, stieg von Zeit zu Zeit auf das Dach eines nahegelegenen Hauses, wo er gänzlich dem Gewehrfeuer des Feindes ausgesetzt war, um sich von der Wirkung der Schüsse unserer 8zölligen Kanonen zu überzeugen. Er frug mich, ob ich zur Abwechselung für einige Zeit mit ihm tauschen wolle, setzte aber hinzu, daß er mir die Entscheidung ganz überlasse, da er mich, der Beschaffenheit seines Beobachtungsortes wegen, nicht dazu befehligen wolle. Ich dankte ihm für sein Anerbieten und war kaum oben angelangt, als mir ein mit Sand gefüllter Sack, auf den ich die Hand stützte, um mit meinem Fernglase die Gegend zu überblicken, unter derselben weggeschossen wurde. Der



Officier, dessen Platz ich eingenommen hatte, war der kaltblütigste Mensch, den ich je gesehen. Es kam mir bisweilen vor, als ob er die Gefahr, in die er sich tollkühn hineinstürzte, gar nicht kenne; er hatte von uns Allen die meiste praktische Erfahrung, war der Ruhigste und Unerschrockenste in bedenklichen Augenblicken, scheute weder Wasser noch Feuer und hatte seine Lust daran, Gefahren zu trotzen oder zu überwinden, bei denen oft nichts zu gewinnen war; beim Angriffe immer der Erste, wurde er doch nie verwundet. Er hatte als Lieutenant am Bord des Linienschiffes „Agamemnon" an der Beschießung Sebastopols Theil genommen.

Wir befanden uns also innerhalb der ersten Vertheidigungslinie des Feindes und mußten uns nun durch Höfe und Einfriedigungen nach den Palästen Imaum-Barah und Kaiserbág hinarbeiten. Man sah aus der zweiten Vertheidigungslinie, daß der Feind uns in die Straßen locken wollte; Sir Colin Campbell aber, welcher seine Truppen stets soviel als thunlich schonte, schlug Umwege ein, um den Straßenkampf möglichst zu vermeiden.

Die Nacht vom 12. auf den 13. März war die schönste, die ich je gesehen. Der Mond hatte seinen prächtigsten Silberglanz ausgegossen, der aber doch vor der Gluth unserer unzähligen Bomben und Raketen zu erbleichen schien. In Bewunderung dieses Schauspieles und in ernste Gedanken vertieft, wurde ich plötzlich durch ein Pfeifen und Knattern, welches mich davon unterrichtete, daß wir uns in der Schußlinie des Feindes befanden, in die Gegenwart zurückgerufen. Eine Salve folgte der anderen, und alle ausschließlich auf die Batterie gerichtet, in welcher ich den Befehl führte, weshalb ich auch nichts Anderes erwartete, als daß diese Musik mit einem Bajonnetangriffe enden würde. Nachdem ich meine Leute hart an den Fuß der aufgeworfenen Brustwehr und in die nahegelegenen Häuser verlegt hatte, schickte ich Bericht an meinen Brigade-Commandanten und bat um Verstärkung. Diese erschien sofort — aber auf den Angriff warteten wir vergebens. Statt dessen kamen einige Officiere aus den anderen

Batterien zu mir, um bei einer Cigarre und einem Glase Grog die Zeit zu verplaudern, und da das oben beschriebene Pfeifen und Prasseln bald darauf von Neuem begann, so waren meine Kameraden mehrere Stunden lang verhindert, auf ihre Posten zurückzukehren.

Während dieser Tage, d. h. den 12. und 13. März, hatten unsere Ingenieure versucht, sich durch die Mauern der Häuser und eingefriedigten Höfe einen Weg nach dem Imaum-Barah zu bahnen. Auch unsere achtzölligen Bombenkanonen beschossen diese Mauern, und man kann sich denken, mit welcher Wirkung, da sie bisweilen in einer Entfernung von nur 45 Schritten standen. Am 14. wurde Imaum-Barah gestürmt. An der Spitze der Colonne war ein Regiment Sikhs, welches im Sturmschritt durch die Bresche drang, während unsere Artillerie, die durch Wollsäcke gedeckt war, die feindliche Stellung so mit Bomben und Granaten versorgte, daß die Hindu sich nach dem Kaiserbág zurückziehen mußten und wir ohne großen Widerstand von Imaum-Barah und der zweiten befestigten Linie Besitz nehmen konnten.

Wir versäumten nicht, die Fliehenden zu verfolgen, um ihnen den Rückzug abzuschneiden, mußten aber diese Verwegenheit theuer bezahlen, indem mehrere vom Feinde unterminirte Punkte in die Luft gesprengt wurden, während die Unseren dieselben überschritten, wobei besonders unsere Ingenieurabtheilung großen Verlust erlitt.

Ein anderer Unfall ereignete sich in einem Hause, welches dem Feinde als Munitionsmagazin gedient hatte. Der Ingenieurhauptmann Clark ließ die Munition aus demselben fortschaffen und in einen nahegelegenen Brunnen werfen, der noch ein wenig Wasser enthielt, wobei ein Pulverfaß an das oberste Steinlager streifte, sich in Folge der Reibung entzündete und eine gewaltige Explosion verursachte, durch die Hauptmann Clark, ein Subalternofficier und mehrere Soldaten das Leben verloren. In ein anderes Haus waren 200 Sipoys gejagt und daselbst niedergehauen worden, worauf man es in Brand steckte und seinem Schicksale überließ. — Ehe noch der Befehl zum Sturme auf den Kaiserbág, der von der dritten Befestigungslinie umgeben war, er-

folgte, hatten sich unsere Truppen schon in den Besitz einiger Vorhöfe des Palastes gesetzt, wozu sie theils durch Rachsucht, theils durch Beutegier getrieben worden waren. Eine Menge eingeborener Fürsten und Häuptlinge hatten ihre Kostbarkeiten hierher geschleppt, in der festen Ueberzeugung, daß alle Residenzen der Welt eher genommen werden könnten, als diese. Das prachtvolle Schloß bestand aus einer Menge Gebäuden, die, miteinander zusammenhängend, ein Ganzes bildeten. Mr. William Russell, der Correspondent der Times, sagt sehr treffend: „Wenn man die Tuilerien, das Louvre, Versailles, Scutari und den Winterpalast neben einander stellte und dazu einige Gruppen von Hütten, wie man sie in Gallipoli findet, und Gärten, wie die von Kew, so würde dies zusammen genommen einen Begriff von der Größe des Kaiserbág mit seinen Gärten geben können."

General Sir James Outram, der diese Gebäude von der anderen Seite beschoß, hatte Befehle vom Obergeneral erhalten, welche ihm gänzlich die Hände banden. Er sollte nämlich über die eiserne Brücke gehen und den Feind in der Flanke angreifen, während wir den Palast erstürmten; diese Bewegung dürfte jedoch nicht geschehen, wenn bei dem Uebergange auch nur ein Mann geopfert werden müßte. So lautete der Befehl, und General Outram blieb demgemäß, wo er war, da ihm berichtet wurde, daß der Feind am äußersten Ende der Brücke eine Batterie aufgefahren habe, und deshalb der Uebergang nicht ohne Verlust an Mannschaft möglich sei. Die natürliche Folge davon war, daß der Angriff in der Flanke unterblieb, und daß dadurch den Sipoys der Rückzug nach dem Kaiserbág erleichtert wurde.

Man sagt, daß das Vernehmen zwischen den beiden großen Generalen von dem Tage an ziemlich erkaltet sei.

Der Obergeneral schien sehr angenehm überrascht zu sein durch die Mittheilung, daß wir, ohne sein Wissen, die Vorhöfe des genannten Palastes genommen hatten. Er kam bald selbst zu uns heraus und wurde mit lautem Jubel und gebührenden Ehrenbezeugungen empfangen. General Franks, welcher diese Bewegung mit außer-

ordentlicher Geschicklichkeit geleitet hatte, erhielt ein wohlverdientes Lob, und auch an Officiere und Mannschaft wurden einige Worte der Anerkennung gerichtet. Es ist nicht zu leugnen, daß das von uns ausgeführte Unternehmen großen Einfluß auf die Eroberung von Lukhnau hatte, was viel sagen will, da der Kaiserbág für Lukhnau dasselbe war, was dieses für ganz Indien.

Wir führten nun unsere Kanonen in die Außenwerke und Vertheidigungslinien, die wir noch vor kurzem beschossen hatten, wo dieselben größtentheils unthätig stehen blieben, während die Soldaten weiter vordrangen und sich in die verlassenen Häuser einquartirten.

Ich verließ mit mehreren Kameraden die stummen Batterien, um den Kaiserbág näher in Augenschein zu nehmen. Der enge und krumme Weg dahin führte über eingestürzte Häuser und Brustwehren zu mehreren größeren und kleineren Höfen, durch welche wir die königliche Burg erreichten. Bei dem ersten Anblicke so vieler Pracht verstummte ich. — Nicht in meinen süßesten Kinderträumen von den Wundern der Feenwelt hatte ich solch' bleudenden Glanz geahnet, noch viel weniger in der Wirklichkeit etwas gesehen, was sich damit vergleichen ließe. Die Sagen von der Insel der Circe und der Grotte der Kalypso, von dem Krystallschlosse und den hängenden Gärten der Semiramis erschienen hier verdunkelt. — Was meinem Entzücken zuerst Grenzen setzte und mich warnte, nicht eine Wolke für die Juno zu halten, waren die dunklen, unheimlichen Gestalten, welche vorüber schlichen, besonders unsere Sikhs, die raubgierig und mit Blut bedeckt sich längs der Häuser hinstahlen, mit der einen Hand mordeten und mit der anderen Alles nahmen, was an Farbe und Glanz edlen Metallen oder Steinen ähnlich war.

Während wir diese Herrlichkeiten anstaunten, begegnete uns ein Unterofficier, der uns warnte, nicht weiter vorzugehen, da die Sipoys auf den Dächern und hinter den Mauern mit ihren Gewehren auf uns lauerten, und schon mehrere von den Unseren ihre Neugierde schwer gebüßt hätten. Wir glaubten, hinreichend mit Gefahren aller Art ver-



traut zu sein, und setzten deshalb unsere Wanderung fort, ohne den wohlgemeinten Rath zu berücksichtigen. Ich gestehe gern, daß ich besonders von dem Wunsche getrieben wurde, einige Gegenstände zu finden, die wegen ihres Kunstwerthes oder geschichtlichen Interesses verdienten, vor der Zerstörungslust unserer wilden Soldaten gerettet zu werden. In einem der Seitenpaläste wurden wir jedoch durch einen Anblick überrascht, der nicht geeignet war, uns zu ermuthigen, da der ganze Fußboden des einen Zimmers mit Pulver bestreut war. Wir zogen uns schleunigst zurück — und kaum 10 Minuten später flog das ganze Gebäude mit entsetzlichem Krachen in die Luft, — wie man sagte, durch die Hand einer Hindu. Vor dem Palaste begegneten wir einem Trupp Soldaten, die mit reicher Beute, goldenen und silbernen Gefäßen, Kleinodien, indischem und chinesischem Porzellan, einer Partie Kaschmirshawls u. s. w., beladen waren. Ich erinnere mich eines Matrosens, welcher zehn Stück dieser kostbaren Shawls um den Leib gewunden hatte. Alle diese werthvollen Gegenstände wurden für eine Kleinigkeit verkauft, doch nur gegen baare Bezahlung. Ich verlor die günstige Gelegenheit, mir einige derselben anzueignen, da ich unglücklicher Weise meine Börse nicht zu mir gesteckt hatte; dennoch frug ich einen von Pulver geschwärzten, blutigen Matrosen, welcher eben einen prachtvollen Säbel, dessen Griff mit Gold und Edelsteinen reich verziert war, erbeutet hatte, ob er mir denselben verkaufen wolle? — „Da haben Sie das Ding für ein paar Pfund!“ rief er schmunzelnd; aber als ich darauf höchst vergnügt die schöne Waffe ergriff und den Mann bat, am Abend zu mir in das Lager zu kommen, um sein Geld zu empfangen, nahm er sie mir sogleich wieder aus der Hand und meinte höhnisch: „Heute Abend brauchen Sie vielleicht ebensowenig meine Waffen, als ich Ihr Geld!“ — worauf er lachend davon ging. Einer meiner Kameraden kaufte einen Kaschmirshawl und eine Schnalle mit Rubinen für eine Flasche Rum, und solche Fälle kamen nicht selten vor. In einem anderen Palaste schien die Rüstkammer gewesen zu sein. Hier kam ich früh genug, um mich eines Gewehres und

einiger Dolche zu bemächtigen, um die ich freilich erst einen Streit bestehen mußte.

Zwei der schönsten Paläste hatte der Feind in Brand gesteckt und zur Hälfte in Asche gelegt, ehe wir sie erreichten. Sie waren durch eine Marmorbrücke, unter welcher ein durch Kunst hierher geleitetes Wasser floß, mit einander verbunden. Zwischen den rauchenden, halbverkohlten Wohnungen standen herrliche Marmorstatuen und große mythologische Bildsäulen, die, nun geschwärzt vom Rauche, der Zerstörungswuth anheim fielen. Auf einer kleinen Insel in einem der Gärten befand sich ein allerliebster Kiosk, der für die Bewohnerinnen des Serails bestimmt gewesen zu sein schien, und wir waren so glücklich, einige der Frauen zu sehen, welche hier vergessen worden waren und nun unter Begleitung einer Sicherheitswache nach der Martinière geführt wurden. Sie waren in gold- und silbergestickte Stoffe gekleidet und mit allerlei Schmucksachen behangen — ob aber die Sicherheit, die diesen, zum Theil sehr schönen Damen versprochen war, sich auch auf die Unantastbarkeit ihrer Kleinodien ausdehnte — vermag ich nicht zu sagen.

Als ich am folgenden Morgen, den 15. März, im Lager gewesen war und nun mit meinen Leuten wieder nach der Batterie marschiren wollte, machte ich einen Umweg, um mich nach dem Befinden meines verwundeten Befehlshabers zu erkundigen, welcher in Dil-Khuscha lag, das nun zum Hospital eingerichtet und voll verwundeter Officiere war. Ich machte vor dem Schlosse Halt und ließ die Mannschaft auf dem Hofe zurück, die mit großer Theilnahme auf Nachrichten von ihrem geliebten Anführer wartete. Bei meinem Eintritte in einen der Gänge erblickte ich Sir William Peel's Stewart, rief ihn zu mir und frug, ob er glaube, daß ich bei seinem Herrn vorgelassen werden könne? Kaum hatte ich die Frage geäußert, als ich von einer matten, wohlbekannten Stimme meinen Namen rufen hörte. Ich folgte dem Klange derselben und fand meinen edlen Vorgesetzten bleich und abgezehrt auf einem Bette liegend. Sobald er mich sah, reichte er mir freundlich

lächelnd die abgemagerte Hand, welche ich tief gerührt faßte. Er bemerkte meine Bewegung und sagte mir, daß es ihn freue, mich zu sehen; erkundigte sich, ob ich gute Nachrichten aus meinem Vaterlande habe und ob meine Verwandten und Freunde mit meiner Betheiligung an den kriegerischen Ereignissen einverstanden seien — kurz, er beschäftigte sich so ausschließlich mit mir, daß ich fast die Ursache meines Besuches hätte vergessen können. Endlich fand ich Gelegenheit, derselben zu erwähnen, und als ich hinzufügte, daß die Mannschaft ungeduldig auf Antwort warte, erklärte er, daß er bedeutend besser sei und seine Kräfte zurückkehren fühle. Darauf bat er mich, ihm die Ereignisse der letzten Tage mitzutheilen und besonders über die Wirkung seiner 68-Pfünder einen ausführlichen Bericht zu erstatten. Obgleich es mir zum Vergnügen gereichte, ihm diese Freude machen zu können, hätte ich demselben doch gern entsagt, als ich bemerkte, in welche Aufregung ihn schon der Gedanke an diese Kanonen versetzte und wie bedeutend diese Aufregung seine schwachen Kräfte erschöpfte.

Es schien mir unerklärlich, daß ein Mann sich in einigen Tagen so sehr verändern konnte, aber die Operation des Herausziehens der Kugel war langwierig und sehr schmerzhaft gewesen; was noch besonders dazu beitrug, seinen Zustand zu verschlimmern, war die Ungeduld im Krankenbette und seine Unruhe und Unzufriedenheit darüber, unsere Gefahren nicht theilen und für sein Vaterland thätig wirken zu können. — Als ich bemerkte, daß meine Anwesenheit ihn angriff, erhob ich mich, um Abschied zu nehmen. Er reichte mir abermals die Hand und bat mich, seine Waffenbrüder und seine Kanonen zu grüßen, indem er hinzufügte: „Gott sei mit Ihnen, junger Mann! und lasse Sie gesund zu den Ihrigen zurückkehren. Was mich selbst betrifft, so hoffe ich, binnen kurzem wieder in Ihrer Mitte sein und Wohl und Wehe mit Ihnen Allen theilen zu können!" — Der erste Wunsch sollte in Erfüllung gehen, der zweite — leider nie!

Die Infanterie rückte noch immer nach dem Kaiserbäg vor; die Plünderung war streng untersagt und an allen Thoren waren Posten

aufgestellt, um Jeden, der die Burg verlassen wollte, zu durchsuchen. Ich folgte den ersten besten Truppen, um mich weiter in dem Labyrinthe umzusehen, da unser Geschütz bis auf Weiteres in Unthätigkeit blieb. Der Feind war noch keineswegs aus allen Häusern verdrängt und that uns aus seinem Hinterhalte vielen Schaden. Als ich mit einem Handvoll Matrosen auf einen Trupp Sipoys stürzte, welche hinter einem Hause versteckt lagen, hörte ich hinter mir eine Kugel pfeifen und sah meinen Nebenmann zu Boden stürzen. Vergeblich schaute ich mich nach meinem Feinde um, und schwang mich daher, gefolgt von einem Matrosen, auf einen Balcon, um einen besseren Ueberblick über die Umgebungen zu gewinnen. Statt des Feindes fand ich hier eine Zeichnung auf dem Boden liegen, und während ich mich, den gespannten Revolver in der Rechten, bückte, um dieselbe aufzunehmen, krachte es wieder über mir und eine Kugel flog mir unter dem linken Arme durch. Nun erblickte ich auf dem nächsten Dache meinen Schützen, drückte meine Pistole ab — und sah ihn getroffen zusammenbrechen. — Sowohl die Zeichnung, als die mir zugedachte Kugel habe ich als Andenken bewahrt.

Obgleich wir uns in der Nähe der schönen Gärten befanden, in denen zahllose Blumen und Früchte ihre fast betäubenden Wohlgerüche aushauchten, hatten wir doch nicht den geringsten Genuß davon, da die große Anzahl halb verwester Leichen die Luft verpestete und mit dem unerträglichsten Geruche erfüllte. Ein Officier, welcher den Auftrag hatte, diese leblosen Körper durch einen Trupp Kulis in den Gûmtî werfen zu lassen, erzählte, daß bei einer Menge Leichen alle Glieder ausgerissen, ja, daß sogar junge Frauen darunter gewesen seien, die sich augenscheinlich selbst gemordet hätten. Mehrere Häuser und Höfe waren mit der Beute angefüllt, die im Namen der Behörden gesammelt wurden; dieses mit Blut erkaufte Eigenthum sollte in öffentlicher Versteigerung verkauft und die daraus gelöste Summe zu Belohnungen in der Armee verwandt werden. Als ich aus einem dieser, bis an die Decke mit prachtvollen seidenen und goldgewirkten Stoffen gefüllten

Säle hinaustrat, hörte ich im angrenzenden Raume ein starkes Klopfen und Hämmern; ich blickte durch die Thüre und fand einige unserer Matrosen, welche damit beschäftigt waren, die goldenen Beschläge und silbernen Radschienen von den königlichen Wagen herunter zu nehmen.

Jetzt ging der Bericht ein, daß der Feind aus der Stadt zu fliehen begänne. Als ich an diesem Tage eben meine Abendmahlzeit beendet und mich zur Ruhe begeben hatte, hörte ich meinen Namen rufen. Es war Capitain Vaughan, welcher mir befahl, ihm sofort mit vier Raketenwagen zu folgen. Nachdem wir etwa eine Stunde in voller Dunkelkeit und auf schlechten Wegen marschirt waren, langten wir bei einer Mörserbatterie unserer Artillerie an, welche Befehl hatte, Bomben in einen Theil der dritten Vertheidigungslinie und in das Residenzgebäude zu werfen. Ich sollte nun alle zehn Minuten eine Rakete in die dem Schlosse zunächstliegenden Gebäude schleudern. Wir warfen abwechselnd Raketenkugeln und Raketenbomben und hatten die Genugthuung, dieselben zünden und die Flammen aus den Dächern aufschlagen zu sehen. Da ich dieses Feuerwerk bis Tagesanbruch fortsetzen sollte, legte ich mich nach jedem Schusse auf die Erde, um auszuruhen. Ungefähr gegen ein Uhr entdeckte ich, daß sich neben mir im Graben etwas regte, worauf gerufen wurde: „Wo ist die Seebrigade?" Nachdem die Frage noch einmal wiederholt worden war, erkannte ich die Stimme des Lieutenants Stirling vom Seesoldatencorps, welcher unserer Brigade gefolgt war. Ich hieß ihn willkommen und bat ihn, bei mir zu verweilen, damit er nicht in der Dunkelheit irre gehe oder in einen Hinterhalt falle. Lieutenant Stirling war ein unternehmender junger Mann, welcher aus eigenem Antriebe ausgegangen war, um zu recognosciren; er war in einem Gefechte verwundet worden, hatte aber aus Liebe zu seinem Berufe und getrieben von dem Wunsche, sich persönlich auszuzeichnen, das Krankenhaus verlassen, ehe er völlig wiederhergestellt war. Er legte sich nun einige Ellen von mir ebenfalls auf die Erde nieder, konnte aber wegen des Zischens der Raketen und des dumpfen Rollens der Bomben nicht einschlafen. Wir

wurden beide durch einen übelen, unerträglichen Geruch geplagt, dessen Ursache wir vergeblich zu ermitteln suchten; erst mit dem anbrechenden Tage bemerkten wir zwischen uns den blutigen, halbverwesten Leichnam eines erschossenen Sipoy.

Sobald der Tag graute, kletterte ich auf ein Dach, von welchem aus ich den Feind in geschlossenen Reihen abziehen sehen konnte. Oberst Campbell vom 2. Dragonerregiment (der Commandant von Allahabad) hatte Befehl, die fliehenden Truppen mit Cavalerie und Infanterie zu verfolgen; dieser Auftrag wurde aber mit so geringem Eifer ausgeführt, daß der Plan, dem Feinde den Rückzug abzuschneiden und ihn niederzuhauen, gänzlich vereitelt worden wäre, wenn nicht General Sir Hope Grant demselben an der Spitze von 1000 Reitern nachgesetzt und dem Nachtrabe bedeutenden Schaden zugefügt hätte. Er hatte seine Cavalerie gerade an den Stellen aufgestellt, an welchen die Hindu, nach seiner sehr richtigen Berechnung, sich Bahn zu brechen versuchen würden, im Falle sie Lukhnau aufgeben und verlassen müßten.

Nun rückten wir mit unserer schweren Artillerie abermals weiter, und ich hatte bei diesen mühseligen Märschen auf erbärmlichen Wegen abermals Gelegenheit, die unerschütterliche Standhaftigkeit und Ausdauer und den Muth des englischen Soldaten zu bewundern. Nach unsäglichen Anstrengungen erreichten wir die Trümmer des Residenzschlosses, wo ich meine Geschütze aufstellen mußte. Ich hatte von hier aus eine vortreffliche Aussicht über die Stadt und konnte außerdem alle Bewegungen des Feindes beobachten. Wir erhielten nun Befehl, das Feuer einzustellen, und gleichzeitig verbreitete sich das Gerücht, daß der Obergeneral sich gegen Auszahlung einer festgesetzten namhaften Summe verpflichtet habe, die Stadt vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren. Ich bezweifle die Richtigkeit dieser Angabe, obgleich der größte Theil von Lukhnau — wunderbar genug — der Verwüstung entging; wenn ein Lösegeld bezahlt worden wäre, so würde es der Armee zu Gute gekommen sein, wovon aber nie etwas verlautete.

Es geschah nicht selten, daß infolge der häufigen Pulverentzündungen verbrannte Soldaten unter entsetzlichem Geheul in unsere Batterien stürzten und uns um Hülfe anflehten. In einem derselben glaubte ich einen Wahnsinnigen vor mir zu haben; er war gänzlich nackt, sprang, weinte, jammerte und fluchte, als ob er vom bösen Geiste besessen sei. Bei näherer Besichtigung fanden wir den Unglücklichen in dem erbarmenswerthesten Zustande; Haare und Haut waren verkohlt und Brust und Rücken eine einzige Brandwunde. Nur wenige dieser armen Menschen blieben am Leben, die meisten gaben unter herzzerreißendem Angstgeschrei den Geist auf.

In der Nähe des Residenzgebäudes befand sich ein runder Wachtthurm, von welchem man eine herrliche Aussicht über die ganze umliegende Gegend hatte und von dem ich, als Batteriecommandant, Besitz nahm. Eines Tages wurde mir ein Herr gemeldet, welcher in Begleitung einiger Eingeborenen zu mir kam, um mich zu ersuchen, ihm einige Matrosen zu leihen, damit sie ihm beim Ausgraben eines Schatzes behülflich wäre, der nach Aussage zweier Spione in dieser Gegend verborgen sein sollte. Ich erfüllte seinen Wunsch und schloß mich selbst dem kleinen Zuge an. Der Mann, welcher die Arbeiter von mir verlangte, war der bekannte Cavanagh. Als Eingeborener verkleidet, hatte er sich, während das Residenzgebäude von den Sipoys belagert wurde, unbemerkt aus dem Palaste geschlichen und zu dem zum Entsatze angelangten Sir Colin Campbell begeben, ihm Nachrichten vom General Havelock gebracht und ihm gezeigt, auf welchem Wege und auf welche Weise er seine ausgehungerten, eingeschlossenen Landsleute am besten befreien könne, also zur Rettung dieser heldenmüthigen englischen Besatzung wesentlich beigetragen. Er stand nun im Stabe des Obergenerals und hatte von diesem den Auftrag erhalten, die vergrabenen Schätze der eingeborenen Fürsten aufzusuchen — ein Unternehmen, welches oft über Erwarten glückte. Auch unser Vorhaben wurde mit Erfolg gekrönt, indem wir nach einigen Stunden eine Kiste mit Gold und Silber an das Tageslicht brachten.

In der folgenden Nacht wurde ich durch ein Geräusch in meinem Schlafe gestört, welches ich mir vergeblich zu erklären suchte, und deshalb hinaus eilte, um die Runde um meine Batterie zu machen. Gleich außen vor dem Lager stieß ich auf einen Trupp Matrosen, die von der Schatzgräberei angesteckt worden waren und nun in einem Steingerölle nach Kleinodien suchten. Ein Unterofficier, der zur Stelle war, bat mich, den Leuten zu erlauben, ihre Arbeit fortzusetzen, was ich natürlicher Weise bewilligte. Das Ergebniß dieser Arbeit beschränkte sich aber auf einen halbverfaulten Menschenkörper, den ich wieder in die Grube werfen und mit Erde bedecken ließ und damit dem nächtlichen Abenteuer ein Ende machte.

Die Gûrkhas hatten unter Dschung-Bahadur ein Gefecht mit dem Feinde bestanden und denselben aus den Verschanzungen vertrieben, wobei 10 Stück Geschütz in ihre Hände gefallen waren. Man erzählt, daß der Obergeneral bei dieser Gelegenheit scherzend geäußert habe: „Wir haben 10 Kanonen erobert, die uns vom — Feinde überlassen worden sind.“

Beide Brücken über den Gûmti waren nun in unseren Händen, und General Outram befand sich mit seinem Corps in dem Residenzgebäude, nachdem er den Feind durch einen großen Theil der Stadt gejagt hatte.

Man ließ demselben überhaupt keine Ruhe. Unsere Truppen verfolgten ihn durch Häuser, Höfe, Straßen und Gänge und waren dabei nicht selten einem mörderischen Feuer ausgesetzt. Die Gabe der Hindu, sich einer fast unvermeidlichen Gefahr zu entziehen, grenzt an das Wunderbare; weder die Vögel in der Luft, noch die Fische im Wasser übertreffen sie an Gewandtheit und Schnelligkeit.

Am 19. März wurde der Mûsabág mit Sturm genommen. Wir fanden dort zwei aufgesteckte Köpfe, in denen wir die Ueberreste zweier junger Officiere erkannten, die am Tage vorher auf eigene Hand ausgeritten waren, um zu recognosciren, wahrscheinlich zu weit vordrangen und in die Hände der Empörer fielen.

Dicht vor dem eigentlichen Lukhnau lag zur Linken, nahe am Ufer des Gûmti, dieser große, von prächtigen Gärten umgebene Palast Mûsabág und daneben Hosseinabad, die schöne Sommerwohnung des Ali Nucky Khan, letzten Premierministers von Aude, der nun in Calcutta gefangen saß. Im Mûsabág waren unermeßliche Schätze angehäuft, darunter auch große Vorräthe von Lebensmitteln und Munition. Die Besatzung bestand aus gegen 8000 der Aufständischen, die sich — wie die Bienen um ihre Königin — um die herrschsüchtige, muthige Begum Huzrut Mahul versammelt hatten, welche hier mit ihrem Sohne, Bridscheis Kuddr, residirte, der den Titel des Königs von Aude trug, und dem sich mehrere Anführer der Rebellen, z. B. Mummû Khan u. s. w., angeschlossen hatten. Ich begreife nicht, wie diese hohen Häupter es wagen konnten, dort zu bleiben und uns zu erwarten, nachdem sie alle Hoffnung auf die Wiedererlangung Lukhnau's aufgegeben haben mußten. Sir Colin ließ den Platz angreifen, der auch keinen langen Widerstand leistete, worauf unsere Cavalerie die Fliehenden verfolgte. Ströme von Blut bezeichneten den Weg, auf dem unsere Reiterei vorgedrungen war, doch waren alle Versuche, die Königin oder den Ex-König gefangen zu nehmen, mißglückt.

Diese Beschreibung der Eroberung Lukhnau's dürfte manchem Leser zu ausführlich erscheinen, doch habe ich nur die Hauptpunkte des blutigen Dramas, welches vor meinen Augen gespielt wurde, aufgezeichnet.

Nachdem die Stadt vom Feinde gereinigt und gänzlich in unseren Händen war, wurde überall eine Bekanntmachung angeschlagen, die uns vom Generalgouverneur, Lord Canning, aus Allahabad zugegangen war. Dieselbe lautete folgendermaßen:

„Die Armee Sr. Excellenz des commandirenden Generals-en-Chef hat Lukhnau eingenommen, und diese Stadt befindet sich somit in englischer Gewalt, gegen die sie sich volle neun Monate lang aufgelehnt hat."

„Die Einwohner der Stadt und der Provinz Aude haben diesen Aufstand, welcher mit der Meuterei der Truppen begann, kräftig unterstützt. Manche, die der britischen Regierung ihren Wohlstand verdankten, haben sich mit denen, welche sich

durch dieselbe gekränkt glaubten, an der ungerechten Sache betheiligt. Sie haben ein grobes Verbrechen begangen und sind dadurch einer wohlverdienten Strafe verfallen."

„Die Hauptstadt des Landes ist, wie gesagt, in den Händen der britischen Truppen und wird von jetzt an eine Besatzung erhalten, die jedem Angriffe zu widerstehen vermag, wie auch die Macht der Regierung bis in die entlegensten Gegenden der Provinz ihr Ansehen behaupten wird."

„Es ist nun an der Zeit, daß der Generalgouverneur von Indien erkläre, wie er mit den Talukdaren, Häuptlingen und Grundbesitzern in der Provinz Aude und mit deren Anhängern und Untergebenen verfahren wird."

„Die erste Sorge des Generalgouverneurs wird sein, Diejenigen zu belohnen, welche den britischen Beamten thätige Hülfe leisteten, zu einer Zeit, wo der Macht der Regierung die gebührende Anerkennung versagt wurde. Der Generalgouverneur erklärt deshalb den Drigliejdschie Singh, Radschah von Bulrampore, Külwunt Singh, Radschah von Pudnaha, Rao Hurdeo, Buksch Singh von Kutiari, Kaschiperschaud, Talukdar von Sissaindi, Zuhr Singh, Zemindar von Gopaul Kheir, und Tschundiloll, Zemindar von Moraon (Baiswarah) in Zukunft für einzig rechtmäßige, erbliche Besitzer desjenigen Gebietes, welches sie besaßen zur Zeit, als Aude sich der britischen Gewalt unterwarf; ferner werden diese loyalen Männer nur einen geringen Tribut zu zahlen haben und außerdem auf eine Weise belohnt werden, die der Generalgouverneur mit Rücksicht auf ihre Dienste und ihren Rang näher zu bestimmen sich vorbehält."

„Alle Anderen, welche ähnliche Ansprüche an die Zufriedenheit der Regierung zu haben vermeinen, werden angemessene Belohnungen und Auszeichnungen empfangen."

„Ferner thut der Generalgouverneur dem Volke in Aude kund, daß alle Ländereien, mit Ausnahme der oben erwähnten, für Rechnung der britischen Regierung mit Beschlag belegt werden und daß dieselbe nach ihrem Gutdünken darüber verfügen wird."

„Der Generalgouverneur sichert den Talukdaren, Häuptlingen und Grundbesitzern und deren Anhängern, welche sich sofort dem Statthalter in Aude unterwerfen, seinen Befehlen nachkommen und ihre Waffen ausliefern, Leben und Rang zu, sofern sie keinen Mord an Engländern begangen haben. In allen anderen Angelegenheiten und Beziehungen haben sie sich der Gnade und Gerechtigkeit der britischen Regierung zu unterwerfen."

„Es wird ferner Nachsicht mit allen Denjenigen geübt werden, welche sich sofort bei der britischen Obrigkeit melden und derselben zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung behülflich sind, und der Generalgouverneur wird ihre Ansprüche auf die Wiedererlangung früher besessener Gerechtsame mit Großmuth prüfen."

„So gewiß, wie Alle, die sich der Theilnahme an dem Morde englischer Männer und Frauen schuldig gemacht haben, von jeder Gnade ausgeschlossen sind,

ebenso gewiß sollen Diejenigen, welche das Leben der Engländer gerettet oder geschützt haben, unserer besonderen Nachsicht und Milde empfohlen sein."

„Gemäß dem Befehle des Generalgouverneurs von Indien."

Allahabad, den 14. März 1858.

G. F. Edmonstone,
Secretair der indischen Regierung.

Weder die Armee, noch das englische Volk billigten den Inhalt dieser Bekanntmachung. Man fühlte ganz richtig, daß die ganze Ansprache einen höhnenden Uebermuth und eine Härte athmete, die mehr schaden als nützen werde und überdies weder des „alten Englands," noch seiner tapferen Krieger würdig sei; es war weder vorsichtig, noch klug, so zu verfahren, während man die Ruhe Indiens und die Wiederherstellung des britischen Ansehens bezweckte. Die Beschaffenheit der Bekanntmachung berechtigt zu der Annahme, daß der Generalgouverneur, in seiner Freude, das Herz von Indien wieder in seinen Händen zu haben, sich damit im Besitze des ganzen Königreiches Aude glaubte, was aber keinesweges der Fall war.

Nun begann man, die Verhältnisse zu ordnen und die Stadt in Vertheidigungszustand zu setzen. Die Armee wurde in Brigaden und Divisionen getheilt, und diese in die verschiedenen Theile des Landes abgeschickt. In Lukhnau selbst blieb nur eine Brigade.

Die Zahl der an diesen Tagen eroberten Kanonen belief sich auf 117, mit Ausnahme derer, welche sich von veralteter Einrichtung oder sonst untauglich erwiesen. Viele derselben waren jedoch neu, aus englischen Fabriken und sehr gut im Stande; von den kleineren waren mehrere von den Eingeborenen selbst nach eigenem Entwurfe gegossen. Sir Colin schickte Sir William Peel einen der kleinen eroberten Mörser zum Geschenk, der mit zwei Fischen (dem Wappen des Königreiches Aude) verziert war.

Auf einem meiner täglichen Spazierritte begegnete ich den schon erwähnten englischen Damen Mrs. Orr und Miß Jackson, welche in einem von Ochsen gezogenen Wagen spazieren fuhren. Ich zog in tiefster Ehrerbietung und mit der lebhaftesten Theilnahme und Bewunde-

rung den Hut vor diesen Dulderinnen, welche in ihren abgezehrten Zügen und in dem Spiegel ihrer verweinten Augen noch den Abglanz einer ergebenen und schönen Seele trugen.

Jeden Morgen wurden unsere zahlreichen Viehheerden von eigens dazu bestellten Beamten besichtigt. Wenn meine Zeit es erlaubte, pflegte ich oftmals Theil an dieser eigenthümlichen Revue zu nehmen. Die Elephanten waren gewöhnlich in ein oder zwei Gliedern aufgestellt. Wenn man die Reihen derselben durchschritt, pflegte man das wohlklingende »Salám« (guten Tag) auszusprechen und die Hand an die Kopfbedeckung zu führen. Die klugen Thiere beantworteten diesen Gruß, entweder aus eigenem Antriebe oder auf Anmahnen der Führer, dadurch, daß sie ihre freundlichen, verständigen Augen auf die des Vorübergehenden richteten und den Rüssel an die Stirne führten, in welcher Stellung sie einige Augenblicke verharrten.

Nachdem Ordnung und Ruhe wieder hergestellt waren, kehrten viele arme Hindu in die Stadt zurück, um ihre verlassenen Wohnungen wieder aufzusuchen, wurden aber von den uns treu gebliebenen Bewohnern arg gemißhandelt. Was unsere Diener betrifft, so waren dieselben zu Anfang der Belagerung sehr schwer zum Gehorsam zu bewegen, und fast unmöglich war es, sie während des Kanonendonners in die Batterien zu bringen. Sobald sie aber Zeuge unserer ersten Erfolge gewesen waren, änderte sich ihr Benehmen, und beim Plündern waren sie die Ersten und Geschicktesten. Was sie an Goldmünzen fanden, wurde sogleich geschmolzen und zu Ketten umgearbeitet, von denen einige mehrere um Hals und Oberkörper trugen. Mein Diener reihte meine Schlüssel auf eine solche Kette und trug sie beständig an seinem Körper.

General Outram hatte schon vor einigen Jahren in Lukhnau bei der Einverleibung des Königreiches Aude eine bedeutende Rolle gespielt, von welcher Zeit an er als Ministerresident in Lukhnau angestellt gewesen war. Es ist bekannt, daß und wie viel er zur Einnahme der Stadt beigetragen hatte. Jetzt wurde er dazu ersehen, das politische System

Lord Canning's in Anwendung zu bringen, welches er jedoch keineswegs gebilligt haben soll. Er begann damit, eine neue und veränderte Auflage der obenerwähnten Bekanntmachung zu erwirken, da er die erste für zu gewaltherrscherisch hielt; bald darauf aber wurde Sir James nach Calcutta versetzt und daselbst zum Mitgliede des Rathes von Indien gewählt.

General Outram war ohne Widerrede einer der ausgezeichnetsten Feldherren in diesem Kriege; muthig und entschlossen, rasch im Entwurfe seiner Pläne und unermüdlich in deren Ausführung, verstand er die schwere Kunst, Officiere und Mannschaft zu begeistern. Er hatte während seines langjährigen Aufenthaltes in Indien Land und Leute kennen gelernt, und wollte die Bekanntmachung dahin geändert wissen, daß sie eine allgemeine Amnestie verspräche, von der nur solche Persönlichkeiten ausgeschlossen seien, die des Mordes überführt wären. Dem gewaltsamen Beschlusse des Generalgouverneurs, beinahe das ganze Land für die Regierung in Beschlag zu nehmen, widersetzte er sich mit Ernst, und ehe er seinen Posten verließ, war es ihm gelungen, eine mildere Behandlung für diejenigen Stämme auszuwirken, welche sich der englischen Gewalt aus eigenem Antriebe wieder unterworfen hatten.

Die Danksagungsadresse des Parlaments an die englisch-indische Armee wurde unserem Corps bei der Parade vorgelesen. Auch der Obergeneral erließ einen Tagesbefehl, worin er dem ehrenvollen Streben der Armee, das von England auf sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, ein wohlverdientes Lob spendete. Die Brigadeführer erhielten Befehl, ihre Listen der während der Einnahme von Lukhnau Getödteten und Verwundeten einzureichen; diese betrugen im Ganzen 70 Officiere und 1100 Unterofficiere und Gemeine, ausschließlich der auf unserer Seite verwundeten und getödteten Eingeborenen, von denen etwa 60,000 Mann in unseren Reihen kämpften. Die Hindu verloren nach amtlichen Berichten und nach den in den Häusern und auf den Straßen gefundenen Leichen zu urtheilen 4000 Mann. Die

fliehenden Feinde boten den Rest ihrer Kräfte auf, um aus unserem Gesichtskreise zu verschwinden; sie verspürten keine Lust, fernere Bekanntschaft mit den englischen Bajonneten zu machen, und suchten eine Freistatt in den undurchdringlichen Wäldern und Bergschluchten, sowie in Barélly, Feyzabád und anderen Plätzen.

So endete eins der großartigsten, blutigsten Dramen der neueren Zeit!

Neunzehntes Capitel.

Abmarsch von Lukhnau. — Rückkehr nach Cahnpur. — Mittagsgesellschaften im Lager. — Ein Mittagsmahl beim Generalgouverneur in Allahabad. — Die Bajaderen. — Der Mann, welcher die Festung Allahabad davor schützte, in die Hände der Rebellen zu fallen. — Marsch von Allahabad nach Benares. — Der Ritt auf dem Elephanten bei einem Besuche in der Stadt Benares. — Tempel, Schulen und Erziehungsanstalten in Benares. — Marsch von Benares nach Sassaram.

Wir warteten mit Ungeduld auf den Befehl, der es entscheiden sollte, ob wir auf unser Schiff zurückkehren oder ferner zur britisch-indischen Armee gehören sollten. Ich gestehe aufrichtig, daß ich, für meinen Theil, vollkommen genug von diesem Lande hatte; meine Neugierde und mein Wissensdurst waren beide hinlänglich befriedigt, und ich sehnte mich, das blutige Theater zu verlassen, auf dem ich selbst mitgespielt hatte. Diese Sehnsucht mochte zum Theil von der großen Hitze und den Unannehmlichkeiten des Climas herrühren, welche täglich zunahmen. Endlich traf der erhoffte Befehl für unser Corps ein, mit einer Division der Armee nach Cahnpur aufzubrechen.

Ehe wir abzogen, begaben sich alle Officiere der Seebrigade nach Dil-Khuscha, um vom Capitain Peel Abschied zu nehmen. Er war zu unserer Freude so weit wieder hergestellt, daß er das Bett verlassen konnte. Als er uns Lebewohl sagte, richtete er an jeden Einzelnen einige Worte, die vom Herzen kamen und zum Herzen gingen, und äußerte schließlich, daß er vor uns am Bord des Shannon zu sein hoffe und sich freue, uns Alle daselbst willkommen zu heißen. — Gott hatte es anders beschlossen, denn unser geliebter Führer sah weder den Shannon, noch uns wieder!

Wir verließen Lukhnau am letzten März Morgens 2 Uhr und erfuhren unterwegs, daß diese Division über Cahnpur nach Barélly

marschiren solle, wo der Feind sich wieder gesammelt hatte. Ob die Seebrigade denselben Weg einschlagen oder unmittelbar an Bord zurückkehren würde, wußte man nicht.

Die große und immer noch zunehmende Hitze und die heißen Winde, die den Sand aufwirbelten, machten unseren Marsch sehr beschwerlich.

Als wir durch das Lager der verschiedenen Brigaden zogen, hörten wir manches „Hurrah!", manches »Farewell Jack*)!« von den Soldaten, mit denen wir mehrere Monate zusammen gelagert hatten und die nun so früh aufgestanden waren, um in leichter Nachtkleidung Abschied von uns zu nehmen. Selbst die, welche in den Zelten lagen, sandten ihre lauten, herzlichen Grüße, welche ebenso von uns beantwortet wurden. Einige unserer schweren Kanonen wären der Besatzung verblieben, die anderen nahmen wir mit nach Cahnpur, von wo aus sie über Indien vertheilt wurden.

Nach einigen schweren Tagemärschen waren wir noch ungefähr neun Meilen von Cahnpur entfernt, als plötzlich Halt gemacht wurde. Wir glaubten, daß die Vorhut vom Feinde angegriffen worden sei, da die Sipoys noch immer in der Gegend umherschwärmten. Der Commandant von Cahnpur, General Sir John Inglis, war an der Spitze seiner Brigade aus- und uns entgegen gezogen, weil ihn seine Spione benachrichtigt hatten, daß der Feind sich in der Nähe aufhalte.

Dieser General hatte den Befehl über die Besatzung von Lukhnau geführt, als General Havelock zu seinem Entsatze herbeieilte, und sich durch Muth und Entschlossenheit ausgezeichnet, obgleich er noch sehr jung für Generalsepauletten war. — Sir John Inglis sandte nun Streifcorps von seinen und unseren Truppen ab, um die Gegend zu recognosciren; auch von der Seebrigade folgte denselben eine Abtheilung, der ich mit zwei schweren Kanonen zugetheilt wurde. Nachdem wir einige Stunden auf schmalen Landstraßen und Fußsteigen und

---

*) Jack ist ein allgemeiner Beiname der englischen Matrosen.

durch Wälder von Bananen und Mangobäumen marschirt waren, erreichten wir das von den Spionen bezeichnete Dorf, hinter dessen Mauern noch ungefähr 100 Sipoys versteckt lagen, nachdem die anderen sich aus dem Staube gemacht hatten. Das Dorf wurde umzingelt und angegriffen und der Feind nach einem tapferen Widerstande niedergehauen; er unterlag nur der Uebermacht und kämpfte bis zum letzten Athemzuge. Wir traten noch denselben Tag den Rückmarsch an und erreichten Cahnpur am 4. April. Diese Stadt war bedeutend lebhafter geworden, seitdem wir sie zuletzt verlassen hatten, und diente einer großen Anzahl englischer Beamten zum Aufenthalte.

Nachdem wir hier zwei Tage gerastet hatten, marschirte die Seebrigade weiter nach Calcutta, während die übrigen Truppen nach Barélly aufbrachen. Ehe die beiden Brigaden sich trennten, gaben die Officiere des zurückbleibenden Corps uns ein glänzendes Mittagsessen, welches unter freiem Himmel auf einem gewaltig großen Tische aufgetragen war, der unter der Last aller erdenklichen Leckerbissen des Landes zu brechen drohte. Als wir uns spät in der Nacht trennten, ritten die Meisten nach Hause; die Anderen fuhren in Wagen, die von Kulis gezogen wurden. Ich bediente mich meines Arabers und saß infolge des frohen Mahles etwas unsicher im Sattel, sodaß ich ohne mein kluges Thier schwerlich den Weg in mein Quartier gefunden hätte.

Bei solchen Mittagsgesellschaften herrschte die eigenthümliche Sitte, daß jeder Gast in Begleitung seines Kitmiga erschien, welcher Messer, Gabeln und Löffel bei sich trug. Während wir in der Nähe von Futtighure lagen, vergaßen diese Diener selten, Bier für ihre Herren mitzubringen, sofern es zu bekommen war, wie denn überhaupt jeder zu Mittag geladene Gast, wenn ihn nach diesem Getränke gelüstete, sich selbst damit versorgen mußte, da es sehr theuer und ungemein schwer zu beschaffen war.

Die Seebrigade sollte, laut Befehl, theils auf Wagen, theils auf der Eisenbahn von Cahnpur nach Calcutta befördert werden, in welcher Anordnung wir Officiere einen Wink sahen, uns unserer Pferde

zu entäußern. Ich schenkte das eine meiner Pferde meinem treuen Syce, meinen Araber aber verkaufte ich unter sehr vortheilhaften Bedingungen und gegen das feierliche Versprechen, daß er gut behandelt werden solle. Ich trennte mich schwer von diesem edlen Thiere, das so manche Gefahr mit mir getheilt und mir so manchen beschwerlichen Weg erleichtert hatte.

In der Nacht vom 7. auf den 8. April reisten wir ab, und zwar in jenen, schon früher beschriebenen, viereckigen Kasten, die auf Räder gesetzt und von eigensinnigen, unlenksamen Ochsen gezogen wurden. Auf dem Wege von Cahnpur nach Allahabad befanden sich keine eigentlichen Stationen, weshalb nur dann Halt gemacht wurde, wenn die brennende Sonne uns zwang, unter dem Schatten großer Bäume Schutz zu suchen und einige Stunden zu rasten.

Die letzten 60 englischen Meilen bis Allahabad wurden auf der Eisenbahn zurückgelegt; die letzte Hälfte der Brigade, zu welcher ich gehörte, erreichte diese Stadt erst am 10. April. Während der sechs Tage, die wir in Allahabad verweilten, gab der Generalgouverneur, der daselbst seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, eine glänzende Mittagsgesellschaft, zu welcher auch die Officiere der Seebrigade geladen waren. Englischer und orientalischer Glanz suchten sich auf der Tafel den Rang streitig zu machen, und ich wage zu behaupten, daß an keinem europäischen Hofe bei ähnlicher Gelegenheit mehr Pracht und Aufwand entfaltet werden kann.

Wir hatten unsere Zelte außerhalb der Festung aufgeschlagen, nicht weit von der Stadt, die ich oft besuchte. An einem Nachmittage sah ich die »Nautch girls« (Bajaderen) ihre verführerischen Tänze aufführen. Es waren sechs fast nackte junge Mädchen von vollendeten Formen, denen die Göttin der Schönheit ihren Stempel aufgedrückt zu haben schien. Der eigentliche Tanz beschränkte sich auf plastische Stellungen und ein langsames Biegen und Neigen des Körpers, wobei das lebhafte Mienenspiel dem Angesichte einen stets wechselnden

Ausdruck verlieh. Ihre Kleidung bestand einzig in einem durchsichtigen bunten Schleier, der bald in anmuthigem Faltenwurfe um die schöne Büste geschlungen, bald als Schmuck in das mit wohlriechendem Oele gesalbte und bis an das Knie hinabwallende glänzende Haar geflochten wurde. Die Musik zu diesem Tanze bestand aus einem schleppenden, eintönigen Gesange, der von den schrillenden Tönen einer Zither und denen einer Trommel begleitet war; das erstere dieser Instrumente wurde von einem alten Manne, das zweite von einem Knaben gemißhandelt. Hätten diese Tänzerinnen sich ihres indischen Schmuckes entäußern und ihre gelbbraune Hautfarbe in die zarte weiße unserer nordischen Damen verwandeln können, so würden sie alle Frauen der Christenheit durch ihre Anmuth und Schönheit verdunkelt haben; aber ihr gemaltes Gesicht, ihre vom Gebrauche des Betel gefärbten Lippen und Zähne, ihre mit Schmucksachen behangenen und überladenen Nasen, Ohren, Arme, Beine und Zehen raubten ihnen alle natürliche weibliche Anmuth. Das Bestreben dieser Priesterinnen des Vergnügens, das Leben von einer Seite darzustellen, welche sie durch ihre lächelnden und kosenden Blicke verdeutlichen wollten, schien mir gänzlich verfehlt; denn hinter der durchsichtigen Verschleierung dieser Künste verbarg sich tiefe Verderbniß; sie konnten kein Beifallszeichen, nur inniges Mitleid erwecken.

In der Festung Allahabad traf ich verschiedene Bekannte, von denen ich besonders einen Officier nennen will, welcher jetzt den Dienst als Adjutant des Commandanten der Festung versah und der außerdem die Aufsicht über das Zeughaus hatte; der Name dieses Mannes war Russel.

Obgleich nur ein einfacher Subalternofficier, hat er seinen Namen durch eine glänzende That verewigt, ohne welche, wenigstens nach meiner Ansicht, die Schwierigkeiten bei der Wiedereroberung Indiens vielfach vermehrt worden wären. Dem Muthe und der Entschlossenheit dieses Lieutenants verdankte man es, daß ein Platz in den Händen der Engländer geblieben war, den ich als das Herz unserer kriege-

rischen Unternehmungen bezeichnen möchte. — Die Erzählung dieser ehrenvollen Handlung möge hier in aller Kürze folgen.

Lieutenant Russel befand sich unter den Officieren, welche den Dienst in der Festung zu verrichten hatten, als der Aufruhr in der Stadt Allahabad ausbrach; die Besatzung bestand zum großen Theile aus Eingeborenen, die begreiflicher Weise mit den Aufwieglern in der Stadt einen freundschaftlichen Verkehr unterhielten. Es galt nun, rasch und entschlossen zu handeln, um diese Verbindungen abzuschneiden und alle verrätherischen Pläne zu zerstören oder wenigstens die Ausführung derselben zu verhindern. — Lieutenant Russel war der Mann, eine so wichtige und mit so großen Gefahren verknüpfte Aufgabe zu entwerfen und auszuführen. Er besann sich nicht lange, sondern faßte einen kühnen und kräftigen Entschluß. Er ließ nämlich unter die Baracken innerhalb der Festung gefüllte Pulverfässer legen und verband diese durch Schwefelfäden mit einander, welche er nach einem Punkte leitete, an welchem er selbst Wache hielt und von dem aus er die umliegende Gegend übersehen konnte. Nachdem er diese Mine in aller Stille gelegt und sich mit einer hinreichenden Anzahl von Lunten versehen hatte, zündete er eine der letzteren an und ließ nun durch seine Vertrauten bekannt machen, daß er bei dem ersten Zeichen von irgend welcher Verbindung der Garnison mit der Bevölkerung der Stadt oder bei der ersten feindlichen Kundgebung derselben die ganze Festung in die Luft sprengen würde.

Lieutenant Russel war als ein Mann von Wort bekannt, weshalb auch seine Drohung die gewünschte Wirkung hatte. Er verharrte auf seinem Posten, bis die erwartete Verstärkung anlangte. Bis dahin blieb alle Verbindung mit der Stadt unterbrochen; selbst die gefürchteten Sipoys legten einen so großen Diensteifer und eine solche Ergebenheit an den Tag, daß minder vorsichtige Anführer dadurch leicht hätten bestochen und irre geführt werden können. — Das gewagte Unternehmen war somit gelungen und hat dem Namen dieses jungen Mannes in den Annalen des indischen Krieges einen unver-

gänglichen Glanz verliehen. Dieser Charakterzug steht übrigens nicht vereinzelt da; der britische Muth fand und benutzte manche Gelegenheit, sich in seiner ganzen Größe kund zu geben und zu beweisen, daß das Leben und die Wohlfahrt Vieler oft von der Entschlossenheit und Geistesgegenwart des Einzelnen abhängt.

Der Feind hatte die Gegend noch keineswegs verlassen; er streifte umher, um zu sengen und zu brennen, und veranlaßte dadurch die Verlängerung unseres Aufenthaltes in Allahabad. Die heißen Winde waren immer heftiger geworden; man konnte kaum geradeaus gehen, ohne eine Strecke seitwärts fortgetrieben zu werden; die Luft war so voll von Sand, daß wir Mund und Augen zuhalten mußten, und zu unserem größten Verdrusse vermochten auch unsere Zelte dem Sturme nicht zu trotzen, sondern wurden ganz einfach umgeweht.

Die Brigade wurde abermals in drei Detachements getheilt, welche Allahabad nach einander verließen. Man war zu dieser Maßregel gezwungen, weil sich auf den Stationen nicht so viele Ochsen und Wagen befanden, als zur Weiterbeförderung der ganzen Brigade auf einmal nothwendig waren. Je länger überhaupt die Marschcolonne war, desto schwerer fiel es, dieselbe zusammen zu halten, was aber wegen der vielen feindlichen Streifcorps, die im Lande hausten, unbedingt nothwendig war. Jedes Detachement gebrauchte zwischen zwanzig und dreißig Wagen nebst den dazu gehörenden Gespannen.

Von unseren jüngeren Officiren wurden Krankheits halber drei in sogenannten horse-dawks (Wagen, mit einem Pferde bespannt) nach Calcutta geschickt, weil das Schütteln und Stoßen in unseren Wagen — von dem sich Niemand einen Begriff machen kann, der es nicht selbst empfand — für sie eine Qual gewesen wäre, welche ihrem Leben leicht hätte ein Ende machen können.

Am 16. April Nachmittags verließen wir Allahabad und erreichten am folgenden Vormittage, nachdem wir drei Mal, von 12 zu 12 engl. Meilen, die Ochsen gewechselt hatten, eine Station, wo wir bis

zum Abend rasten sollten. Auf diese Weise wurden jede Nacht gegen 36 Meilen zurückgelegt.

Diese oftgenannten Stationen bestanden theils aus kleinen, eigens dazu aus Bambus und Mörtel gebauten Häusern, welche Schutz gegen die brennende Sonne gewährten, theils aus wirklichen Poststationen oder sogenannten Dawk-Bungalows. — Unsere erste Sorge bei der Ankunft an solchen Ruheplätzen war, nach den Speisevorräthen zu schicken und den Koch in Thätigkeit zu setzen, welcher, in Ermangelung der Hühner oder sonstigen Geflügels, aus dem immer vorräthigen Schaaffleische einen Curry zurichten und den in diesem Clima so erfrischenden Thee bereiten mußte. Während der Vorbereitung zur Mahlzeit wurde dann der Bhisté gerufen, der mit einer mit Wasser gefüllten Schweinshaut herbeieilte, um den mit Sand und Staub bedeckten Körper seines Herrn abzuspülen. Nach eingenommener Mahlzeit zündeten wir die Cigarren an, und jeder suchte sein Lager und überließ sich dem Gotte der Träume, unbekümmert um Alles, was beim Erwachen seiner wartete.

Der Weg, auf welchem wir einherzogen, war der schon früher beschriebene Grand Trunk Road, die Landstraße, welche durch den größeren Theil von Indien führt, und die beständig von Jung und Alt, Männern und Weibern wimmelte. Die ganze Ausrüstung dieser Eingeborenen bestand oftmals aus einem Stabe in der Hand und einem zweiten auf der Schulter, an dessen einem Ende ein Bündel, an dem anderen ein messingenes Gefäß hing, das oft das ganze Hausgeräth ausmachte und bald zum Wasserholen, bald zum Essenkochen diente.

Auch Frachtwagen mit den Erzeugnissen des Landes zogen an uns vorüber, und Truppen, die entweder zur Verstärkung oder zur Ablösung anderer Regimenter weiter in das Land geschickt wurden. Je näher wir einer Stadt kamen, desto lebhafter wurde der Verkehr, und besonders war dies vor Benares der Fall. Der Anblick dieser Stadt ist sowohl von der Land- als von der Flußseite von so hinreißender Schönheit, daß der Beschauer zu träumen glaubt. Der geistreiche

Berichterstatter der Times, der die große Gabe hat, selbst von den am schwierigsten zu beschreibenden Gegenständen ein wohlgetroffenes, gefälliges Bild zu entwerfen, sagt von Benares: „Wenn der Rhein längs der Mauern des alten Edinburg flösse und sich von dem Schlosse her durch die Eisenbahnschlucht nach Holyrood fortwälzte, könnte man sich einen Begriff von dem Anblicke machen, den Benares in der Ferne gewährt.“ — Ich habe manche schöne Gegend gesehen, manche herrliche Aussicht genossen, aber keine, die mich durch ihre wunderbar liebliche Schönheit so gefesselt und bezaubert hätte. Die Natur hat sich hier nicht in Kraftanstrengungen erschöpft, welche uns durch ihren gewaltigen Eindruck erschüttern; sie offenbart sich vielmehr in einer reizenden, bilderreichen Idylle, welche Frieden und stille Freude in jede fühlende Menschenbrust flößt. Die Braminen nennen Benares „die heilige Stadt“ und halten sie für ein Himmelreich auf Erden, ja, sie behaupten, daß ein Europäer, welcher daselbst stirbt, ebenso gewiß der ewigen Seligkeit theilhaftig würde, als wenn er in Dschagannât seinen Geist aufgäbe. Obgleich die Bewohner von Benares für die gebildetsten von ganz Hindostan angesehen werden, steht doch die Abgötterei in großem Ansehen bei ihnen. Für den Unterricht der heranwachsenden Jugend werden ungeheuere Summen ausgegeben. Die Einwohnerzahl der Stadt, einschließlich der Vorstädte und Pilger, beträgt 700,000 Seelen. Benares treibt ansehnlichen Handel und ist weit und breit bekannt als Stapelplatz für die aus Bundelkhund kommenden Seidenwaaren und Diamanten. Als der Aufruhr in Indien ausbrach, befürchtete man, daß auch die Bewohner dieser Stadt sich demselben anschließen würden, aber die reichen Hindu ließen sich nicht verleiten; sie wußten zu gut, daß sie im Schutze der britischen Regierung viel ungestörter und gesicherter ihren Geschäften nachgehen konnten, als unter dem der eigenen Landsleute.

Wie oft sehnten wir uns jetzt nach unseren Pferden, um Ausflüge in die Umgegend machen zu können. Es gelang mir, ein Gig und ein Pferd zu leihen; als ich aber mit demselben in die Stadt hinein-

fahren wollte, waren die Straßen so schmal und so volkreich, daß ich auf dieses Vergnügen verzichten mußte. Auf unser Ansuchen bei den Beamten des Commissariats erhielten wir Officiere einen Elephanten, um auf demselben in die Stadt zu reiten und ihre Schönheiten von diesem erhöhten Standpunkte aus in Augenschein zu nehmen. Wir erreichten unter Anderem eine Anhöhe, auf welcher eine kleine Festung mit englischer Besatzung lag. Von dort aus wollten wir uns hinab an das Ufer des Flusses begeben, an welchem die Tempel erbaut sind; wir mußten aber den Weg zu Fuße zurücklegen, weil man diesen geweihten Ort nur als Pilger betreten darf; auch waren die Straßen so eng und mit Fußgängern angefüllt, daß es unmöglich gewesen wäre, mit einem Thiere durch dieselben zu kommen, auf dessen Rücken wir in gleicher Höhe mit den Dächern der Häuser saßen. Wir sahen auf unserer Wanderung keinen einzigen Europäer, nur Hindu jeden Alters und Standes, und darunter mehrere vornehme Frauen in kostbaren Gewändern, von welchen die meisten, sobald sie die Fremden erblickten, verschwanden; einige warfen auch nur den Schleier über das Gesicht und wandten uns den Rücken. Die Männer blieben stehen und begafften die unwillkommenen Gäste, die sie lieber als verstümmelte Leichen unter die Füße getreten hätten. Wir begegneten auch einem jungen Radschah (Sohn eines Fürsten), einem ungefähr 14jährigen Knaben, welcher in einem kleinen Wagen fuhr und von einer Leibwache mit gezogenen Säbeln begleitet wurde.

Wir versäumten nicht, einige der Tempel näher zu beschauen, die sich durch reinen, edlen Styl und dauerhafte Bauart auszeichneten. Die Meisten dieser heiligen Gebäude waren mit kostbaren Götzenbildern, Reliquien und sonstigen, zu religiösen Gebräuchen erforderlichen oder üblichen Gegenständen ausgestattet. Von jedem Tempel führte eine breite steinerne Treppe nach dem Flusse, an deren beiden Seiten riesig große Bäume standen, die ihre dichten Kronen zu einem schützenden Dache vereinigten. Bei unserer Ankunft saßen mehrere fast nackte Männer und Frauen auf diesen Treppen, welche mit den gebräuchlichen

Abwaschungen beschäftigt waren, wobei sie den Körper auf alle mögliche Weise verrenkten und neigten und eine eintönige Hymne absangen, in der man vergeblich eine Melodie aufzufinden suchte. Der Gottesdienst der Hindu hat für uns nichts Erbauliches oder Befriedigendes, es müßte denn die fromme Einfalt sein, mit der diese halbwilden Menschen einer heuchlerischen Priesterkaste anhängen, deren eigener, materieller Vortheil es erheischt, das Volk in der Finsterniß zu erhalten, um es ihrer Herrschsucht und Willkür um so sicherer zu unterwerfen. Auf dem Rückwege kamen wir an einem Manne vorüber, welcher an einer Straßenecke von einem erhöhten Platze aus an die umstehende, aufmerksame Versammlung eine ergreifende Ansprache zu richten schien. In der Haltung dieses Mannes lag etwas, was an unsere Frömmler erinnerte; die Worte, die von seinen beredten Lippen flossen, schienen übrigens von einem lebendigen Glauben eingegeben zu sein und gleich einem, verdorrte Blumen erfrischenden Thau in die Herzen seiner Zuhörer zu fallen.

Die Anstalten für Erziehung stehen dort im Verhältnisse zu anderen in großem Ansehen. Ich besuchte mehrere Schulen, welche sich durch Ordnung und Sauberkeit vortheilhaft auszeichneten. Man bemerkte sofort, daß daselbst nicht allein für die Entwickelung der geistigen Anlagen, sondern auch für die Pflege des Körpers Sorge getragen wurde. Die Lehrer behandelten die Schüler mit vielem Ernste, doch ohne jeden Anstrich von peinlicher Schulfuchserei. Körperstrafen und sonstige rohe Behandlung waren streng verboten und die Schulräume sehr geräumig, luftig und kühl, durch dicht geschlossene Jalousien vor der brennenden Sonne geschützt und durch Zuglöcher mit frischer Luft versorgt. Es waren keine Treibhäuser, in denen die zarten Pflanzen zu schnell vergänglichen Blüthen getrieben werden, wie es nicht selten in den Ländern des gesitteten Europa's der Fall ist, sondern warme, sonnige Gärten, in denen man sie zu kräftigen Stämmen von blühendem Aeußeren und kerngesundem Inneren bildet.

Die Seebrigade wurde theils in ein geräumiges Gebäude, theils

in ein Privathaus oder Bungalow einquartirt. In letzterem hatte ein Engländer ein Wirthshaus eingerichtet und mit dem Betriebe desselben schon ein ansehnliches Vermögen erworben. In diesen Gegenden ein ordentliches, sauberes Gasthaus zu finden, war für uns dasselbe, was der Fund einer Goldgrube für den sein würde, welcher am Rande eines unvermeidlichen Banquerouttes steht.

Bald war die ganze Brigade wieder versammelt, und wir verbrachten die angenehmsten Abende in unserem „Meß," theils mit munterem Gesange bei der dampfenden Bowle, theils mit Erzählungen unserer Erlebnisse. Schon der Gedanke, daß wir bald wieder am Bord des Shannon sein würden, versetzte uns in die heiterste Stimmung. Jeder Seemann, der seinen Beruf liebt, sehnt sich zurück auf das Meer, ihm ist nur wohl auf den schwankenden Wogen, wo sich ihm der Ernst und die Güte der Allmacht tausendfältig offenbaren.

Während unseres Aufenthaltes in der Nähe von Benares ging die Meldung ein, daß ein eingeborener Fürst, Koër-Sing, die zerstreuten Rebellen gesammelt habe und mit seinen Heerhaufen die Gegend durchstreife. — Der Mangel an Ochsen und Fuhrwerken zwang uns wieder, die Brigade in drei Abtheilungen verschiedene Wege einschlagen zu lassen, um das Ziel ihres Marsches zu erreichen.

Mein Detachement, welches das vorletzte war, verließ Benares am Abend des 24. April. Kurz vor unserem Aufbruche und auf dem Marsche selbst liefen häufige Berichte von den Greuelthaten der Hindu ein, die in der Umgegend hausten, Indigofactoreien verbrannten, Privathäuser plünderten und ansteckten u. s. w.

Als wir am folgenden Tage eine Station erreichten, auf welcher wir Schutz gegen die brennende Mittagssonne suchten, wurde ich von einem Officiere, der daselbst den Dienst als Commissar hatte, gewarnt, meinen Weg weiter fortzusetzen, da er vom Feinde unsicher gemacht werde, und ersucht, lieber als Verstärkung an diesem Orte zu bleiben, welcher ernstlich von einem Ueberfalle bedroht sei. Der Mann war mit Waffen aller Art behangen und stets zum Handgemenge be-

reit, worüber man sich jedoch nicht zu wundern braucht, da er von feindlichen Spionen und feigen, rachsüchtigen Eingeborenen umgeben war. Ich theilte ihm meine Befehle mit, aus denen er sah, daß ich nicht selbst über mein Gehen oder Bleiben zu entscheiden habe, was ihn noch niedergeschlagener machte. Ich setzte am Nachmittage meinen Marsch fort und erreichte am folgenden Mittage, nach einer schlaflosen Nacht, aber ohne vom Feinde beunruhigt worden zu sein, die größere Station Sassaram.

Zwanzigstes Capitel.

Aufenthalt in Sassaram. — Meine Bekanntschaft mit dem dortigen Befehlshaber. — Die Feier des 1. Mai. — Zuwachs der Besatzung. — Der Häuptling eines benachbarten Stammes giebt sich für todt aus, um seine aufrührerischen Pläne desto besser ausführen zu können. — Nachricht von dem erfolgten Hinscheiden des Capitains Peel. — Nachricht von dem Tode des Generals Sir Adrian Hope. — Falscher Alarm. — Ankunft eines Regimentes, welches durch Krankheit aufgerieben wird. — Abmarsch nach Dehri. — Der dortige Befehlshaber und dessen Gemahlin. — Familienleben in Indien. — Die Sikhs und ihre Morgenberichte. — Die Expedition nach Dschugdespur. — Ereignisse während unseres Aufenthaltes in Dehri. — Abmarsch nach Schiragboti.

Sassaram ist eine der bedeutenderen Zwischenstationen auf dem Grand Trunk Road. Es lag augenblicklich eine ansehnliche Zahl Truppen daselbst, welche, mit Ausnahme einiger Sikhs, aus lauter Recruten bestanden.

Nachdem ich, um mit meinen Leuten unter Dach zu kommen, den Commissar aufgesucht und Mundvorräthe hatte herbeischaffen lassen, begab ich mich zu dem Befehlshaber des Platzes, der früher Oberster eines anglo-indischen Regiments und jetzt Brigade-Commandant war, um ihm meine Aufwartung zu machen, unsere Ankunft zu melden und weitere Befehle hinsichtlich des weiter einzuschlagenden Weges und des zur Sicherheit der mir anvertrauten Abtheilung ferner zu Beobachtenden zu erbitten. Er nahm mich sehr freundlich auf, ließ mich aber auch gleich merken, daß er mich mit meinen 60 Mann hier festzuhalten gedenke. Ich berief mich auf meinen Befehl, laut welchem ich den Marsch ohne jeglichen Aufenthalt fortzusetzen habe, und erklärte, demselben unbedingt Folge leisten zu wollen, wenn nicht eine schriftliche Ordre mich zum Bleiben nöthige. Der Befehlshaber wies hierauf eine telegraphische Depesche vom Regierungssecretair in Calcutta vor, durch die er

bevollmächtigt wurde, die durchziehenden Truppen nach eigenem Gutachten hier zu behalten, wenn sie zur Sicherheit des Ortes nothwendig seien.

Nun blieb mir keine Wahl; ich mußte schweigen und gehorchen. Wir Officiere wurden in ein Bungalow einquartirt, welches einem öffentlichen Wirthshause glich, da jeder Officier oder angesehene Reisende, der des Weges kam, sich für berechtigt hielt, seinen Wohnsitz in demselben aufzuschlagen. Die Mannschaft lagerte unter einer Art zu diesem Zwecke erbauter Schuppen, die sie einigermaßen vor Sonne, Regen und den unvermeidlichen Sandwolken schützten.

Am folgenden Tage traf Lieutenant Hay mit dem letzten Detachement ein, welcher ebenfalls bleiben und mit den Seinen außerhalb der Station unter Zelten lagern mußte. Die Hitze war sehr drückend und das Clima ein in jeder Hinsicht ungesundes, da der Ort von hohen Bergen eingeschlossen und jedem frischen Luftzuge unzugänglich war. — So kam der 1. Mai, — aber nicht mit „Rosen in den Locken," sondern mit Staubwolken auf den Wegen und feuchten Dünsten aus den nahegelegenen Sümpfen. Ich versammelte am Vorabend meine Kameraden und beschrieb ihnen, wie man diesen Tag in Schweden zu begehen pflegt, worauf allgemein beschlossen wurde, daß auch wir uns „Mark in die Knochen" zu trinken versuchen sollten. Es wurde sogleich eine Bowle gemacht, bei welcher wir die Nacht mit fröhlichen Liedern und Scherzen zubrachten. Unter den Gästen, welche unser Fest beehrten, befanden sich zwei Officiere der indischen Flotte, welche hieher befehligt waren.

Bald hatten sich die nach und nach eintreffenden verschiedenen Detachements zu einem Corps von 800 Mann angesammelt. Der Platzcommandant ließ dasselbe häufig die Revue passiren und beschäftigte uns täglich damit, alle möglichen Bewegungen auszuführen, um zum Ausrücken gegen den Feind bereit zu sein, welcher sich in Dschugdespur, einer Stadt in der Entfernung einiger Tagemärsche, verschanzt hatte. Der Mann, welcher sich an der Spitze dieser Bande befand,

verstand es, seine Landsleute in jeder Hinsicht aufzureizen und zu seinen Werkzeugen zu machen. Unter verschiedenen Mitteln, welche er anwandte, unsere Wachsamkeit einzuschläfern, um dann, einer platzenden Bombe gleich, in unsere Reihen niederzuschlagen, war auch das, daß er sich für todt ausgab und ein feierliches Begräbniß sich zu Ehren veranstaltete. Dies glückte ihm in der That insoweit, daß die Nachricht von dem Todesfalle und dem Begräbnisse in unser Lager geschmuggelt und daselbst geglaubt wurde. Der Betrüger war der schon früher erwähnte Koër-Sing. Unsere Leichtgläubigkeit hatte indeß, außer dem Verdrusse, von diesem Barbaren überlistet worden zu sein, während wir am meisten hätten auf unserer Hut sein sollen, keine weiteren Folgen.

Plötzlich erhielten wir durch einige Officiere, welche von der Hauptarmee kamen und nach Calcutta gingen, um neue Kräfte zu sammeln, die durch kaum geheilte Wunden oder die dort herrschenden Krankheiten erschöpft waren, die traurige Nachricht, daß Sir W. Peel das Zeitliche gesegnet habe. Dieser Mann war uns so theuer, und der Gedanke, daß wir ihn verlieren könnten, so neu, daß wir die Wahrheit dieser Mittheilung bezweifelten und den Schlag, der uns vom Schicksale bereitet war, abzuwehren suchten, bis uns von einem Officiere der Beweis geliefert wurde, daß er selbst dem Begräbnisse des zu früh dahingeschiedenen Helden beigewohnt habe. Da sank der Muth in dem ganzen Corps, und ein Jeder bemühte sich, eine Blume der Erinnerung in den unverwelklichen Lorbeerkranz des Heimgegangenen zu flechten. Nach einigen Tagen erhielten wir die amtliche Mittheilung, daß Capitain Peel, nachdem er von seinem Wundfieber hergestellt war, in einem Zustande großer Mattigkeit nach Cahnpur gebracht worden, daselbst sogleich an den Blattern erkrankt und daran gestorben sei. Es war rührend, den Eindruck zu beobachten, den diese Nachricht auf unsere abgehärteten Matrosen machte. Unvergeßlich bleiben mir die düsteren Gestalten, die sich meinen Blicken darstellten, als ich zum ersten Male nach diesem harten Schlage vor meine Compagnie trat und die Trauerbotschaft verkündete. Keine Klage, kein Seufzer wurde laut, aber auf allen

Gesichtern zeigte sich ein tiefer Schmerz, und Jeder schien in sich gekehrt, um sich die Züge des angebeteten Mannes, welcher ihnen Allen als ein Muster von Tugend und Heldenmuth gegolten hatte, und dessen Andenken ungeschwächt in ihren Herzen fortleben wird, zu vergegenwärtigen und unvergänglich in das Gedächtniß zu prägen.

Was meinen persönlichen Verlust betrifft, so will ich darüber nicht viele Worte machen, doch legt mein Herz mir die Pflicht auf, offen zu bekennen, daß, wenn mich irgend etwas in der Welt zum Stolz berechtigt, es das Bewußtsein ist, mir die Achtung und Freundschaft dieses ausgezeichneten, reichbegabten, ritterlichen Befehlshabers gewonnen und unter ihm kämpfen und siegen gelernt zu haben!

Ein glänzendes Vorbild der Ausdauer, der Selbstbeherrschung, der Ordnungsliebe und Fürsorge für seine Untergebenen, Allen, die mit ihm in Berührung kamen, sowohl an Vielseitigkeit der Kenntnisse und Erfahrungen, als in dem richtigen Gefühle bei der Anwendung derselben überlegen, groß in der Kunst, seiner Umgebung Vertrauen einzuflößen und ihr von seinem Geist mitzutheilen, tapfer bis zum Uebermaße, unwiderstehlich im Angriffe, gewandt in seinen Bewegungen und immer der Erste da, wo die Gefahr am größten war, menschlich gegen den überwundenen Gegner, — das waren, nach meiner Auffassung, kurzgesagt die Eigenschaften des Mannes, den England noch jetzt betrauert!

Welchen Ruhm, welche Siege würde das Land von diesem würdigen Sohne haben erwarten können, wenn es denselben an die Spitze seiner Geschwader gestellt hätte! Eine der ersten Zeitungen Englands äußerte bei der Nachricht von dem Tode Sir William Peel's: „Wenn er Nelson's Flotte gehabt und mit derselben dem Feinde gegenüber gestanden hätte, so würde er hinter diesem Helden im Tempel des Ruhmes um keinen Schritt zurückstehen!“ — Sehr wahr! Ich möchte indeß diesen Satz dahin ändern, daß er hieße: Wenn Capitain Peel am Leben geblieben und gegen den Feind gerückt wäre, so würde er eine

Flotte geschaffen haben, wie Nelson sie hatte, und wäre selbst ein zweiter Nelson geworden! —

Mit dem Tode meines Führers war die Sonne am Himmel meiner Freude untergegangen. Ich sehnte mich nach dem Tage, an dem ich Indien verlassen würde, während das Bild des Verschiedenen, mit stillem Kummer in den bleichen, verklärten, mir so unaussprechlich theueren Zügen, mir immerdar vor Augen stand. War es vielleicht der Kummer, einer schleichenden Krankheit erlegen zu sein, statt auf dem Wahlplatze unter dem Donner seiner feuerspeienden Batterien und dem Siegesgeschrei seiner treuen Schaar zu enden?! —

Capitain Sir William Peel war Gentleman in jeder Beziehung des Wortes. Der Sohn des Premierministers Sir Robert Peel, wuchs er unter den Augen dieses berühmten Mannes auf und erhielt eine eben so gründliche als vielseitige Bildung. Seine Neigung zum Seewesen offenbarte sich schon sehr früh, und als er mit Bestimmtheit erklärte, sich diesem Fache widmen zu wollen, wurde es ihm gestattet, seine Anlagen zu diesem Berufe zu prüfen, obgleich er damals noch sehr jung war. Gleich einem jungen Seeadler, versuchte er seine Schwingen, kämpfte mit den Wogen und suchte auf alle Weise seinen Durst nach Wissen zu befriedigen. Mit den Kenntnissen wuchs aber auch die Lust, „auf den Wogen zu leben und zu sterben."

Der junge Mann hatte die Prüfung glänzend bestanden, vielleicht gegen den Wunsch Sir Robert's, welcher in der Stille gehofft haben mochte, der Sohn würde die politische Laufbahn einschlagen, mit ihm für dieselbe Idee kämpfen und dereinst das Staatsruder aus seinen altersschwachen Händen empfangen. Diese Pläne scheiterten aber an dem festen Charakter des Jünglings, wodurch für England vielleicht ein Staatsmann verloren ging, aber ein Seeheld gewonnen ward, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.

Der indische Krieg liegt uns noch zu nahe, als daß die Geschichte schon ihr Urtheil darüber hätte fällen können. Ein Ereigniß von so ungeheueren Verhältnissen ist schwer zu überschauen und zu beurtheilen,

und der Geschichtsschreiber, welcher dies zu unternehmen wagt, darf nicht unterlassen, die Ursachen des glücklichen Ausganges dieses Krieges gehörig zu untersuchen. Capitain Peel's hervorragende Begabung als Befehlshaber der Artillerie hat nicht am wenigsten dazu beigetragen, und ich wage zu behaupten, daß der Feldzug ohne seine schweren Batterien nicht so rasch beendet worden wäre. Aber es genügte nicht, diese Batterien nur einzurichten und zu bilden, sie mußten auch, um gehörige Wirkung zu thun und um den Kosten und der Mühe zu entsprechen, auf die ausgezeichnete Weise befehligt werden, wie er allein es vermochte. Es war eine Freude für Augen und Herz, ihn in seiner Berufsthätigkeit zu sehen, und ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß die Ehre der überraschenden Erfolge, welche die britischen Waffen in diesem letzten Feldzuge erzielten, zum großen Theile Sir William Peel gebührt' —

Selbst der commandirende Obergeneral hat dies auf unzweideutige Weise zu erkennen gegeben. Sir Colin begegnete einst dem Capitain Peel, als dieser von seinen Krankenwärtern an die Luft getragen wurde. Ersterer war von seinem Stabschef und mehreren anderen Officieren begleitet; als Sir William sich berichten ließ, wie man seine Batterien aufgestellt habe, äußerte der Obergeneral: „Wenn Sie nicht mit Ihren schweren Kanonen gekommen wären, würde es uns schwerlich gelungen sein, die englische Besatzung aus dem Residenzschlosse von Lukhnau zu befreien" (im November 1857).

Wenn ich meine Erinnerungen an mir vorüber ziehen lasse, weiß ich nicht, in welcher Gestalt er mir am größten erschien: auf der Commandobrücke am Bord des Shannon, wenn er, von Blitz und Sturm umgeben, mit donnernder Stimme seine Befehle austheilte, während er sich selbst dabei im Tauwerke festhalten mußte, — oder wenn er ruhig und allein im Bereiche der feindlichen Kugeln auf und nieder wandelte, um die Schußlinie und Entfernung für sein schweres Geschütz zu berechnen und auszumessen, indeß die Bomben und Granaten in seiner Nähe platzten und ihn mit Sand und Erdreich bedeckten, — oder wenn

er an der Spitze der Sturmcolonnen sein jubelndes „Vorwärts" rief und stets der Erste über den Graben und in der Bresche war. — Nein, am größten war er, wenn er sich, nach der gewonnenen Schlacht, still und anspruchslos in sein Zelt zurückzog, um sich den Ehrenbezeugungen und dem jubelnden Beifallsrufen seiner Truppen zu entziehen! —

Nun habe ich meine einfache Blume auf Dein Grab gelegt, zu dem ich oft mit meinen Gedanken in stiller Ehrfurcht und Dankbarkeit wandeln werde. Lebe wohl, Du Urbild eines Seemannes, Helden und Menschen! Dein Andenken soll mir der Polarstern sein, nach welchem ich für den Rest meines Lebens den Cours steuern werde. Lebe wohl! —

Gleichzeitig mit der Nachricht von dem Tode Capitain Peel's erhielten wir die Mittheilung von dem schmerzlichen Verluste eines anderen Waffenbruders, der in der Armee nicht weniger beliebt war und in welchem England einen seiner tapfersten, edelsten Söhne und, nach der Aussage urtheilsfähiger Richter, einen seiner tüchtigsten Generale verlor. Er vereinte persönlichen Muth mit gründlichen Berufskenntnissen, verstand es, die Truppen zu begeistern und ihr Vertrauen zu gewinnen, und besaß eine seltene Geistesgegenwart, die ihn selbst in den schwierigsten Augenblicken nicht verließ und oft die glücklichste Wendung der Ereignisse herbeiführte. Dieser Mann war Adrian Hope, derselbe, welcher die Armee-Abtheilung am Kálá Nadí anführte und sich bei mehreren anderen Gelegenheiten mit Ruhm bedeckte. Befehlshaber der hochländischen Brigade, konnte man von diesem Ehrenposten mit Stolz sagen: „Solche Truppen waren eines solchen Führers würdig!" —

Die näheren Umstände bei dem Tode dieses Mannes waren sehr trauriger Art; ich nehme keinen Anstand, dieselben zu erzählen, da ich überzeugt bin, daß ich dadurch weder der Wahrheit zu nahe trete, noch Verhältnisse enthülle, die man der Vergessenheit anheim zu geben beabsichtigte. Ich habe in den vorhergehenden Blättern einen General erwähnt, welcher die Division befehligte, die 14 Tage lang am Ram-

gunga aufgehalten wurde, ohne den Fluß überschreiten zu können. Ich will nicht entscheiden, ob dies Unternehmen einem Anderen besser geglückt wäre — ohne große Opfer hätte es wenigstens nicht geschehen können.

Dieser General führte den Befehl über das Armeecorps, welches nach Barêlly ging und mit welchem wir nach der Eroberung von Lukhnau zugleich von dort abzogen; der Leser wird sich jedoch erinnern, daß wir in Cahnpur von demselben getrennt wurden, um nach Calcutta zurückzukehren. Was die Persönlichkeit dieses Befehlshabers betrifft, so darf ich nicht verschweigen, daß er zu der zahlreichen Classe jener eingeschobenen Anführer gehörte, welche in der friedlichen Schule des Dienstes im Generalstabe ihre Generalsepauletten erwerben, ohne sich auf dem Schlachtfelde ausgezeichnet oder die goldenen Sporen verdient zu haben.

Auch die schottische Brigade gehörte zu seiner Division, und um noch ein schlagendes Beispiel seiner Untauglichkeit als General zu geben, brauche ich nur anzuführen, daß er eine alte Festung in der Nähe von Furukhabâd stürmen ließ, ohne vorherige Anwendung der Artillerie und ohne die Oertlichkeit vorher zu recognosciren, was die traurige Folge hatte, daß die Engländer von den Rebellen unter Nérput Sing geworfen wurden und einen großen Verlust an Verwundeten und Todten zu beklagen hatten, unter den letzteren auch General Sir Adrian Hope. —

Man erzählt, daß, als jener General den Sturm befohlen und die Stelle bezeichnet habe, an welcher derselbe vorgenommen werden solle, der Führer einer Reiterschwadron mit der Meldung vorgetreten sei, daß ein solches Unternehmen an der entgegengesetzten Seite der Festung bedeutend weniger Schwierigketten bieten würde; aber der General habe sich alle Einmischung in seine Anordnungen verbeten. — Die Folgen seiner Hartnäckigkeit hatten große Unzufriedenheit unter den Truppen veranlaßt; die Officiere der Hochländer sollen ihre Klingen zerbrochen und einem so untauglichen Commandanten den Gehorsam verweigert,

und die Truppen, als sie ihren vergötterten General Hope zu Grabe geleiteten, sich beinahe der Meuterei schuldig gemacht haben, was zu Untersuchungen vor dem Kriegsgerichte Anlaß gegeben hat. —

Sir William Peel und General Adrian Hope, die Zierden der anglo-indischen Armee, fühlten sich als Geistesverwandte mächtig zu einander hingezogen. Sie hatten dasselbe Ziel vor Augen und suchten es auf dieselbe Weise, mit Anwendung derselben Mittel zu erreichen.

Doch nun muß ich eilen, den Faden meiner Erzählung wieder aufzunehmen. — Ich wurde in einer Nacht dadurch geweckt, daß einer meiner Diener mich berührte und, sich zu mir niederbeugend, mir leise zurief: »Sipáhi ihán, chánà már-dàlná gorá Sáhib!« welches bedeutet: „Die Sipoys sind hier und wollen die Weißen tödten!"

„Das sollen sie, hol' mich der Teufel! wohl bleiben lassen!" rief ich auf gut schwedisch, sprang aus dem Bette, griff nach meiner Pistole und dem Säbel und war, noch halb im Schlafe, nahe daran, den dunklen, bärtigen Sikh, der vom Obersten zu mir geschickt worden war, in jene Welt zu befördern. Ich besann mich jedoch rasch und ließ durch einen Matrosen die Mannschaft auf die Beine bringen, während ich die Officiere weckte, welche mein Zimmer theilten.

In wenigen Augenblicken war unsere Schaar versammelt. Nachdem wir unsere Waffen geladen und uns auf einen Tanz mit dem Feinde vorbereitet hatten, zogen wir aus in der Richtung, die uns von unserem Wegweiser angegeben wurde. Wir marschirten etwa eine Stunde und tappten förmlich in der Dunkelheit umher, kehrten aber ohne eines Feindes ansichtig zu werden und ohne weitere Abenteuer in unsere Quartiere zurück. Es heißt indeß: kein Rauch ohne Feuer! — und so erwies es sich denn auch hier, daß die Sipoys wirklich in der Nähe gewesen waren. Sie sind später wiedergekehrt, nachdem ich mit meiner Mannschaft abgezogen war, und haben durch Brennen und Plündern Schrecken und Verwüstung in der Gegend verbreitet.

An einem heißen Vormittage erschien ein Linienregiment von 700 Mann, welches erst vor kurzem angekommen und hierher befehligt war. Die Soldaten waren in Paradeuniform und schwitzten entsetzlich; ich beklagte die armen Menschen, die nur in ihre heißen, schweren Röcke und Kopfbedeckungen gesteckt waren, um bei der Ankunft einen Achtung gebietenden Anblick zu gewähren. Die Folgen dieser unzeitigen Eitelkeit ließen sich leicht voraussehen und blieben auch nicht aus: der Regimentschef starb gleich am ersten Tage, und die Mannschaft folgte ihm so rasch, daß sie binnen einem Monate auf 100 Mann zusammengeschmolzen war. Das Regiment kam von der Capstadt, wo es mehrere Jahre gestanden hatte, und es ist mir von mehreren Aerzten gesagt worden, daß unter den Truppen, welche eine Zeit lang in jenem herrlichen Clima gelebt haben und dann nach Indien versetzt werden, die Sterblichkeit am größten ist.

Ich pries mich glücklich, meine Matrosen unter den Scheuern untergebracht zu wissen, in denen sie bei weitem besser geschützt waren, als in den Zelten. Die Seeleute ertrugen die Wirkungen des Climas im Ganzen besser, als die Landsoldaten, von denen viele der Cholera, Dissenterie, den Blattern oder dem Sonnenstiche zum Opfer fielen.

Am 5. Mai erhielt ich den willkommenen Befehl, mit zwei 24-pfündigen Kanonen von Sassaram aufzubrechen. Diese Geschütze gehörten jedoch nicht unserer Seebrigade, sondern der nach Benares verlegten königl. Artillerie. Die Kanoniere mußte ich mir aus meinen Matrosen wählen, da keine Mannschaft zur Bedeckung der Geschütze vorhanden war.

Nach einem Tagemarsche erreichte ich Dehrî, eine kleine Festung oder eigentlich nur ein mit Verschanzungen umgebenes Bungalow, das in der Nähe des Grand Trunk Road lag und für die Vertheidigung der Brücke, die hier über den Strom führte, von Wichtigkeit war.

In der Nacht angelangt, wurden wir einige Male von den Vorposten angerufen und mit gefälltem Bajonnet bedroht. Als ich das Bungalow erreichte, traf ich sofort den befehlhabenden Officier, welcher

hier 400 Sikhs zu seiner Verfügung und eine ebenso große Anzahl, die weiter hinauf im Lande lag, unter seinem Befehle hatte. Er nahm mich sehr freundlich auf, obgleich ich ihn in der Nachtruhe störte, lud mich zum Thee ein und gab mir gleich zu verstehen, daß meine Kanonen sehr erwünscht wären, da sich kein Geschütz am Orte befände. Wir brachten den Rest der Nacht in unseren Wagen zu; am folgenden Morgen wurde für die Officiere ein Zelt auf dem Hofe aufgeschlagen und die Mannschaft unter zweckmäßig erbaute Scheuern gebracht.

Nachdem ich Mundvorräthe für die Mannschaft erbeten hatte, begab ich mich abermals zum Befehlshaber des Ortes, dem Capitain Rattray, um seine Bekanntschaft am Tage zu erneuern. Er war ein stattlicher Mann mit langem, kohlschwarzem Barte und einem offenen, schönen Auge, das an den Blick des Löwen erinnerte. Es lag etwas Ueberlegenes in seinem Auftreten, welches sogleich den feinen Weltmann bekundete. Er hieß mich und meine Kameraden nochmals willkommen und lud uns ein für allemal ein, seine Häuslichkeit und seine Mahlzeiten zu theilen. Als wir uns zum Frühstücke einfanden, wurden wir der Hausfrau vorgestellt, einer sehr liebenswürdigen Dame, welche, mit einem zarten Knäblein, allen Gefahren und Entbehrungen trotzte, um das Leben ihres Mannes zu verschönern. Capitain Rattray hatte seine Gemahlin beim Ausbruche der Revolution nach Calcutta geschickt; als sie aber hörte, von welchen Gefahren ihr Mann bedroht sei, war sie sofort zurückgekehrt und hatte ihn aufgesucht, um nicht mehr von seiner Seite zu weichen.

Es bietet sich hier Gelegenheit, ein Wort über die Lebensweise der englischen Familien auf dem Lande in Indien einzuschalten, von welcher diejenige in Calcutta in mancher Beziehung abweicht. — Man steht gewöhnlich mit der Sonne auf, um die frische, stärkende Morgenluft nicht zu verschlafen. Nachdem man Thee getrunken, reitet oder geht man spazieren und kehrt zurück, ehe die Hitze sich fühlbar macht, worauf man das erfrischende kalte Sturzbad nimmt oder, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, in den Fluß springt. Man pflegt in dieser

Jahreszeit im Freien zu schlafen, indem man sein Bett auf die Veranda hinaustragen läßt, welche rund um das Bungalow läuft, so daß man, je nach dem Stande der Sonne, die Schattenseite aufsuchen kann. Auch wenn man nur im Zelte wohnt, befolgt man dieselben Regeln. Weiter hinauf im Lande hält man es für ungesund, unter freiem Himmel zu schlafen, und thut es nur, wenn die Umstände es erheischen. Nach dem Frühstücke kann man nicht mehr im Freien sein, da das Thermometer im Schatten und in den Zelten 120 Grad Fahrenheit zeigt. Man pflegt dann zwischen die Thürpfosten eine Thür von Stroh und Reisern einzuschieben, nachdem diese von den Dienern so lange mit Wasser begossen wurde, bis sie gänzlich durchnäßt ist. Darauf stellt man eine scharfe Zugluft her, indem man eine gegenüber liegende Thür oder ein Fenster öffnet, und erlangt dadurch eine erfrischende Kühle, die sogar das Thermometer zum Fallen bringt. — Meine aufmerksame Wirthin verschaffte mir eine solche Thür für unser Zelt, was eine wirkliche Wohlthat war.

Die Damen und Kinder ziehen sich am Vormittage gewöhnlich in ihre Boudoirs zurück, um der Ruhe zu pflegen — denn das Leben in diesem heißen Clima zwingt zum Müßiggange; — sie kommen erst zwischen 12 und 1 Uhr zum Luncheon wieder zum Vorschein, ja oftmals nicht vor dem Mittagsessen, welches zwischen 6 und 7 Uhr eingenommen wird. Eine Stunde vor demselben pflegt man Besuche bei den Nachbaren oder in der Umgegend zu machen, und die Hausfrau benutzt die Zeit zu mancherlei kleinen Anordnungen im Hause. Das Mittagsessen ist hier, wie in England, ein wahres Familienfest. Nachdem das Mahl beendet, werden bequeme Stühle in das Freie getragen, und die Mitglieder der Familie versammeln sich, um zu plaudern, zu rauchen, Thee zu trinken u. s. w. Um 10 oder 11 Uhr trennt sich der Kreis; Jeder sucht sein Lager auf und ruft den Panka-vola herbei, der sich zu den Füßen seines Herren niedersetzt, um die Insecten zu verscheuchen, wobei er nicht selten selbst einschläft, aber sofort durch einen Schlag mit dem Pantoffel geweckt und zur Thätigkeit gemahnt wird.

Mein Dienstpersonal war, seitdem ich meine Pferde abgeschafft hatte, bedeutend eingeschränkt worden. Zu meinen Ausflügen in die Umgegend bediente ich mich des feurigen Thieres des Befehlshabers oder eines der Pferde des Lieutenants, welche mir mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt waren.

Die Gemahlin des Platzcommandanten erzählte mir eines Tages, daß sie die Frau eines der in der Festung wohnenden Soubadars zu besuchen beabsichtige. Ich hatte schon lange gewünscht, eins dieser menschenscheuen Wesen in der Nähe zu sehen, und bat deshalb die Dame um Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen. Sie versprach, ihr Bestes zu thun, um mir eine Einladung zu verschaffen. Kaum aber hatten die Unterhandlungen deshalb begonnen, als ich auch einen abschlägigen Bescheid erhielt. Die Frauen waren zwar geneigt gewesen, mich zu empfangen, aber von ihren Männern war es ihnen auf das Strengste untersagt worden. Die weibliche Liebenswürdigkeit verleugnet sich selten, und so sandten auch diese Frauen mir einen Korb mit Kuchen und anderen Süßigkeiten, um mich etwas zu entschädigen, und vielleicht auch, um die Männer für ihren kränkenden Argwohn zu strafen.

Jeden Morgen erschienen die Soubadar-Bahadûre und Soubadare, Officiere der Sikhregimenter, welche aber von den Europäern nur den Unterofficieren gleichgestellt wurden, um ihre Berichte bei dem Befehlshaber einzureichen. Es waren herrliche Gestalten, von starkem Gliederbau und kriegerischem Ansehen, in weißen Gewändern und mit werthvollen Schmucksachen an den Fingern und Zehen und in den Ohren. Ihre mit Gold und Juwelen reich verzierten Waffen waren die schönsten, die ich je gesehen und wurden gleich Heiligthümern von ihnen verehrt. Die Sikhs bewegen sich mit einer angeborenen Anmuth und Würde, die man oft bei den Hindu vermißt. Sie sind bekanntlich alle Muselmänner. Beim Eintritte in das Zelt, in welchem sie von Capitain Rattray und mir empfangen wurden, legten sie die Hand an die Stirn, sprachen aber nie ihr wohlklingendes „Salám," ohne den Oberkörper mit stolzer Geberde hintenüber zu werfen, im Gegensatze

zu den Civilbeamten, welche nie unterließen, bei ihrem Gruße mit sclavischer Unterwürfigkeit den Rücken zu krümmen.

Nachdem diese amtlichen Meldungen entgegengenommen waren, wurden die Spione vorgelassen, welche eine Geschichte nach der anderen auftischten; bald versicherten sie, daß die Sipoys in der Nähe wären und uns zu überfallen beabsichtigten, bald, daß unsere Factoreien in Brand gesteckt und verheert, oder daß den Postillonen die Pferde vom Wagen gestohlen seien u. s. w. — Der Befehlshaber schenkte diesen Berichten wenig Glauben, die sich aber doch nicht selten als wahr erwiesen, und zu deren Bestätigung mehrmals gefangene Hindu eingebracht wurden, die sofort zum Stricke verurtheilt oder vor die Mündung einer Kanone gebunden und in Stücke zerrissen wurden. Die meisten dieser Unglücklichen vernahmen ihr Urtheil ohne zu zucken oder eine Miene zu verziehen.

Dies Spionirsystem wurde von uns angewandt, weil es zu unserer Aufgabe gehörte, die auf dem Durchmarsche begriffenen Truppen von der Beschaffenheit und Sicherheit der Gegend in Kenntniß zu setzen. Wenn uns Berichte von der Nähe des Feindes abgestattet wurden, nahmen wir uns doch selten die Mühe, denselben aufzusuchen, weil die Hindu sich erstens in so kleinen Schaaren zeigten, daß, sie zu zerstreuen, nicht der Mühe werth war, und die überdies so wachsam und leichtfüßig waren, daß sie stündlich ihren Aufenthaltsort veränderten, und zweitens, weil die große Hitze es uns unmöglich machte, uns längere Zeit in der freien Luft zu bewegen, ohne einem Fieberanfalle ausgesetzt zu sein. Unsere Truppenstärke war aber so unbedeutend, daß wir keinen Mann unnütz opfern durften, und auch schon deshalb keine Detachements in die Umgegend schickten, weil unsere Befehle hauptsächlich dahin lauteten, unsere Mannschaft zur Vertheidigung des Platzes beisammen zu halten. Nur eine Ausnahme wurde gemacht, die aber ohne günstigen Erfolg blieb. Wir schickten eine Patrouille nach Dschugdespur, wo Koër-Sing sich mit einem Trupp Rebellen befand, sich aber so geschickt in einem Gehölze versteckt hielt, daß wir vergeblich bemüht

waren, ihn daraus zu vertreiben. Selbst der Versuch, dasselbe in Brand zu stecken, scheiterte. Diese Bande wurde später von einer anderen englischen Abtheilung aufgesucht und zerstreut, worauf die Ueberreste derselben sich über den Grand Trunk Road schlugen und in den unzugänglichen Gebirgsschluchten verschwanden.

Die Luft in Dehri war bedeutend besser und gesünder, als in Sassaram, von welchem Orte täglich Nachrichten über die große Sterblichkeit unter den Fieberkranken einliefen. Es war freilich Keiner unter unserem Corps, der nicht von mehr oder weniger ernstem Unwohlsein befallen worden wäre, doch kamen nur einzelne Todesfälle vor, was wir hauptsächlich der unermüdlichen, vorsichtigen Behandlung unseres Arztes zu danken hatten, der stets für die Wohlfahrt unserer Brigade besorgt war. Eine nicht minder anerkennungswerthe Stütze hatten wir in der Menschenliebe der Frau des Capitain Rattray. Sobald ich erfuhr, daß einer der Matrosen erkrankt sei, wandte ich mich an diese liebenswürdige Dame, welche immer zu Rath und Hülfe bereit war. Sie kochte selbst die Krankensuppen und sandte den Patienten Erfrischungen, Bücher und was sie sonst Derartiges wünschten. Zwei Todesfälle bekümmerten mich tief; zuerst verlor ich meinen besten Feuerwerker, welcher an den Blattern erkrankte und so plötzlich starb, daß ich kaum an sein Bett eilen konnte, ehe er verschied; darauf bekam einer meiner Matrosen den Sonnenstich. Er fiel bewußtlos nieder, sein Körper war feuerroth und geschwollen und so heiß, daß man kaum die Hand an demselben halten konnte. Unser Arzt war nicht zur Hand, und ich daher genöthigt, einen indischen Quacksalber rufen zu lassen. Derselbe rieb den Körper mit einem aus der Frucht des Mango gepreßtem Oele ein, öffnete ihm eine Ader und flößte ihm einige Tropfen von dem Oele in den Mund. Da trat augenblicklich eine Veränderung in dem Zustande des Patienten ein; sein Körper wurde kalt und nahm eine leichenblasse Farbe an; die Schmerzen schienen aufzuhören, die Pupille erweiterte sich und unter krampfhaftem Zucken gab er seinen Geist auf. Die Ansichten der Männer von Fach waren darüber,

in wiefern der Aderlaß in diesen Fällen mit Erfolg anzuwenden sei, getheilt.

Wir hatten in Dehrî einen kleinen, aber sehr schönen Begräbnißplatz, mit hohen, schattigen Bäumen, unter denen schon manchem Engländer die letzte Ruhestätte bereitet worden war. Auch unsere Todten wurden hier der Erde zurückgegeben, wobei ich den Dienst des Predigers versah, ein Amt, welches, in Ermangelung eines Geistlichen, hier oft von den Abtheilungscommandanten verrichtet wird. Das Begräbniß fand unter Trauermusik und mit Beobachtung aller üblichen Gebräuche statt.

Eines Abends wurde mir von einem Sikh, der im Flusse gebadet hatte, ein kleiner Kasten gebracht, den er am Ufer im Sande gefunden haben wollte. Bei näherer Nachfrage ergab sich, daß derselbe einem Matrosen gehörte, und daß den Leuten überhaupt mehrere Sachen abhanden gekommen waren, ohne daß sie Jemand von den Ihrigen oder den Sikhs beargwohnten, dieselben entwendet zu haben. Sie baten mich jedoch, zu versuchen, den Dieb zu ermitteln. Ich ließ nun die Matrosen in ihrem Quartiere abwechselnd Wache halten, und da geschah es, daß ein Panka-vola, der seinen Herrn in den Schlaf gefächelt hatte und sich darauf einige Kleidungsstücke aneignen wollte, welche unter dem Bette lagen, auf frischer That ergriffen wurde. — Ich ließ, als man mir den Verbrecher gebunden vorführte, ihn sofort zum abschreckenden Beispiele an einen Telegraphenpfahl binden und ihm eine ganz gehörige Bastonade geben. — Meine Leute hatten durch diese Hausdiebstähle werthvolle Gegenstände eingebüßt, und ich wollte durch die von mir zuerkannte Strafe der Ausübung des Faustrechts vorbeugen, was mir auch gelang; ich muß jedoch gestehen, daß mir dieser Vorfall für längere Zeit einen höchst unangenehmen Eindruck hinterließ, da es mir peinlich war, den Befehl zu der körperlichen Züchtigung eines Menschen gegeben zu haben.

Lieutenant Hay, welcher bis jetzt mit seinem Detachement in Sassaram gelegen hatte, berührte auf dem Weitermarsche unsere Station.

Seine Mannschaft hatte sehr gelitten, und es war ergreifend zu sehen, wie das kleine, zusammen geschmolzene Corps von meinen Matrosen empfangen wurde. Sie drückten den geprüften Kameraden stumm die Hand und wechselten kaum ein anderes Wort mit einander, als um nach einem der Hingeschiedenen zu fragen oder etwas über denselben zu äußern. Wie ganz anders war es früher, wo der Jubel kein Ende nehmen wollte, wenn die verschiedenen Abtheilungen unserer Brigade sich nach kurzer Trennung wiedersahen! —

Nachdem wir ungefähr einen Monat in Dehri gelegen hatten — die ruhigste und angenehmste Zeit, die ich in Indien verlebt habe — wurden wir von einer Seebrigade der indischen Flotte abgelöst, welche der unseren weder an militairischer Haltung, noch an Ausrüstung irgend gleich kam. Ich trennte mich nicht ohne Bedauern von der Familie Rattray, welche mich mit der zuvorkommensten Gastfreundschaft in ihre Häuslichkeit aufgenommen hatte. Diese Liebenswürdigkeit bewährte sich bis zum letzten Augenblicke. Als ich bei Capitain Rattray eintrat, um nach meiner Schuld für unsere Bewirthung zu fragen, entgegnete er mir artig, daß er beabsichtige, eine Reise nach Schweden zu machen, und alsdann darauf rechne, mein Gast zu sein, sodaß die eine Artigkeit die andere aufheben würde. Mistreß Rattray gab mir bei der Abreise eine kleine Flasche mit Curry-Pulver, von welchem sie mußte, daß ich es sehr gern genoß, und mehrere andere kleine Geschenke.

Als wir zum Abmarsche bereit waren, kam ein Matrose zu mir, welcher bedenklich krank gewesen und nur durch ein Wunder dem Tode entronnen war. Er erzählte mir treuherzig, daß er erfahren habe, Mistreß Rattray pflege mit großer Vorliebe Diamanten und dergleichen zu kaufen, und da ihm mitgetheilt worden sei, daß diese Dame durch ihre mütterliche Sorgfalt zu seiner Genesung beigetragen habe, so wünsche er, ihr seine Dankbarkeit zu bezeigen. Hierauf dankte er auch mir für meine Theilnahme und Fürsorge und bat mich, ein Andenken von ihm annehmen zu wollen. Dann zog er aus einem kleinen leinenen Läppchen, in welchem er 14 Diamanten verwahrte, zwei derselben

hervor und ersuchte mich mit schlichten Worten, den einen zu seiner Erinnerung zu bewahren und den anderen, einen werthvollen Brillanten, der Gemahlin des Capitains Rattray in seinem Namen zu überreichen. — Unter den Andenken, die ich aus Indien mit in die Heimath gebracht habe, ist dieser Stein mir das theuerste, als Erinnerung an einen Kameraden, der das Herz auf dem rechten Flecke hatte.

Wir verließen Dehri am 23. Juni und brachten drei Tage in unseren „Ochsenequipagen" zu, ehe wir Schiraghoti erreichten. Wir sollten uns mit der Abtheilung unserer Brigade vereinigen, welche sich unter dem Befehle des Lieutenants Young in dieser Stadt im Quartiere befand, da Vaughan befördert worden und mit dem Reste der Brigade in Gayah war, das 24 engl. Meilen weiter in das Land hinein lag.

Einundzwanzigstes Capitel.

Ankunft in Schiraghoti. — Mein Quartier. — Ein indischer Restaurateur. — Einige Worte über die Stadt und deren Umgebungen. — Der Kampf mit den Affen. — Reise nach Ganah und Abenteuer unterwegs. — Die Gefangenen in Ganah werden befreit und tödten die Wachen. — Edler Charakterzug einer Hindu. — Mein Besuch bei den Braminen. — Der Riesenbaum. — Die Entsprungenen werden wieder eingefangen und zurückgeführt. — Tod eines Kameraden. — Betrachtungen. — Rückreise nach Schiraghoti.

Am 6. Juni erreichten wir Schiraghoti, wo das erste Detachement der Seebrigade unter Lieutenant Young, und das zweite unter Lieutenant Wratislaw, zusammen 120 Mann, vor uns eingetroffen waren.

Unsere Truppen wurden in die Baracken und wir in die Dawk-Bungalows einquartirt. Diese Gebäude bestehen aus einstöckigen Häusern mit tief herabhängendem Dache, welches zugleich die Veranda bedeckt. Die Eingeborenen bewohnen diese Häuser selten, die eigentlich nur für Reisende bestimmt sind. Diese Bungalows sind mit Bade- und Schlafzimmern versehen, aber dürftig meublirt. Man findet daselbst einen Kitmiga oder Restaurateur, welcher für Erfrischungen sorgt und für die Aufrechthaltung der Ordnung verantwortlich ist. Die Beköstigung läßt aber viel zu wünschen übrig.

Mir wurde ein Zimmer angewiesen, in welchem die Wände mit Schlachtscenen und dazu passenden Unterschriften bemalt waren, die alle auf den gegenwärtigen Krieg anspielten. Ich fand, unter anderen schlechten Bildern, einen Sipoy, der an einem Galgen hing und auf dessen weit herausgestreckter Zunge folgende Zeilen geschrieben standen:

„So wollen wir euch zwingen — das soll das Ende sein —
Die Zunge abzubeißen und in den Staub zu spei'n,
Den Schakal zu mästen
Mit der Hölle vergifteten Tafelresten."

Obige Zeilen beweisen, daß diese dichterischen Ergießungen weder von Zartgefühl, noch von feiner Bildung zeugten. Unter einem mit blutrother Farbe gezeichneten Bildniß Nena Sahib's las man folgendes Motto:

„Die Welt, durch dich verheert, ist zu vergleichen
Dem Schlachterhaus, voll Blut und ekler Fäule,
Du bautest selbst dir eine Ehrensäule,
Aus Marmor nicht — aus Menschenleichen."

Nachdem ich meine Toilette beendigt hatte, ließ ich den Kitmiga rufen, und nun entspann sich ein Gespräch zwischen uns beiden, welches ich wörtlich übersetze, um dem Leser einen Begriff von dem Comfort zu geben, der uns in Indien zu Gebote stand.

Ich. Mein Freund, ich sterbe vor Hunger; könnt Ihr mich bedienen?

Er. Es gereicht mir zur Ehre, Ihnen dienen zu können.

Ich. Wohlan, was habt Ihr mir zu bieten?

Er. Sir, Sie haben zu befehlen!

Ich. Also einen reichen Vorrath von Leckerbissen?

Er. Wenn nicht eben besonders reich, doch . . . .

Ich. Gut, so gebt mir ein Ragout von Wildpret.

Er. Es ist mir heute unmöglich, aber morgen können Sie darauf rechnen.

Ich. Einerlei; so gebt mir Hühner mit Curry!

Er. Die Hühner bekomme ich leider erst diesen Abend.

Ich. So bringt mir Fisch — daran wird es Euch nicht mangeln!

Er. Wie schade, daß ich nicht die Forellen behielt! Aber alles Andere steht zu Befehl.

Ich. Nun, so schafft mir Ochsenfleisch, einerlei ob gekocht oder gebraten, nur schnell!

Er (verlegen und schmeichelnd). Das Fleisch ist nicht von der Beschaffenheit, daß ich wage, es einem Gentleman vorzusetzen. Ich würde Ihnen rathen, Eier mit etwas dazu Passendem zu nehmen und die Wahl desselben meinem Geschmacke zu überlassen.

Ich hielt es nicht der Mühe werth, zu antworten, da ich merkte, daß ich den Künsten dieses Betrügers nicht gewachsen war, sondern nickte nur meinen Beifall und begleitete dieses Zeichen mit einer Geberde, welche deutlich sagte: Geht zum Teufel! und wenn Ihr nicht bald mit dem Essen kommt, so bediene ich Euch mit dem Nachtische unentgeltlich. Der Kitmiga verstand mich und eilte hinaus; nach einer kleinen Viertelstunde erschien er mit einem Korbe, aus dem er eine Porzellanschale hervor nahm, die bis an den Rand mit einem wenig appetitlichen Gerichte, aus Reis, Eiern, Rosinen und Zucker bestehend, gefüllt war. Ich ärgerte mich weniger über das schlechte Essen, als über die selbstzufriedene Miene, mit welcher der Kitmiga mir eine „gesegnete Mahlzeit" wünschte. Man trifft es übrigens nicht immer so schlecht in den Dawk-Bugalows, in denen ich selbst bisweilen Alles, was ein Reisender beanspruchen und wünschen kann, vorgefunden habe.

Die Einwohner von Schiraghoti sind von dunklerer Hautfarbe, kleiner und häßlicher, als die Bewohner der nördlichen Gegenden. Die Station war durch die vielen Reisenden sehr belebt, hatte weit ausgedehnte wohlversehene Bazars und sehr angenehme Umgebungen. Mehrere Bungalows waren von englischen Familien bewohnt, bei welchen ich eine freundliche Aufnahme fand.

Unsere Kranken wurden durch die Fürsorge der städtischen Behörden gut verpflegt, was zu ihrer raschen Genesung beitrug, für die wir auch unserem Hindu-Arzte zu Dank verpflichtet waren, der sein Examen bestanden und demnach eine Anstellung bei unserer Brigade gefunden hatte. — Er wandte beim Sonnenstiche dieselbe Kur an, die ich im letzten Capitel beschrieben habe, die aber trotz ihrer glücklichen Erfolge von unseren promovirten Söhnen des Aesculap mit höhnischem Lächeln verworfen wurde.

Die liebliche Schönheit der Umgegend lockte uns oft hinaus in das Freie, und wir versäumten selten unseren abendlichen Spaziergang durch die in der Nähe der Stadt gelegenen reizenden Thäler, die von klaren Bächen durchschnitten wurden, an deren Ufern die lieblichen

Kinder Floras an Duft und Farbenpracht mit einander wetteiferten, unter welchen mir die im Grase versteckte Hymenea, die schmachtende Tamarinde und die im Wasser leuchtende Pinna Marina die liebsten waren. Im Hintergrunde zeigte sich eine grüne Hügelkette, über der bald kahle, bald bewaldete Berge in den verschiedensten Gestaltungen hervorragten. Auf einem dieser Ausflüge erlebten wir ein Abenteuer von keineswegs angenehmer Natur: Lieutenant Young, der Doctor und ich hatten uns auf Miethpferden und von einigen Eingeborenen begleitet in das eben genannte Gebirge begeben. Am Fuße einer Anhöhe angelangt, stiegen wir von den Pferden, banden dieselben an einen Baum und fingen an, die Höhe zu erklimmen. Wir hatten kaum die Spitze derselben erreicht, als wir uns von einer Schaar Affen umringt sahen, welche mit widrigem Geschrei aus dem Gebüsche hervordrangen oder von den Bäumen herabsprangen. Diese mit Baumästen und Steinen bewaffneten, geschwänzten Wilden waren stark gebaut, von der Größe eines erwachsenen Menschen und von verschiedener Farbe und die meisten hatten einen weißen langen Bart, der Backen und Kinn einrahmte. Sie schienen sich weniger um uns zu kümmern, als um einen Hund, der uns begleitete; da die Schaar aber immer zahlreicher und zudringlicher wurde, hielten wir es für rathsam, den Rückzug anzutreten. Wir zogen uns in guter Ordnung zurück, ohne daß sie Miene machten, uns zu folgen, aber als wir wieder am Fuße der Anhöhe angekommen und im Begriffe waren, uns in den Sattel zu schwingen, schickten uns die geschwänzten Ungeheuer einen Hagel von Steinen nach, dem wir zu unserem Glücke entgingen.

Wir beschlossen, uns für diese Beleidigung zu rächen, und kehrten am folgenden Morgen mit scharfgeladenen Gewehren und in Begleitung von 10 bewaffneten Matrosen auf den Schauplatz unserer Niederlage zurück. Es dauerte nicht lange, bis sich der Feind auf Schußweite näherte und mit einer Salve begrüßt wurde, die mehrere Affen zu Boden streckte. Aber ebenso rasch, als sie gefallen waren, wurden sie von den Kameraden fortgetragen und in das Gebüsch ver-

steckt. Wir bemühten uns vergebens, eins dieser Thiere lebendig einzufangen, und mußten unverrichteter Sache die Rückkehr antreten. — Ein weitgereister Engländer erzählte uns, daß er einmal mehrere englische Meilen im Schritte fahren mußte, weil ein Streifcorps von über hundert Affen vor ihm herzog, welche mit großen Aesten bewaffnet waren und ihn jedesmal anzugreifen drohten, wenn er Miene machte, vor ihnen vorbeifahren zu wollen.

Die Sonne stand jetzt hoch und die Hitze war unerträglich geworden. Auf einem meiner Spazierritte war ich unvernünftiger Weise zu lange ausgeblieben und daher ungewöhnlich angegriffen von der drückenden Luft, infolge dessen ich von dem gefürchteten Sonnenstiche, der so Manchem das Leben kostete, befallen wurde. Es war mir, als ob eine glühende Eisenplatte auf meinem Kopfe läge, und selbst als ich mich schon wieder außer Gefahr befand, wurde ich noch mehrere Tage von einem entsetzlichen Kopfschmerze geplagt.

In Schiragh'oti und der umliegenden Gegend war augenblicklich Alles ruhig, aber in der Entfernung einiger Meilen sengten und plünderten die Hindu, wo und wie sie konnten. Besonders war dies in der Nähe von Gayah der Fall, einer der heiligen Städte, die durch die vie'en Wunder, welche da geschehen, berühmt ist und wohin stark gewallfahrtet wird. Dicht vor dieser Stadt lagerte die andere Hälfte unserer Brigade, mit welcher wir in mündlichem und schriftlichem Verkehre standen. Einer meiner Kameraden, welcher mit mir als Genesender in Ghazepur gelegen hatte, Lieutenant Wilson, lud mich brieflich ein, möglichst bald zu ihm nach Gayah zu kommen. Dieser junge Mann war während seiner zwölfjährigen Dienstzeit höchstens auf einige Monate in England gewesen, und seine Gesundheit hatte durch den langen Aufenthalt in dem heißen Clima bedeutend gelitten. Er hatte mit an den kriegerischen Vorgängen in Birma Theil genommen und war dort durch eine Gewehrkugel im Nacken verwundet worden. Auch jetzt lag er krank darnieder. Ich war noch nicht in Gayah gewesen, und da ich seit einigen Tagen eine Reise dahin beabsichtigte, entschloß ich mich,

der Einladung zu folgen, und machte mich nach erhaltenem Urlaub bereit, den Weg anzutreten.

Wenn wir uns, besonders auf unbedeutenden Neben- oder Feldwegen, von einem Orte zum anderen begeben wollten, bedienten wir uns gewöhnlich, als des sichersten Beförderungsmittels, des Palankins, welcher zugleich Schutz gegen Sonne und gegen Regen bot. Er war so lang, daß man nach Gefallen in demselben sitzen oder liegen konnte, und mit Matratzen und Kissen ausgepolstert, wie man es auf der Kupfertafel abgebildet sieht.

Man wunderte sich über meinen Geschmack, diese Reise gerade in einer Zeit zu unternehmen, in welcher die Gegend durch umherstreifende Banden beunruhigt wurde; als man aber nichts an der Ausführung meines Planes ändern konnte, wünschte man mir Glück auf den Weg, unter scherzenden Prophezeihungen, daß ich von rachsüchtigen Sipoys geschlachtet oder von fanatischen Tempeljungfrauen zerrissen werden würde.

Um 10 Uhr Abends stand mein Palankin mit zwölf starken Hindu vor der Thür meines Bungalow: Der Anführer, ein hochgewachsener Mann mit breiten Schultern und langem Barte, stellte mir seine Mannschaft vor und war mir mit kriechender Höflichkeit behülflich, mein Gepäck in dem Tragsessel unterzubringen, während die Träger mich musterten, als wenn sie mein Gewicht abschätzen wollten.

Einige Stunden vorher war von Gayah der Bericht eingelaufen, daß die Rebellen sich in der Nähe von Patna, in dem Districte Behâr, in großer Anzahl gezeigt hatten, und ich gebe zu, daß es gewagt war, sich mitten in der Nacht dem Schutze dieser zweideutigen Burschen anzuvertrauen, deren Raubgier bekannt war und die gern zweien Herren zugleich dienten. Ehe ich in meinem Tragsessel Platz nahm, hatte ich mit dem Anführer des Trupps folgendes Gespräch:

Ich. Es scheint eine unruhige Nacht zu werden. (Es donnerte stark und der Regen hing uns über dem Kopfe.)

Der Anführer. Wohl möglich, Sir, aber wir werden uns um so mehr anstrengen, rasch vorwärts zu kommen.

Ich. Man sagt, daß die Wege unsicher sind?

Der Anführer. Man sagt so viel. Seien Sie ruhig, Sir! es soll kein Haar auf Ihrem Haupte gekrümmt werden; vertrauen Sie auf uns.

Ich. Es ist noch gar nicht lange her, daß ein Palankin überfallen und geplündert und die Reisenden erschlagen wurden, weil die Träger als feige Schelme die Flucht ergriffen, statt sich muthig zur Wehr zu setzen.

Der Anführer (lächelnd und seine weißen Zähne zeigend). Habe nichts davon gehört. Wahrscheinlich nur eine Lüge, um einfältige Menschen zu erschrecken. Seien Sie ruhig, Sir! Es wird nichts geschehen. Verlassen Sie sich auf uns, lassen Sie uns eilen.

Ich. Ja, wir wollen eilen, aber — ich verlasse mich nur auf mich selbst, auf mein Schwert und meine sicheren Revolver. Ich versichere Euch, daß meine Augen und die Mündung meiner Pistole beständig auf Euch gerichtet sind. Und nun vorwärts! Geht es rasch vom Flecke, so soll es an gutem Trinkgelde nicht fehlen!

Nach diesen kurzen, bestimmten Worten ließ ich mich in meinem Palankin nieder und zog die Gardinen zur Hälfte zu. Der Anführer zündete eine Fackel an und der Zug setzte sich in Bewegung. Wir waren kaum einige tausend Schritte vorwärts gekommen, als das Gewitter in seiner ganzen Heftigkeit losbrach und der Regen in Strömen herabfiel. Die Träger zündeten ihre Pfeifen an und summten ein eintöniges Lied, welches mir wie das Frühlingsconcert der Grillen und Frösche vorkam.

Wohl eine gute Stunde mochte ich geschlafen haben, als ich plötzlich dadurch erwachte, daß der Palankin unsanft zu Boden gesetzt wurde. Ich steckte den Kopf durch die Vorhänge und erhielt auf meine Frage, was es gäbe, von dem Anführer der Träger die beruhigende Antwort, daß die Hälfte des Weges zurückgelegt sei und sie einen Au-

genblick rasten wollten. Ich kroch wieder in die Ecke und setzte meine „stille Wachsamkeit“ fort, bis wir mit Sonnenaufgang das Ziel unserer Reise erreichten.

Ich erwähne nichts über den liebevollen Empfang bei den Kameraden in Gayah. Der Brite versteht es nicht, seine Gefühle zur Schau zu stellen; wer aber einmal sein Herz gewonnen hat, wird dasselbe immer offen finden für liebenswürdige Anhänglichkeit und Theilnahme für den erkorenen Freund, und immer bereit, ihm mit Rath und Hülfe zur Seite zu stehen.

Gayah ist eine bedeutende Stadt, als Militairstation aber von geringer Wichtigkeit. Die Verwaltungsbehörden bestanden hier aus einem zahlreichen Personale, welches meinen Kameraden Gelegenheit zur Geselligkeit und manchen angenehmen Bekanntschaften bot. Außer der hierher befehligten Abtheilung unserer Seebrigade, welche in einer mit 2 Kanonen besetzten Verschanzung lag, befand sich hier nur ein freiwilliges Reitercorps aus ungefähr 30 Mann.

Ich hatte viel von den schönen Umgebungen von Gayah gehört und machte mich gleich am Tage nach meiner Ankunft auf den Weg, um dieselbe, in der Gesellschaft unseres Feldpredigers, eines lieben, herrlichen Mannes, in Augenschein zu nehmen. Die vielgepriesene Gegend war freilich recht anmuthig, aber weder von eigenthümlichem, noch erhabenem Charakter. Am meisten gefielen mir die schönen Baumgruppen und das saftige hohe Gras, von einem so schönen Grün, wie ich es nie zuvor gesehen hatte. Die Einwohner hatten regelmäßige, scharfgeschnittene Gesichtszüge und nußbraune Hautfarbe. Die Männer waren kräftig und wohlgebaut und zeigten sich ernst und gedankenvoll; die Frauen sind zwar nicht schön, aber leichtfüßig, wie die egyptischen Almehen, und gelenkig und anmuthig, wie die immer tanzenden Bajaderen. Man macht ihnen den Vorwurf, sehr leichtfertig zu sein, was sie jedoch unter der Maske der Sittlichkeit vortrefflich zu verbergen wissen, und sollte dieses Urtheil dennoch treffend sein, so

mögen sie sich mit dem Worte La Rochefoucauld's trösten, daß „einer der kleinsten Fehler einer leichtsinnigen Frau der Leichtsinn ist.“

Als wir bei dem Gefängnisse vorbeiritten, erzählte mir Pastor Bowman, der obenerwähnte Seelsorger, daß in demselben 800 Verbrecher, und zwar auf Lebenszeit gefangen säßen. Das Haus war in erbärmlichem Zustande und erschien mir, wegen seiner schlecht gewählten Lage und der aus lauter Eingeborenen bestehenden Bewachung, sogar gefährlich für die Sicherheit des Ortes. Mein Gefährte theilte aber keineswegs meine Meinung und wollte mich davon überzeugen, daß das Gebäude seinem Zwecke vollkommen entspräche. Ich setzte diesen unnützen Wortkampf nicht weiter fort, aber schon am folgenden Tage wurde uns ein thatsächlicher Beweis für die Richtigkeit meiner Ansicht geliefert.

Ein Haufe Sipoys hatte sich in die Stadt geschlichen, die Wachen am Gefängnisse ermordet, die Thüren erbrochen und alle Gefangenen befreit. Ueberall war nun Angst und Unruhe. Das Militair rückte aus, um die Ordnung wieder herzustellen, und ich eilte mit einigen bewaffneten Matrosen zum Oberrichter, welcher schon von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt und in Amtsgeschäften ausgegangen war. Ich traf jedoch seine Gemahlin und einige andere Damen, welche in der größten Aufregung und Besorgniß und auf keine Weise zu beruhigen waren. Es dauerte lange, ehe ich den eigentlichen Grund dieser Verzweiflung errieth; — sie war durch das Ausbleiben der Kinder veranlaßt, die vergebens gesucht wurden. Die arme geängstigte Mutter war außer sich und wollte sich lieber unter den Trümmern ihres Hauses begraben lassen, als sich aus demselben entfernen. Ich überlegte, was zu thun sei, und fest überzeugt, daß die blutdürstigen Rebellen, sobald ich das Haus verlassen hatte, in dasselbe dringen und es zerstören würden, beschloß ich, die Damen mit Gewalt wegzuführen. Da erschien die Wärterin der Kinder, zwar ohne die Vermißten, aber mit dem Troste, daß sie dieselben, bei der ersten Nachricht von dem Aufstande, sofort in die Festung gebracht habe, wo sie in vollkomme-

ner Sicherheit seien. Die treue Hindu hatte das Leben der Kinder mit Gefahr des eigenen gerettet, und nun kannten die Freude und Dankbarkeit der Mutter keine Grenzen. Wir geleiteten sie nach dem Orte, an welchem sie ihre Lieblinge wiederfand, die sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an das Herz schloß, zugleich weinend und lächelnd, wie eine Frühlingswolke.

In der Nacht wurden die Posten verdoppelt und Patrouillen rings um die Festung gemacht, in die alle werthvollen Gegenstände und Papiere gebracht worden waren und in welcher auch die meisten englischen Familien Zuflucht gesucht hatten. Es ließ sich jedoch kein Feind mehr blicken, da die Gefangenen und die Sipoys die Stadt verlassen und sich in die Wälder zurückgezogen hatten.

In der ersten Nacht herrschte in der Festung eine wahre babylonische Verwirrung, besonders in dem Zimmer der Damen, welche theils auf Bänken, theils auf dem Fußboden lagen und die weinenden Kinder zu beruhigen suchten. Erst am dritten Tage kehrten die Familien in ihre Wohnungen und damit die Ruhe in die Festung zurück, und auch ich wollte mich nun wieder auf die Reise machen, woran ich jedoch von meinen Kameraden und Vorgesetzten wegen der Unsicherheit des Weges gehindert wurde.

Ich hatte daher hinreichende Zeit zu mehreren interessanten Ausflügen, zu denen auch ein Besuch der dicht vor der Stadt gelegenen Tempel der Hindu gehörte, die wir ohne besondere Erlaubniß der Braminen nicht betreten durften. Die inneren Räume dieser Tempel waren mit Heiligen-Bildern und Gefäßen überladen, welche durch kleine Lampen beleuchtet wurden. In einem derselben wurde eben Gottesdienst gehalten, und wir bemerkten deutlich, daß unsere Anwesenheit den Braminen nicht behagte; — sie musterten uns mit mißtrauischen, gehässigen Blicken, als wollten sie fragen: Warum kommt Ihr hierher und erzürnt unsere Götter und verunreinigt unsere heiligen Räume durch Euere Anwesenheit? Ein ganz junger Bramine, von wenig angenehmem Aeußeren, hatte sich sogleich zu uns gesellt und folgte allen unse-

ren Bewegungen mit den Augen. Sobald er unserer ansichtig geworden war, hatte er die rechte Hand in die Falten seines Amtskleides gesteckt, wo er sie ließ, so lange unsere Anwesenheit im Tempel dauerte. Als wir fortgingen, begleitete er uns bis an die Thür und erwiderte zwar unseren Abschiedsgruß, als jedoch ein Luftzug sein Gewand ein wenig auseinanderschlug, gewahrte ich deutlich, daß Daumen und Zeigefinger den Griff eines Dolches oder Opfermessers gefaßt hatten. Es lag also klar am Tage, daß er mit dem Gedanken umgegangen war, uns seinen Göttern und seiner Rache zu opfern, wenn wir es unterlassen hätten, die Heiligkeit der Gebräuche und Ceremonien zu achten.

Zu den Erinnerungen, die mir von diesem Orte geblieben sind, gehört ein Baum, der vielleicht der größte der Welt und wegen seines riesigen Umfanges allgemein bekannt ist. Er gehört zum Geschlechte der Bananen und hat die Eigenthümlichkeit, daß die Zweige nach unten wachsen, Wurzeln in der Erde schlagen und wieder aufschießen, wodurch eine Menge in einander laufender Gänge gebildet werden. Der Stamm ist von ungeheuerer Stärke, und die kreisförmige Fläche, welche diese Wurzeln einnehmen, hat, ohne Uebertreibung, einen Durchmesser von über 70 Ellen. Die erwähnten Gänge sind ein wahres Labyrinth, in dem man sich leicht verirren, und von welchem man sich unmöglich einen Begriff machen kann, ohne es selbst gesehen zu haben. Der Baum macht übrigens den großartigen Eindruck eben so sehr durch seine ebenmäßigen Verhältnisse, durch seine biegsamen Zweige und saftigen Blätter, als durch seine gewaltige Größe und Stärke.

Nach unglaublichen Anstrengungen gelang es unseren Patrouillen, einige der Entsprungenen wieder einzufangen. Einer derselben, der als Raubmörder und Mordbrenner auf frischer That ergriffen worden war, fiel durch seine Gesichtsbildung auf, in welcher alle Laster des Abgrundes ausgeprägt waren. Er ließ die an ihn gerichteten Fragen unbeachtet und blieb stumm wie eine Sphinx und geheimnißvoll wie eine Hieroglyphe. Aber Der, welcher den Flügelschlag des In-

fects und den Pulsschlag der im Sonnenlichte tanzenden Mücke vernimmt, wird auch die Mißklänge in dieser Menschenseele nicht überhört haben.

Der bei Lukhnau verwundete Capitain des Marineregimentes befand sich ebenfalls in Gayah. Er war von seiner Wunde genesen, litt aber wiederholt am climatischen Fieber, dem er auch während meiner Anwesenheit erlag. Wir verloren in ihm einen Kameraden, welcher von uns allen ebenso geschätzt als geliebt war; muthig wie ein Löwe, unschuldig wie ein Kind, von selbstständigem Charakter und großem Ehrgefühl, hatte er alle Ansprüche auf die Achtung und Freundschaft seiner Waffenbrüder.

Nun hielt es mich aber nicht länger in Gayah; ich sehnte mich nach meinem Corps und bestellte trotz aller Einwendungen meiner Freunde den Palankin. Nach einem gemeinschaftlichen Abschiedsessen dankte ich meinen Wirthen für alle Freundschaft und trat um 10 Uhr Abends die Reise an. Der Himmel war bedeckt, der Donner rollte in der Ferne, und als ich in den Palankin stieg, fiel ein solcher Platzregen, daß ich ganz durchnäßt war, noch ehe der Zug sich in Bewegung setzte.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Rückreise nach Schiraghoti und Abenteuer unterwegs. — Meuterei unter den Gefangenen. — Urtheil und Strafe. — Ein Radschah besucht das Lager. — Pracht und Armuth, Müßiggang und Fleiß. — Ein erfreuliches Telegramm. — Jagd auf Sipoys. — Hinrichtung. — Sir William Peel's Nachfolger. — Die Besatzung in Ganah erhält den Befehl, nach Calcutta abzugehen. — Wir verlassen Schiraghoti.

Ich hatte, wie gesagt, nicht auf die wohlgemeinten Vorstellungen meiner Freunde hören wollen und reiste ab, obgleich es regnete, als ob alle Schleusen des Himmels geöffnet wären. Die dunkle Nacht wurde durch unaufhörliche Blitze erleuchtet und die Donnerschläge folgten so rasch aufeinander, daß ihr dumpfes Rollen kaum unterbrochen wurde. Die Hitze war ebenso drückend, wie am Tage.

Man versäumte nie, die europäischen Truppen während der heißen Jahres- und während der Regenzeit in ordentliche Häuser einzuquartieren, da sie außerdem den Einwirkungen des ungesunden Climas nicht zu widerstehen vermocht hätten. Die Eingeborenen hingegen leiden mehr durch die Feuchtigkeit, als durch die Wärme, und die Regenzeit ist ihnen deshalb am lästigsten.

Die schaukelnde Bewegung, die drückende Hitze und das eintönige Gesumme der Träger wiegten mich bald in den Schlaf. Ich hatte die Thüren und Jalousien halb geöffnet, um die schwüle Luft dadurch etwas zu erfrischen. — Wie lange ich geschlafen hatte, weiß ich nicht, aber plötzlich fühlte ich, wie der Palankin heftig niedergesetzt wurde und die Träger ein klägliches Geschrei ausstießen, worauf Alles verstummte. Rasch fuhr ich mit dem Kopfe durch die Thür und fand, daß die Schelme sich aus dem Staube gemacht hatten. Ich wollte ihnen nachsetzen, da ich nicht anders glauben konnte, als daß sie den Feind in der Nähe spürten, und war im Begriffe, mich aus dem Tragsessel

zu stürzen, als ich plötzlich meinen Entschluß änderte, hastig die Thür zuschlug, meinen Revolver spannte und mich auf einen Kampf auf Leben und Tod vorbereitete.

Und welch' ein Feind war es denn, der mich zu so großer Vorsicht veranlaßte? — Eine Riesenschlange, die ich einige Schritte von mir erblickte und die im Regen auf der Landstraße spazieren ging. Mein erster Gedanke war, ihr entgegen zu gehen und meine sechs Schüsse zum Gruße zu senden. Ich hielt es jedoch für richtiger, sie zu erwarten, und sah nun durch die Vorhänge meines Käfigs, daß sie sich dem Palankin nahte und in mehreren Ringen um denselben schlang, als ob sie einen Raub wittere.

Nachdem ich eine Viertelstunde in dieser höchst unangenehmen Lage zugebracht hatte, bald meine feigen Träger verwünschte, bald den Feind anzugreifen beschloß, hörte ich meine Diener zurückkommen und entdeckte, daß sich die Schlange entfernt habe. Nun legten die Schelme Hände und Füße zusammen, um meine Gnade wiederzugewinnen, und erzählten, daß diese Thiere zu den kühnsten und giftigsten gehörten und großen Geschmack an Menschenfleisch fänden. Ich dankte Gott, daß ich der Gefahr entronnen und weder von dem scheußlichen Gewürme verschluckt, noch von den umherschwärmenden Rebellen zerrissen war.

Ich befahl meinen Leuten, die Reise fortzusetzen, obgleich die Sonne schon ziemlich hoch stand und die Hitze fühlbar wurde. Diese Palankinträger haben harte Schwielen auf den Schultern und ihre Beinmuskeln sind im Vergleiche zu Brust und Armen ungewöhnlich stark ausgebildet. — Wir waren kaum einige tausend Ellen vorwärts gekommen, als ich in der Ferne einen Trupp Sipoys erblickte; auch der Anführer meiner Leute hatte dieselben bemerkt und rief mir kläglich zu: „Capitain Sahib! Sipoy will Master tödten!“ — Ich sah, daß das Umkehren hier nichts nütze, und commandirte: „Vorwärts!“ als auch die anderen Träger mit der Bitte erschienen, nicht weiter vorzugehen. Ich versuchte, den Burschen Muth einzusprechen, und theilte einige Verhaltungsbefehle aus, als ich zu meinem großen Erstaunen

sah, daß der feindliche Trupp einen Seitenweg einschlug und unseren Augen entschwand. Dies konnte ich mir um so weniger erklären, da es gar nichts Seltenes war, daß die Officiere von den Einwohnern des Landes oder von umherstreifenden Sipoys ermordet wurden, weshalb es uns streng verboten war, uns allein von den Stationen u. s. w. zu entfernen.

Wir hatten auf der Rückreise von Gayah einen anderen Weg eingeschlagen, als den, auf welchem wir gekommen waren, da dieser infolge des Regens nicht zu benutzen war. Als ich wohlbehalten in Schiraghoti ankam, wurde ich mit Staunen empfangen und als ein verloren gegebener und wiedergefundener Bruder begrüßt.

Am Tage vor meiner Rückkehr hatte Lieutenant Young den Befehl erhalten, den in Gayah befreiten Gefangenen nachzusetzen und sie wo möglich einzufangen. Es gelang uns wirklich, ihrer 26 habhaft zu werden, welche wegen ihrer schweren Fesseln nicht rasch genug hatten vorwärts kommen können. Diese Missethäter gehörten zu einem Transport, welcher an demselben Tage, als das Gefängniß in Gayah gestürmt wurde, mit Bewachung von dort nach Schiraghoti abgeführt worden war. Unterwegs wurde der sie begleitende Polizeibeamte erschossen, indem einer der Verbrecher das Gewehr eines bestochenen Soldaten ergriff und dem gehaßten Beamten eine Kugel von hinten durch den Kopf jagte. Es zeigte sich überhaupt, daß es den Gefangenen gelungen war, einen nicht unbedeutenden Theil der Bedeckung zu bestechen. Unsere Matrosen mußten, außer dem gewöhnlichen Dienste, auch noch zur Bewachung des Gefängnisses beitragen, dessen Bewohner in den letzten Tagen durch die eingefangenen Verbrecher bedeutend vermehrt worden waren. Mit letzteren wurde jedoch kurzer Proceß gemacht; man verurtheilte sie zum Stricke und ließ das Urtheil sofort vollziehen.

Bei der Vollstreckung desselben wurden die Missethäter in zwei Glieder aufgestellt und nach den außerhalb der Stadt errichteten Galgen abgeführt. Zu beiden Seiten ging eine Reihe Matrosen mit gezo-



genem Säbel; ein Vor- und Nachtrab hatte den Weg frei und die Neugierigen in gehöriger Entfernung zu halten. Diese Detachements waren mit scharf geladenen Gewehren und aufgestecktem Bajonnet bewaffnet.

Obgleich die Verurtheilten wußten, daß nichts mehr für sie zu hoffen sei, schritten sie doch, von Zeit zu Zeit einen verächtlichen Blick auf ihre Bewachung werfend, mit stolzer Haltung einher. Ihre Hände waren nicht gefesselt, obgleich wir dies wiederholt bei der anwesenden Magistratsperson beantragt hatten. Wir erhielten nur ausweichende Antworten, da der Mann meinte, die Furcht vor dem Tode mache die Leute fromm wie die Lämmer. Diese Ansicht konnten wir Officiere nicht theilen und gaben unseren Matrosen heimlich die Weisung, auf ihrer Hut und bereit zu sein, Gewalt gegen Gewalt zu brauchen.

Wir hatten ungefähr den halben Weg nach dem Richtplatze zurückgelegt, als sich in den letzten Reihen eine Bewegung kundgab, welche von Mann zu Mann lief und den Anschein hatte, als ob mit Blitzes Schnelle etwas von einer Hand in die andere gesteckt wurde. Wir erkannten sogleich, daß Verrätherei im Spiele sei, und gaben den Matrosen einen Wink, sich zur Gegenwehr bereit zu halten. Nach einigen Augenblicken brach der Sturm los. Die Gefangenen warfen sich wie die Panther auf ihre Bewachung, welche kaltblütig einen Schritt zurücktrat, um den Säbel besser führen zu können. Der Kampf war wild, aber kurz. Die Hindu wurden zu Boden geworfen und mit verstümmelten Gliedern, zerfleischt und zerschlagen, halbtodt nach dem Richtplatze geschleppt, wo ihnen rasch die Schlinge um den Hals gelegt und zugezogen wurde.

Mancher meiner Leser dürfte dieses Verfahren ebenso roh als grausam finden, und ich würde ihm nur beipflichten. Die obwaltenden Verhältnisse zwangen uns aber, entschlossen und rasch zu handeln, wenn wir nicht selbst von Denen in die andere Welt geschickt werden wollten, die nichts mehr wünschten, als das Amt des Henkers an uns zu verrichten. Ich sage dies nur, um unsere Handlungsweise während

dieses Krieges zu rechtfertigen. Man darf hierbei nicht vergessen, daß wir weder Truppen, noch Gefängnisse genug hatten, um die Gefangenen zu bewachen, und oftmals reichte eine zur rechten Zeit angewandte kräftige Maßregel hin, deren mehrere unnöthig zu machen.

Ich zweifle nicht daran, daß der Tag kommen wird, an welchem die britischen Behörden ihren eigenen Vortheil darin erblicken, ihre Regierungsweise zu ändern. Die jetzt bestehende kann weder Achtung noch Vertrauen einflößen. Bis jetzt haben die Engländer Indien besonders durch Gewaltmittel von außen zu unterwerfen gesucht; es ist aber an der Zeit, die Verbesserungen von innen zu beginnen und den Sattel dem Rücken anzupassen, der ihn tragen soll. Es verhält sich mit einem unterjochten Volke, wie mit einer Springfeder, die, je mehr man sie biegt, desto mehr Kraft in dem Streben entwickelt, ihre vorige Gestalt wieder anzunehmen.

Es heißt in England, daß die Flamme des Aufruhres gelöscht sei. — Gelöscht? — Nein, sie ist nur gedämpft und glimmt noch immer unter der Asche fort! Ein Blutstropfen, eine Thräne, die der Unterdrücker ungerechter Weise auspreßt, kann wie Oel auf den Funken fallen und die Flammen zu einer so hoch auflodernden Gluth anfachen, daß keine Gewalt sie zu bezwingen vermag. Denn das Volk, welches sich damals noch seiner Kräfte nicht bewußt war, hat jetzt eine Schule durchgemacht, um sowohl diese, als alle übrigen Hülfsmittel schätzen und in Anwendung bringen zu lernen. Die Hindu haben in diesem Kriege, trotz ihrer Niederlage, am meisten gewonnen, denn — sie haben sich selbst erkannt, — und wenn ein Volk zu diesem Bewußtsein gekommen ist, hat es zum großen Theile schon seine Selbstständigkeit verkündet.

Lieutenant Young und ich pflegten oft früh Morgens auf die Jagd zu gehen. Die nahegelegenen Waldungen wimmelten von Rehen, Hasen und einer Menge anderer, mir gänzlich unbekannter Thiere; das schnellfüßige Wild entging aber gewöhnlich unserem Blei, da wir beide des edlen Waidwerkes unkundig waren. Das Angenehmste auf diesen

Wanderungen für mich war, den Aufgang der Sonne zu bewundern, wenn sie ihr Flammenauge über eine Welt voll Poesie und Schönheit aufschlug.

Als ich eines Tages von der Jagd zurückkehrte, bemerkte ich eine ungewöhnliche Lebendigkeit im Lager. Ein in der Nähe wohnender Radschah, welcher den Engländern während des Krieges wichtige Dienste geleistet und dafür das Versprechen einer bedeutenden Jahresrente erhalten hatte, war nach Schiraghoti gekommen, um den städtischen Behörden seinen Dank abzustatten. Er saß in einem viersitzigen Wagen von englischer Bauart, der von zwei großen Vollblut-Pferden gezogen wurde. Vier Bediente in weißer Livree saßen oben auf dem Fuhrwerke, welches von einer berittenen Bedeckung in verschiedenen, aber glänzenden Uniformen begleitet war. Dem Zuge voran schritt ein Musikcorps unter der Anführung zweier Männer mit Turban und kostbaren Schärpen und langen silbernen Stäben in den Händen; dieselben versahen zugleich das Amt der Herolde und verkündeten mit lauter Stimme den Namen und die Titel ihres Herrn.

Von Neugierde getrieben, schloß ich mich dem wogenden Menschenknäuel an, welcher das Haus, in dem er abgestiegen war, belagerte, um seiner ansichtig zu werden. Er ließ nicht lange auf sich warten. Von seiner Leibwache umgeben, trat er unter die Menge, deren Ehrenbezeigungen er mit sichtlicher Befriedigung entgegen nahm, und erwiderte die Grüße auf die verbindlichste Weise. Ich kann es mir nicht versagen, eine kurze Beschreibung seiner reichen Kleidung einzuschalten, um meinen Lesern einen Begriff von der Prachtliebe der indischen Großen zu geben, besonders wenn sie dieselbe in ihrer ganzen Ueppigkeit entfalten wollen. Kleider und Waffen strahlten von Goldstickereien und Edelsteinen. An seinem rechten Arme trug er ein Armband von ungewöhnlicher Breite, welches mit Rubinen, Smaragden und Diamanten verziert war, vom Ellbogen bis zum Handgelenke reichte und auf 3 Lac Rupien oder 600,000 Thaler schwed. geschätzt wurde. Um Hals und Brust hingen schwere goldene Ketten und vorn

am Turban saß eine Schnalle von Saphiren und Juwelen, in die eine Reiherfeder gesteckt war, gehalten von einer Agraffe ächter Perlen, von der Größe der Taubeneier. Mitten auf der Brust hing eine goldene Platte in Form einer Sonne, mit Strahlen von Diamanten. In der Schärpe — ein Gewebe aus Gold- und Silberfäden — welche er mehrere Male um die Hüften geschlungen hatte, staken einige Pistolen und ein Dolch, die am Griffe mit blauem Email und getriebener Silberarbeit verziert waren. Die Füße, ungewöhnlich klein, wie auch die Hände, waren mit Pantoffeln von Purpursammet, gestickt mit goldenen Flittern, bekleidet. An den Fingern blitzten die kostbarsten Ringe. — Der Radschah erreichte seinen Zweck: er fesselte und blendete unsere Augen, und man sah an seinem triumphirenden Lächeln, daß es ihm zur Freude gereichte.

Eines Tages ging die Nachricht ein, daß ein Detachement von 300 Mann, welches von einem jungen, unerfahrenen Officiere befehligt wurde, seine Stellung verlassen habe, um einen sehr überlegenen Feind in der Nähe von Agra anzugreifen. Es wurde geschlagen und mußte sich zurückziehen, nachdem der Commandant und alle anderen Officiere getödtet worden waren. Ein muthiger, entschlossener Arzt, welcher der Abtheilung gefolgt war, sammelte die Mannschaft und ließ sie Quarré formiren, das aber von der feindlichen Cavalerie gesprengt wurde. Dies war mitten am Tage, in der glühenden Sonnenhitze geschehen, in der die Soldaten wie die Fliegen umfielen. Von den 300 Mann, welche ausgerückt waren, kehrten nur 60 zurück; die meisten waren vor Hitze und Ermattung umgekommen.

Je weiter wir nach Süden zogen, desto mehr nahm die Anzahl der Bettler und Krüppel zu. Man hat die Bettelei dort förmlich zum Erwerbszweige gemacht. In Schiraghoti konnte man kaum 50 Schritte gehen, ohne diesen entstellten, nackten Menschen zu begegnen, welche ihren „Tribut" mit Bitten oder Trotz „einzucassiren" wußten. Ich habe nirgend so verschlagene, hinterlistige Angehörige dieser Classe gefunden, als in dieser Stadt. Sie wußten ihre einstudirte Rolle mit

ergreifender Wahrheit zu spielen und veranschaulichten ihre unsäglichen Leiden auf eine Weise, die das härteste Herz hätte zum Erbarmen bewegen müssen. Erst nachdem ich lange Zeit meine Almosen gutmüthig unter die Elenden ausgestreut hatte, erfuhr ich, daß sie sich selbst zu verstümmeln pflegten, um das Mitleid der Europäer zu erregen und sich von den schweren Arbeiten frei zu machen, zu denen sie, der niedrigsten Kaste angehörend, gezwungen waren.

Von einer ganz anderen Seite lernte man den Volkscharakter bei vorkommenden Bauten kennen. Da kamen die Eingeborenen in ganzen Schaaren herbeigezogen und baten, als Handlanger angestellt zu werden. Sie zeigten bei dieser Arbeit eine bewundernswerthe Ausdauer, obgleich das Ganze nicht eben rasch von statten ging, da ihre Kräfte nicht dem guten Willen entsprachen. Nach beendetem Tagewerke versammelten sich die Männer und Frauen, setzten sich in einen Kreis, wobei die Knie in gleicher Höhe mit dem Munde standen, und empfingen in dieser Stellung ihren Tagelohn, und nur der Anblick der klingenden Scheidemünze vermochte für einen Augenblick den Ausdruck der Freude auf diesen geistlosen, finsteren Gesichtern hervorzurufen.

An einem der folgenden Tage erhielten wir ein Telegramm aus Calcutta, welches uns unmittelbar von der Admiralität in London die Mittheilung brachte, daß allen hier dienstthuenden Officieren der Flotte durch die besondere Gnade Ihrer Majestät der Königin ein höherer Grad in der Rangordnung verliehen sei; der Commander Vaughan, welcher erst vor kurzem befördert worden war, erhielt die Zusage, sobald er die vorgeschriebene Dienstzeit als solcher beendet habe, zum Post-Capitain ernannt zu werden; alle anderen Lieutenants rückten zu Commanders und die Mates zu Lieutenants auf. Einige wenige Ausnahmen fanden mit solchen Officieren statt, die nicht im Range steigen konnten. Bei mir konnte dies natürlich nicht in Frage kommen; es war genug, daß mir während des Krieges der Posten eines Batteriecommandanten anvertraut worden war, auf welchem ich gleich einem Capitain des Ingenieurcorps besoldet wurde und,

außer der Feldzulage und Entschädigung für Lastthiere u. s. w., monatlich 45 Pfd. St. erhielt.

Wir sandten einen Courier mit dieser Freudenbotschaft nach Gayah, richteten es aber so ein, daß derselbe zur Nachtzeit daselbst ankam. — So wenig Werth der Engländer sonst auf Titel und Ordensband legt, so machte diese Anerkennung der geleisteten Dienste von Seiten des Vaterlandes dennoch einen sehr angenehmen Eindruck auf das ganze Corps.

Je mehr der Krieg sich seinem Ende nahte und der Feldzug beendet schien, desto größer wurde unsere Sehnsucht, an Bord des Shannon zurückzukehren und uns von den Wogen schaukeln zu lassen. — Wir hatten den Befehl bekommen, das Bungalow und die Scheuern zu räumen und ein Lager dicht vor der Stadt zu beziehen. Während wir mit diesem Umzuge beschäftigt waren, wurde ich von der städtischen Behörde aufgefordert, mich zu einer Jagd auf Sipoys bereit zu machen, welche sich, nach eingelaufenem Berichte, in einem 7 bis 8 engl. Meilen von hier gelegenen Dorfe festgesetzt hatten und als Wegelagerer raubten und mordeten. Eine gemißhandelte Frau hatte die Nachricht gebracht.

Nach wenigen Stunden befand ich mich auf dem Wege. Die Landstraße war durch den Regen in einen Sumpf verwandelt worden und das Wasser stieg uns bisweilen bis über die Lenden. Der unerschrockene und immer nach kriegerischen Abenteuern dürstende Young hatte sich meiner Compagnie angeschlossen. Das Dorf lag in einer weitgedehnten Ebene, an der einen Seite von einem herrlichen Bananenwalde umgeben, an der anderen von einer Zuckerrohrpflanzung eingeschlossen, in welcher das Rohr etwa 1½ Elle hoch war. Sobald wir den Ort in der Ferne erblickten, mußte die Mannschaft Kette bilden, das Dorf umzingeln und in dieser Ordnung vorsichtig und geräuschlos vorrücken, bis sie im Sturmschritt in dasselbe hineinstürzen konnte. Die sonst wegen ihrer Wachsamkeit bekannten Eingeborenen hatten nichts von dem unerwarteten Besuche bemerkt, bis derselbe vor ihnen

stand, und geriethen in eine so beispiellose Verwirrung, daß sie sich ohne Widerstand ergaben. Wer sich heimlich davon schleichen wollte, wurde gefaßt und zurückgeführt, und Alle, die wir für Sipoys hielten, festgenommen und bewacht. Bei einem sofort angestellten Verhöre leugneten natürlich Alle, Sipoys zu sein oder mit ihnen in Verbindung zu stehen, weshalb wir den Häuptling durch Drohungen dazu zwingen mußten, die Schuldigen anzugeben. Ich bemerkte unter den Dorfbewohnern einen Mann, welcher sich durch seine stattliche Figur und sein finsteres, verschlagenes Aussehen auszeichnete. Als ich befahl, denselben vorzuführen, stürzte ein Weib, wie eine wüthende Hyäne, mit Heulen und Kratzen auf mich los und betheuerte, daß ihr Mann kein Sipoy und so unschuldig sei, wie das Kind, welches an ihrer Brust hing. Es lag so viel tiefer Schmerz, so große Verzweiflung in ihren Zügen, daß ich mich bewegen ließ, ihrem Manne die Freiheit zu schenken, und kein Maler wäre im Stande gewesen, den Blick der Dankbarkeit wieder zu geben, mit dem dieses Weib mich belohnte.

Die Anzahl der Gefangenen belief sich auf 100 Mann, von denen nach angestellten Untersuchungen 60 freigelassen wurden. Auch der Häuptling mußte uns nach Schiraghoti begleiten, weil er versäumt hatte, die Anwesenheit der Sipoys zu melden. Er entschuldigte sich damit, daß er es aus Sorge für Leben und Eigenthum nicht gewagt habe, und mußte sein Vergehen dadurch abbüßen, daß er die Schuldigen angab.

Alle, die ich für Sipoys oder entsprungene Verbrecher angesehen hatte, wurden von ihm als solche bezeichnet. Sie leugneten hartnäckig ihre Schuld und benahmen sich während der gerichtlichen Untersuchungen ungewöhnlich feig. Sobald aber das Todesurtheil gesprochen war, änderte sich die Scene: ihre klägliche, weinerliche Stimme verwandelte sich in ein wildes Grunzen und die eben noch so matten Augen flammten zornig auf und blitzten vor Wuth. Die wirklichen Sipoys gingen ihrem Schicksale mit großer Standhaftigkeit entgegen. — Am Abende des Tages, an dem die Strafe vollzogen wurde, waren die noch an

den Galgen hängenden Körper schon halb von den Raubvögeln verzehrt, während die hungrigen Schakals mit widrigem Geheule darunter hin- und herliefen.

Sowohl von Gayah als von Schiraghoti wurden häufige Krankenabtheilungen nach Calcutta geschickt, wo die Hospitäler und die Pflege der Kranken bedeutend besser waren. Unser Dienst war nach und nach zu dem der Polizeisoldaten herabgesunken, was uns Officieren keineswegs behagte und sehr dazu beitrug, unsere Sehnsucht, an Bord unseres Schiffes zurückzukehren, täglich zu steigern.

Als Nachfolger Sir William Peel's war ein Commander Martin zum Post-Capitain und Befehlshaber des Shannon ernannt worden war. Er traf gleich nach seiner Beförderung in Schiraghoti ein, um die Truppen zu besichtigen, und setzte dann in derselben Angelegenheit die Reise nach Gayah fort. Nach einigen Tagen erhielten die Abtheilungen in letztgenannter Stadt Befehl, sofort nach Calcutta abzugehen. Sie berührten auf dem Durchmarsche Schiraghoti, wo sie einige Stunden rasteten und von uns mit dem größten Jubel empfangen wurden.

Wir konnten unsere Kameraden übrigens nicht ohne Neid von hinnen ziehen sehen. Es kam mir vor, als ob sie aus langer, unerträglicher Gefangenschaft erlöst wären und den Segnungen der Freiheit mit freudestrahlendem Antlitz entgegen gingen, während wir verurtheilt waren, unsere Ketten noch länger mit uns herum zu schleppen; denn — aufrichtig gesagt — wir waren des Lebens in Indien satt und müde und fühlten deutlich, daß es unsere Gesundheit untergrub. Unser Durst nach Abenteuern war befriedigt, und was sonst noch in diesem heißen, ungesunden Lande zu gewinnen war, hatten wir erreicht. Was mich persönlich betrifft, so konnte der Krieg für mich nicht dasselbe Interesse haben, welches meine Waffenbrüder beseelte. Sie glaubten, sich für erlittenes Unrecht rächen zu müssen, — aber wenn man die Sache mit unparteiischen Augen ansieht, muß man bekennen, daß die Hindu,

natürlich mit Ausschluß der bewiesenen Grausamkeit, zu dem Versuche berechtigt waren, die englische Vormundschaft abzuschütteln.

Ich sah in dieser Volkserhebung eine Handlung erhabener Art, während die Engländer sie als ein niedriges Verbrechen verabscheuten; aber es ist nicht zu leugnen, daß die eigentliche Triebfeder zu diesem Aufstande bei den Meisten das höchste, reinste aller Gefühle war: die Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande!

Wir hatten nicht mit den Detachements von Gyah abziehen können, weil wir die Truppen erwarten mußten, die uns in Schiraghoti ablösen sollten. Diese waren beritten, d. h. sie saßen mit ihrem Gepäcke auf den Rücken der Kameele, und führten von diesem hohen Platze aus ihre Bewegungen mit ebenso viel Eifer als Schnelligkeit aus. Als der ersehnte Zug endlich erschien, begannen wir sogleich, uns zum Abmarsche zu rüsten, um nach einem Aufenthalte von mehreren Monaten, am 28. August, von Schiraghoti abzugehen, gerade an demselben Tage, an welchem wir vor einem Jahre den Bord des Shannon verlassen hatten.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Die schwedisch-ostindische Compagnie. — Betrachtungen über die Verhältnisse der Hindu unter der Herrschaft der Engländer. — Die Hindu während des Krieges. — Die Engländer während des Krieges. — Der englische Soldat. — Veränderungen in der Stellung des Militairs in Indien.

Ehe ich nun nach Calcutta und an Bord des Schiffes zurückkehre, welches mich von hinnen tragen sollte, möchte ich den Eindruck näher beschreiben, der mir von dem Lande und von dem Volke geblieben ist, das ich nun auf Nimmerwiedersehen verließ. Ich will indeß zuerst eine andere Erinnerung wach rufen, die noch immer im Gedächtnisse der schwedischen Seeleute fortlebt, nämlich die an Schwedens ehemalige Verbindungen mit diesem Lande der Sagen und Wunder. —

Die Handelsverbindungen mit Indien, durch welche, bei den durch sie eröffneten glänzenden Aussichten auf Macht und Reichthum, schon das Interesse mehrerer Länder geweckt worden war, hatten auch in Schweden die Lust erregt, sich bei diesen Geschäftsunternehmungen zu betheiligen. Der Gedanke soll zuerst dem unternehmenden Geiste Gustav Adolph's entsprungen sein, obgleich die Ausführung dieser Idee der Regierung vorbehalten war, welche nach dem Tode Carl's XII. mit so großem Eifer für die Erweiterung der einheimischen Industrie und für die Wohlfahrt des Landes wirkte. Beim Reichstage — so heißt es in der Geschichte des ostindischen Handels und der Handelsgesellschaft — fand dieser Vorschlag zahlreiche Gegner, und viele Derer, die ihn bekämpften, waren wirklich der Ueberzeugung, daß dieser Handel dem Vaterlande mehr Schaden als Nutzen bringen würde. Der Antrag wurde nichtsdestoweniger angenommen und am 14. Juni 1731 der königliche Freibrief für eine ostindische Compagnie ausgefertigt,

an deren Spitze der Handelscommissar H. König stand. Das erste Schiff ging im Februar 1732 von Gothenburg ab, mit einem Director am Bord, welcher die Angelegenheiten in Ordnung bringen sollte. Dieser Director trug — merkwürdig genug — den Namen einer der hervorragendsten Persönlichkeiten in dem von mir beschriebenen Kriege; er hieß nämlich Sir Colin Campbell.

Unsere Verbindungen mit Ostindien brachten anfangs recht glänzende Ergebnisse. Die Geschichte unserer Beziehungen zu diesem fruchtbaren Lande ist so wenig bekannt, daß ich es nicht für überflüssig halte, sie hier in flüchtigen Zügen zu skizziren, wenn auch nur, um dem Leser Gelegenheit zu geben, sein Urtheil über den wilden Speculationsgeist, der diesen Handelsunternehmungen zu Grunde lag, zu fällen. Das Schiff, welches nach Canton abgegangen war, kehrte 1733 im August zurück, und im folgenden Jahre wurden den Betheiligten die Zinsen zu 75 Procent in zwei Terminen ausbezahlt. Dieser Erfolg ermunterte sie, ihre Geschäfte fortzusetzen, obgleich sie von mehreren Unfällen betroffen wurden, unter denen die Bemühungen der Engländer, ihren Handel zu stören, nicht der kleinste war. Die Briten hatten eine an der Küste von Coromandel, in Porto Novo, belegene schwedische Factorei zerstört und geplündert und alle Waaren weggeführt. Die schwedische Compagnie erhielt freilich durch die Vermittelung ihrer Regierung einen Schadenersatz von 45 Procent, wogegen aber ein Schiff, das 1733 ausgelaufen war, gezwungen wurde, ohne Ladung wieder umzukehren. Im Jahre 1746 war der erste Geschäftsvertrag abgelaufen. Es waren bis dahin 25 Schiffe ausgerüstet worden und die Betheiligten hatten ihre Zinsen bisweilen auf 100 Procent berechnet. Die ersten Schiffe in dem Zeitraume des zweiten Vertrages gingen in demselben Jahre ab, und die Geschäfte wurden bis 1753 auf die gleiche Weise fortgesetzt, d. h. für jedes Schiff wurde ein neuer Einschuß gemacht und der Gewinn, welcher zwischen 30, 40 und 100 Procent schwankte, bei der Rückkehr vertheilt. In diesen acht Jahren waren 14 Schiffe ausgerüstet worden, von welchen keines verunglückte. Seit dem Entstehen

der ostindischen Compagnie, oder eigentlich, seitdem sie ihren Handel mit einem festen Capitale betrieb, waren alle ihre Geschäftsangelegenheiten ein Geheimniß geblieben. Die Bücher und Rechnungsablagen wurden alle drei Jahre von Revisoren durchgesehen, welche, von den Actien-Inhabern erwählt, sich durch einen feierlichen Eid zum Schweigen verpflichten mußten. Nachdem die Verwaltung der Direction und der angestellten Beamten von ihnen gebilligt und für gut befunden worden war, wurden alle Papiere verbrannt, damit sie zu keinen weiteren Händeln Veranlassung geben konnten. Der dritte Vertrag erhielt seine Privilegien 1762 und dauerte 20 Jahre. Derselbe hatte weniger gute Erfolge, aber während des Krieges, den die amerikanischen Freistaaten mit England führten (1780 bis 1784), trat die eigentliche Glanzperiode dieses Handels ein. Die Compagnie hatte im Allgemeinen viel Glück mit ihren Schiffen gehabt, da von den 39 Fahrzeugen, welche in der ganzen Zeit ausgerüstet worden waren, nicht ein einziges erheblichen Schaden erlitten hatte.

Aber gleichwie die schwedisch-ostindische Compagnie nach und nach im Ansehen sank, wird auch die britische Macht in Indien mehr und mehr sinken, ja man kann mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß ihre goldenen Tage bereits vorüber sind. Der Grund dieses wahrscheinlichen Ausganges ist derselbe, welcher der englischen Herrschaft in Nordamerika ein Ende machte — derselbe, welcher es, dem Himmel sei Dank! zu allen Zeiten verhindern wird, daß das eigenthümliche Wesen eines Volkes unter dem Joche eines anderen für immer erstickt und gemordet werde. Die Engländer gestehen selbst, daß der materielle Nutzen der indischen Colonien nunmehr ein sehr geringer ist, insoweit dieselben keine unmittelbaren Staatseinkünfte mehr eintragen; und dennoch glaube ich, daß England keine Großmacht ersten Ranges bleiben könnte, wenn es die Herrschaft über den ostindischen Handel aus den Händen gäbe. Dies Bewußtsein war es auch, was England zu den großen Opfern vermochte, welche zur Dämpfung des Aufstandes in Indien erforderlich waren. Nach meiner Ansicht ist es ein Glück für Indien, daß seine Erhebung

bekämpft wurde und das Land noch eine Zeit lang unter europäischer Botmäßigkeit stehen muß, da das Volk noch keineswegs reif zur Selbstregierung erscheint, obschon es ebenso wünschenswerth als gewiß ist, daß es diese Stufe erreichen wird. — Jedenfalls ist die englische Regierung viel milder, als z. B. die holländische in den indischen Colonien, welche der Bildung und Aufklärung der Bevölkerung auf alle Weise entgegenarbeitet.

Es bedurfte keiner besonderen Beobachtungsgabe, um bei unseren Abzuge von Schîraghoti eine gewisse Befriedigung in den Mienen der Bewohner wahrzunehmen, obgleich sie uns in allen unseren Vorhaben unterstützt hatten und deshalb bei ihren Landsleuten in keinem vortheilhaften Lichte stehen mochten. Ich habe jedoch alle Ursache, zu glauben, daß ihre Zuneigung für die englische Regierung sehr oberflächlicher Natur war, da sie keine günstige Gelegenheit unbenutzt ließen, sich mit den Aufständischen in Verbindung zu setzen — wohlverstanden, wenn sich dies bewerkstelligen ließ, ohne unsere Aufmerksamkeit oder unser Mißtrauen zu wecken.

Die Engländer wurden bei mehr als einer Gelegenheit von den Hindu über ihre wahre Gesinnung getäuscht, und besonders bei solchen, wo es sich mit der Bequemlichkeit der ersteren vertrug, eine gute Meinung von den letzteren zu haben. Wenn die Gefangenen z. B. der englischen Rachsucht geopfert wurden, so waren die Eingeborenen viel bereitwilliger, das Amt der Büttel zu verwalten, als unsere Matrosen und Soldaten, worin nun die Engländer glänzende Proben ihrer Treue zu erblicken glaubten, während ich nur einen Beweis darin sah, daß sie ihre Ohnmacht fühlten und nur deshalb den ungewöhnlichen Diensteifer an den Tag legten, um nicht selbst das Schicksal der Opfer zu theilen. — Was unsere Diener betrifft, so hatten sie hinreichende Gründe, uns treu zu sein, da wir sie am besten bezahlten. Ich habe ihrer Zuverläßigkeit und treuen Sorgfalt das glänzendste Zeugniß gegeben, was mich

aber durchaus nicht verhindert zu glauben, daß sie die wärmste Zuneigung für das Land ihrer Väter hegten und uns am liebsten in das Pfefferland gewünscht hätten.

Der letzte Krieg ist für beide Parteien lehrreich gewesen; er hat beiden gezeigt, was es an der Zeit ist: den Briten, wie sehr sie sich in ihrem Plane geirrt haben, ein tausendjähriges Reich auf eine nur angemaßte Herrschaft bauen zu wollen; den Hindu, was sie bei einer abermaligen Erhebung zu beobachten haben und diesmal aus mangelnder Kenntniß der englischen Macht und der eigenen vielseitigen Hülfsmittel außer Acht ließen. Wenn sie einmal diese nie versiegenden Hülfsquellen schätzen gelernt haben, werden sie alle Gewissenszweifel ersticken und sich ihrer eigentlichen bürgerlichen Pflichten klarer bewußt werden. Die höchste Idee im Staate ist das Vaterland, als Bedingung für die Verwirklichung aller anderen Ideen gedacht. Und diese Verwirklichung liegt dem Volke ob, dessen Interesse nicht etwa durch die Aussicht auf die eigenen Vortheile geweckt wird, — da die Liebe zum Vaterlande sich gerade dann am stärksten zeigt, wenn dasselbe von Noth und Unglück betroffen ist, also kein Sonder-Interesse in Frage kommen kann, — sondern durch die Erkenntniß, daß das Vaterland die heiligste der menschlichen Einrichtungen ist, mit der wir durch die starken Bande, die uns an Heimath und Gewohnheiten, an Freunde und Erinnerungen fesseln, auf's Innigste verknüpft sind. Aber es kommen Zeiten, in denen das Vaterland in äußerster Gefahr schwebt und die größten Opfer an Allem, was uns auf Erden am liebsten ist, erheischt, ja selbst das eigene Leben von uns fordert. Bei den Hindu ist der Begriff des Vaterlandes aus einem bloßen Naturtriebe zum ziemlich klaren Bewußtsein geworden, und in dem Maße, wie er sich zur lebendigen, fruchtbringenden Erkenntniß entwickelt, wird sich die Selbstständigkeit Indiens befestigen. So urtheile ich wenigstens nach den Erfahrungen, die ich an Ort und Stelle gesammelt habe.

Der eigentliche Gedanke, den ich hier nur schwach angedeutet habe, ist der: daß der Staat und die bürgerliche Gesellschaft sich auf

sittliche Begriffe gründen, welche, nach Agardh's trefflicher Erklärung, ewig und unveränderlich und von der Menschheit unzertrennlich sind. Der Staat ist also mehr, als eine Vereinigung für die Erreichung gewisser Zwecke und Vortheile; er entspringt der menschlichen Natur und ist ihrem Einflusse, somit bestimmten Gesetzen unterworfen, gleichwie sich jeder Organismus aus der materiellen Natur entwickelt. Der Vorgang bei der Entwickelung und Ausbildung des Menschengeschlechtes ist derselbe, wie bei dem Baume, welcher erst Wurzel schlägt, dann den Stamm, die Aeste und Blätter entwickelt und zuletzt Blumen und Früchte trägt.

Daß der indische Krieg das bekannte Ende nahm, kann man nicht dem Mangel an Muth oder Ausdauer bei unseren Gegnern zuschreiben. Ich habe in den Kämpfen, an denen ich selbst betheiligt war, hinreichende Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen, daß sie beide Eigenschaften in hohem Grade besitzen, und kann versichern, daß manche dieser Gefechte einen anderen Ausgang genommen hätten, wenn die Hindu besser geschult, unterstützt und vorzüglich von geschickteren Anführern geleitet worden wären. Die feindlichen Parteiführer verstanden weder einen ordentlichen Angriffs- oder Vertheidigungsplan zu entwerfen, noch ihn auszuführen, und hatten es mit einem Widersacher zu thun, der nicht allein wußte, was er wollte, sondern auch in der Kriegskunst eine vollendete Ausbildung besaß. Und was besonders den unglücklichen Ausgang für die Hindu herbeiführte, war der Umstand, daß ihre Häuptlinge das eigene Interesse mit denen des Landes verwechselten und letzteres dem ersteren unterordneten, was natürlich auf die Menge, die ihren Plänen nur zum Werkzeuge diente, nicht vortheilhaft einwirkte. Das Volk erkannte bald, daß seine verzweifelten Anstrengungen zu nichts Anderem führen würden, als es aus dem Regen in die Traufe zu bringen, wodurch selbstverständlich seine Kraft und sein Muth gelähmt wurden.

Wir dagegen wußten aus diesen schwachen Seiten und Uneinigkeiten Nutzen zu ziehen, und erwarben uns den ehrenvollen Namen der

„Wiederhersteller des indisch-britischen Reiches" zum großen Theile durch die Ausbeutung der Fehler und Irrthümer unserer Gegner. In diesem Bekenntnisse liegt keine Geringschätzung des eigenen Werthes, wohl aber eine gerechte Anerkennung, die ich unseren Feinden zu zollen nicht unterlassen kann und deshalb öffentlich ausspreche.

Wer übrigens den Wunsch hegt, zu wissen, was sich durch Mannszucht und persönlichen Muth, durch Entbehrungen und Ausdauer erzielen läßt, braucht nur den Unternehmungen des britischen Heeres mit Aufmerksamkeit zu folgen. Ich glaube nicht, daß die neuere Kriegsgeschichte ein Gegenstück dazu aufweisen kann. Die Armee wurde nicht durch Täuschungen vorwärts getrieben; ihr ganzes Auftreten war ein Einspruch gegen die Klügelei der abgestandenen, gleichgültigen Bequemlichkeit der Jetztzeit und nebenbei ein glücklicher Versuch, die vielfachen Hinweisungen auf die Heldenthaten der alten Griechen und Römer unnöthig zu machen.

Wenn man dieses, an tragischen Vorgängen so reiche, geschichtliche Ereigniß in seinem ganzen Umfange beurtheilt, so muß man dem politischen Systeme, welches hier alle Bewegungen leitete und Alles auf's Spiel setzte, seine ganze Bewunderung zollen. Es dürfte kaum noch ein Heer zu nennen sein, in welchem Officiere und Mannschaft so uneigennützig und diensteifrig bemüht waren, ihre Pflicht zu erfüllen. Es war ein beständiger Wettstreit, in dem Jeder der Erste und Ausgezeichnetste sein wollte und der an die olympischen Spiele erinnerte.

Kein Nationalcharakter ist so schwer aufzufassen, als der englische; man muß die Grundzüge desselben in nächster Nähe beobachten. Aber der Engländer tritt nicht leicht zu Jemand in nähere, vertrautere Beziehungen, den er nicht vorher für würdig befunden hat, in den Kreis seiner Freunde und Angehörigen aufgenommen zu werden. Alle Versuche, sich sein verschlossenes Wesen durch schöne Redensarten, indem man ihn an seinen schwachen Seiten erfaßt, zu öffnen, oder seine Gleichgültigkeit gegen Alles, was nicht sein Selbst betrifft, durch anregende

Plaudereien zu bekämpfen, oder sein Vertrauen zu gewinnen dadurch, daß man seiner Eitelkeit schmeichelt, werden immer vergeblich sein.

Ohne weitere Vergleiche anzustellen, will ich nur sagen, daß der Werth, den der Franzose auf eine glänzende Außenseite der Lebensverhältnisse legt, für den Engländer kaum vorhanden ist. Er läßt sich selten vom Scheine täuschen, und noch seltener wendet er ihn als Hülfsmittel an, um seine Absichten zu erreichen. Was er besitzen will, will er mit reinen Händen fassen, aber dann auch so festhalten, daß es Keinem gelingt, es ihm gegen seinen Willen zu entreißen. Man behauptet, daß er mürrisch und trocken, kalt und zurückstoßend sei, aber das ist ein großer Irrthum. Es ist ein großer Unterschied, wie ein offenes Buch, dem der Wind die Blätter umschlägt, dazuliegen, sodaß alle Gefühle zu Tage kommen, oder mit seiner Vertraulichkeit Haus zu halten und dem Klätscher keine Veranlassung zu geben, unsere Veränderlichkeit oder Zudringlichkeit weiter zu tragen. Es ist dem Engländer gleichgültig, ob er gesehen wird oder Aufsehen erweckt; er prallt nicht vor jedem Schreckschusse zurück und läßt sich eben so wenig von leeren Knalleffecten hinreißen. Als Napoleon seine Truppen in Egypten anredete, rief er hochtrabend „die Jahrhunderte" an, „die von den Pyramiden herabschauten;" und in Deutschland sprach er von „der Sonne von Austerlitz," und was ihm sonst Schwülstiges über die Lippen floß. Als Wellington, der auch seine Leute kannte, dieselben bei Vittoria in Schlachtordnung aufgestellt hatte, rief er seinen braven Kriegern zu: „Da steht der Feind; nun vorwärts, und haut ihn nieder!" — Nach der Schlacht an der Alma hielt der französische Feldherr seinen Truppen eine wohlgesetzte Rede, in welcher die Worte: La gloire, la patrie reconnaissante, le courage, la vertu u. s. w. sich immer wiederholten. Der englische Heerführer dankte seiner Armee dadurch, daß er in den Tagesbefehl setzen ließ: „Jeder Soldat erhält eine Flasche Porter als außerordentliche Verpflegung."

Welches Volk versteht es, sich, trotz dieser Einfachheit und der angeborenen Verachtung rednerischer Ausschmückungen, so entschieden

auszudrücken, wie das englische? Ebenso ist es mit seiner Vaterlandsliebe. Man trifft dieselbe niemals in dem Flitterstaate eines Bühnenhelden, der sich aufbläht und mit leerem Wortschwalle um sich wirft; und dennoch, welche Nation übertrifft die britische in Liebe und Aufopferung für das Vaterland? Wer dieses Volk gründlich kennen gelernt hat, kann sich überhaupt nicht über die hohe Meinung wundern, die es von sich selbst hat. Ein sprechender Beweis dieses Selbstbewußtseins liegt in der stolzen Antwort des Viceadmirals George Smith, als der König ihn nach seiner Rückkehr nach London frug, wie die Russen sich geschlagen hätten (1788 bis 1790). „Wie die Teufel," lautete die Antwort. „Und wie schlugen sich die Schweden?" „Die schlugen sich wie Engländer, Ew. Majestät!" —

Was den englischen Soldaten betrifft, so wage ich zu behaupten, daß er in den Eigenschaften, welche einen in jeder Hinsicht tüchtigen Krieger bilden, unübertroffen bleibt. Selbst Napoleon erklärte, daß er von allen Soldaten den englischen am höchsten stelle, und zwar aus drei Gründen: erstens, weil er am besten schießen könne; zweitens, weil er am meisten Ausdauer habe, und drittens, weil er, wenn einmal zurückgeworfen, am schnellsten zu sammeln und in das Feuer zurückzuführen sei. Seine unausgesetzte Aufmerksamkeit auf die Befehle und den leisesten Wink seines Officiers und sein pünktlicher Gehorsam verdienen ebenfalls die größte Anerkennung. Hier ein Beweis dafür: Wellington hatte einem Detachement Schotten den Befehl ertheilt, eine gefährliche Stellung einzunehmen und zu halten, es koste, was es wolle. Die Schotten werden von der schweren Artillerie des Feindes angegriffen, die große Verheerung in ihren Reihen anrichtet, sodaß ihr Commandant sich veranlaßt sieht, den General davon zu benachrichtigen. Dieser aber läßt die Truppen grüßen, mit der Weisung, den Posten bis auf weiteren Befehl zu behaupten. Der Anführer, der seine kleine Schaar zusammenschmelzen sieht und vergebens auf einen neuen Befehl wartet, sendet abermals Bericht ab, mit dem Zusatze, daß das ganze Detachement verloren sei, wenn es noch länger dem Feuer aus-

gesetzt bliebe. — Wellington antwortete: „Bleibt und sterbt!“ — und die Schotten fielen nach einander mit lautem »Old-England for ever!«

Zu Ende des Jahres 1858 gab sich unter den englischen Soldaten der ostindischen Compagnie eine laute Unzufriedenheit kund, weil sie der königlichen Armee einverleibt werden sollten, ohne daß sie von neuem Werbegeld empfingen. Die Soldaten waren im Rechte, da sie nur Dienste bei John Company (wie die Compagnie in Indien genannt wird) genommen hatten und in dieser Stellung nicht allein besser besoldet waren, sondern auch mehr Gelegenheit zu Nebenverdiensten hatten, als in der königlichen Armee. Die französischen Zeitungen — und nach ihnen die schwedischen — haben jedoch mehr Aufhebens von dieser „Meuterei“ gemacht, als sie im Grunde verdiente.

Die Anzahl der europäischen Soldaten, welche 1858 ihren Abschied aus indischen Diensten nahmen, belief sich auf 10,116 Mann; sie wurden nach Großbritannien zurückgeschickt und 2809 von ihnen traten sofort wieder in den Dienst der Krone.

Seitdem die ganze Truppenmacht in Indien im unmittelbaren Dienste der Regierung steht, sind die Verhältnisse und die Stimmung in derselben bedeutend verbessert worden. Auch die Eifersucht zwischen den Officieren der Compagnie und der königlichen Armee hat aufgehört, seitdem sie von einem Regimente zum anderen versetzt werden können.

Man kann es in einem so weit ausgedehnten und volkreichen Lande nicht vermeiden, die Eingeborenen zu Soldaten anzuwerben, aber eben so nothwendig ist es, eine größere europäische Truppenmacht in Indien zu halten, als dies vor dem Aufruhre der Fall war. Der Anfang mit einer solchen Verstärkung ist bereits gemacht worden.

Indien ist die praktische Kriegsschule für das britische Reich, aus welcher seine größten Feldherren hervorgegangen sind, unter denen sich z. B. Wellington und Napier befanden.

Kein Parlamentsbeschluß ist, nach meiner Ansicht, so wohl be-

rechnet gewesen, einen vortheilhaften Eindruck zu machen, als der, welcher der Compagnie die Macht aus den Händen nahm und das Land auch in allen bürgerlichen Angelegenheiten unter die unmittelbare Botmäßigkeit der Krone stellte. Auch auf die Eingeborenen schien diese Maßregel günstig einzuwirken, und das Einzige, was ihnen bedenklich schien, war, daß die Gewalt der allmächtigen Compagnie in die Hände einer Frau übergehen sollte.

Die Wirkung dieser wohlthätigen Veränderung in der Verwaltung hängt übrigens hauptsächlich von der Wahl und Berufsthätigkeit der Beamten ab. Die Beamten im Dienste der ostindischen Compagnie, welche, gleichsam unverantwortlich, nur unter der Oberaufsicht der Gouverneue standen, hatten sich ihre Stellung theils durch Verwendung, theils durch baares Geld zu verschaffen gewußt, und ihr eigentliches Streben war, in möglichst kurzer Zeit ein schönes Vermögen zu sammeln, um später in Ruhe und Bequemlichkeit in England leben zu können. Die Beamten hingegen, welche von der englischen Regierung ernannt werden, sind von dem Urtheile des Parlaments und der öffentlichen Meinung abhängig, und ihre Handlungsweise ist der allgemeinen Begutachtung preisgegeben. Es ist nicht zu leugnen, daß hierdurch der örtlichen Gewaltherrschaft Einhalt gethan und mancher Mißbrauch abgeschafft wird, über den die Hindu sich mit Recht zu beklagen hatten.

Wenn der Leser findet, daß meine Berichte über das Volk der Hindu und dessen Einrichtungen und über die englische Verwaltung u. s. w. zu oberflächlich und ungenügend sind, so möge er bedenken, daß es schwer war, die eigentlichen Verhältnisse eines Landes gründlich zu erforschen und richtig aufzufassen, während dasselbe sich in einem Zustande der Auflösung befand und die Flamme des Aufruhrs den geregelten Zustand vernichtet hatte, und endlich, daß meine Zeit und Kraft so ausschließlich vom Militairdienste in Anspruch genommen waren, daß mir keine Muße zu einer anderen Beschäftigung blieb.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Abreise von Schiragboti. — Rückkehr nach Calcutta und unser Empfang daselbst. — Die Stadt Calcutta veranstaltet ein Festmahl für die Mannschaft der Seebrigade. — Einige Worte über das englische Gesellschaftsleben in Indien.

Wir hatten unsere Reise mehrere Tage ununterbrochen fortgesetzt. Die Wege waren in Folge des anhaltenden Regens von entsetzlicher Beschaffenheit. Wir mußten mehrere Teiche oder große Lachen durchkreuzen, in denen das Wasser bis in die Wagen drang und die Ochsen in Lebensgefahr schwebten, sodaß wir oft genöthigt waren, die Thiere auszuspannen, da sie, wenn sie sich von dem Wasser in die Höhe gehoben fühlten, in solche Angst geriethen und so wild wurden, daß wir sie nicht zu bändigen vermochten.

Nicht besser ging es, wenn wir mit dem ganzen Gepäck über steinige, unebene Bergpfade ziehen mußten. Die schwer und ungleich beladenen Wagen hielten keine Spur und erschwerten das Vorwärtskommen außerordentlich, besonders war dies der Fall bei unserem Zuge über den langen Bergrücken Parisnath, wo die Ochsen bei jedem zehnten Schritte still standen und wir aus den Wagen steigen mußten, um ihnen vorwärts zu helfen. Bergab dagegen war es eine halsbrechende Fahrt. Zu beiden Seiten des Weges hörten wir das Gebrüll der wilden Thiere, die, hungrig nach Raub, vielleicht gern unsere nähere Bekanntschaft gemacht hätten. Wir trafen in dieser Gegend mehrere warme oder, richtiger, heiße Quellen an, denn das Wasser derselben war fast kochend, und das Merkwürdigste schien mir, daß in nächster Nähe bisweilen ganz kalte, erfrischende Quellen hervorsprudelten.

Auf jeder der Hauptstationen, die etwa 30 engl. Meilen von einander entfernt lagen, befand sich ein englischer Officier, welcher ge-

wöhnlich bei einem der aufgelösten aufrührerischen Regimenter gestanden hatte und nun die Geschäfte des Commissariats verwaltete und für die Beförderung der Truppen und des Gepäcks, welche immer zwischen der Hauptarme und Calcutta hin und her in Bewegung waren, zu sorgen hatte. Außerdem gelangten wir alle 12 Meilen an eine Zwischenstation, wo die Ochsen gewechselt wurden; in jeder Nacht erreichten wir deren drei, während wir am Tage rasteten. Auf diesen Stationen trafen wir gewöhnlich einige Abtheilungen anderer Corps in ihren Ochsenwagen, oder Privatversonen in Gharrys oder horse-dawks, mit denen wir die Zeit zu verplaudern pflegten.

Am 24. August kamen wir an den Ramgunga, von welchem aus wir noch 120 engl. Meilen bis Calcutta hatten, die jedoch auf der Eisenbahn zurückgelegt wurden. Wir nahmen Abschied von den Fuhrwerken, diesen Marterkasten, die uns oft und lange genug so erbärmlich geschüttelt hatten, daß zuweilen nicht viel daran fehlte, die Seele vom Körper zu trennen, und gingen am 25. mit dem Morgenzuge nach Calcutta ab.

In dem Wagen, der mir angewiesen wurde, saß schon ein ziemlich runder Sohn des Landes, in goldgesticktem Rocke und die Finger voll blitzender Diamanten, der sich behaglich in die Kissen des weichgepolsterten Sitzes drückte und ein vornehmes oder, besser gesagt, dummstolzes Aussehen hatte. Zwischen ihm und mir saß ein englischer Officier, der auf Urlaub war und nach England zurückkehrte, um seine Entlassung aus dem Militairdienste nachzusuchen, und von dem ich später erfuhr, daß er zu der Anzahl derer gehörte, welche den Beute-Markt bei Lukhnau zu benutzen verstanden und sich ein ansehnliches Vermögen gesammelt hatten.

Am Nachmittage erreichten wir den Punkt an dem Ufer des Ganges, welcher Calcutta gegenüberliegt. Wir fuhren auf einem Dampfschiffe über den heiligen Fluß und sahen nun, daß alle Kriegs- und Kauffartheischiffe uns zu Ehren geflaggt hatten. Die Festung und die Kriegsschiffe salutirten und das Militair erhielt Befehl, uns zu empfan-

gen. Die Regimenter bildeten Spalier vom Landungsplatze bis an die Fregatte, innerhalb dessen wir einherschritten, während die Militairmusik: »See, the conquering hero comes!« spielte. — Alle Würdenträger und Behörden hatten sich dazu versammelt und die ganze Stadt war in Bewegung. Wir hielten unseren Einzug mit militairischem Glanze. Vom Ufer bis zur Fregatte, die einige Klafter von demselben entfernt lag, war eine Brücke angebracht worden. Einer meiner Kameraden behauptete scherzend, er sei beim Anblicke des Shannon fast seekrank geworden, womit er andeuten wollte, daß ihm der Aufenthalt am Lande gar zu lang geworden war. Was meine Gedanken bei diesem festlichen Einzuge am meisten erfüllte, war die Erinnerung an Capitain Peel, dessen Fehlen an der Spitze unserer Colonne ich so schmerzlich empfand — und es mag wohl der Mehrzahl unserer Mannschaft so ergangen sein. Wir hatten außerdem noch den Verlust mancher anderer Kameraden zu beklagen, denn unser Corps hatte bedeutend gelitten *).

*) Bei unserem Abmarsche von Calcutta belief sich die Stärke unserer Brigade, einschließlich der nachfolgenden Verstärkung und der Geworbenen, auf 530 Mann. Von diesen kehrten nur 263 an Bord zurück, worunter 6 Officiere und 35 Mann als Verwundete. Außerdem führten wir 40 Mann mit uns, welche auf der Krankenliste standen und sogleich in das Hospital geschafft wurden. Die Liste der Gebliebenen und Kranken stellt sich also folgendermaßen:

Officiere:

Todt: der Befehlshaber und 3 Subalternofficiere, ausschließlich des Navigationslehrers	4
Wegen Krankheit dienstunfähig	6
Summa	10

Unterofficiere und Mannschaft:

Geblieben und an ihren Wunden gestorben	52	
An Krankheit gestorben	95	
Ertrunken	2	
Als Invaliden oder zum Dienst unfähig im Lande zurückgelassen oder vorher nach Calcutta und England zurückgeschickt	68	
		217
	Summa	227.

Das ganze Belagerungscorps vor Lukhnau (die Division von Alumbág inbegriffen) im März 1858 betrug an:

Artillerie	1,745	Mann
Ingenieuren	865	"
Cavalerie	3,169	"
Infanterie	12,498	"
	18,277	Mann
Das Armeecorps der Ghúrkas	10,000	"
	28,277	Mann.

Es war eigenthümlich und mir selbst unerklärlich, daß ich die Freude meiner Kameraden nicht theilen konnte, als wir durch die jauchzende Menge einherschritten; selbst der Anblick des Shannon, nach dem ich mich so oft gesehnt hatte, konnte mich nicht begeistern. Meine Kameraden bemerkten meine Gleichgültigkeit und befragten mich um die Ursache, worauf ich erwiderte, allerdings sei ich froh, daß die Sache ein so gutes Ende genommen habe und ich selbst allen Gefahren entronnen sei und nun hoffen dürfe, bald in die Heimath und zu meinen Freunden und Angehörigen zurückzukehren. Den eigentlichen Grund meiner Theilnahmlosigkeit verschwieg ich ihnen jedoch: es berührte mich schmerzlich, daß ich auf einem fremden und nicht auf einem schwedischen Fahrzeuge stand! —

Nun folgte ein Fest auf das andere, von denen mir jedoch das von der Stadt Calcutta unserer Mannschaft zu Ehren gegebene als das glänzendste erschien. Es war selten in seiner Art, da es nicht gar oft geschieht, daß außer den Officieren auch noch der Mannschaft Dank abgestattet und die von ihr ertragenen Mühseligkeiten und bestandenen Gefahren anerkannt werden. Schon deshalb erregte es meine Theilnahme; es lag aber außerdem noch in der ganzen Anlage dieses großartigen Schauspiels etwas so Achtungeinflößendes und Erhebendes, daß es einen unauslöschlichen Eindruck auf mich geübt hat. Ich will nur flüchtig erwähnen, was mir von dieser Festlichkeit erinnerlich geblieben ist.

Um 6 Uhr begaben sich die Seeleute in geschlossenen Colonnen unter Anführung der Capitaine Vaughan und Martin und verschiedener anderer Officiere nach dem Stadthause, wo sie von einer großen Versammlung von Herren und Damen empfangen wurden, unter denen sich der Gouverneurlieutenant, Sir James Outram, die Herren des Obergerichts, die Mitglieder des Rathes und sonstige hochstehende Personen befanden. Als die Brigade, unter Anführung der Unterofficiere, in den Saal trat und ihre Plätze am Tische einnahm, wurde sie mit einem lauten Hurrah empfangen. (Die Einladung zu dem Mahle war nur an Unterofficiere und Mannschaft gerichtet; die Officiere waren

gebeten, dem Feste mit beizuwohnen, was auch von keinen versäumt ward.)

Der Saal war mit Blumen und Flaggen und Laub und Waffen sinnreich geschmückt. Das eigentliche Fest begann aber erst nach der Mahlzeit. Der Ober-Feuerwerker der Fregatte Shannon brachte in kurzen, kräftigen, ungekünstelten Worten Ihrer Majestät der Königin einen Toast aus, darauf der Armee, dem Andenken Sir William Peel's, der Stadt Calcutta u. s. w. Zu jedem Toast ertheilte der Hochbootsmann durch seine Signalpfeife das Wort und rief mit rauher Grogstimme »Silence!«. Man hatte in Calcutta noch kein so gewaltiges „Hurrah" gehört, als das, womit der Toast auf die Königin begrüßt wurde; der ganze Saal erbebte und die umliegenden Straßen hallten davon wieder.

Auf dieselbe Weise wurde Sir James Outram empfangen, als er sich erhob, um im Namen der Armee zu danken. Die Matrosen hatten Sir James nach seiner Rückkehr noch nicht wiedergesehen, und ihre Begeisterung kannte bei seinem Anblicke keine Grenzen. Der Jubel wollte kein Ende nehmen und bewies deutlich, in wie hohem Grade dieser Feldherr die Herzen der Truppen zu gewinnen gewußt hatte. Sir James sprach lange und mit tiefem Gefühle. Jedem seiner Worte wurde lauter Beifall gespendet und mancher „Jack" sprang vor Freude auf den Tisch. Der Hauptinhalt der Rede des Generals möge hier folgen:

„Ihr Männer vom Shannon! Nachdem ich meiner Pflicht genügt und den Dank der Armee ausgesprochen habe — einer Armee, die ich mit Stolz hier vertrele — benutze ich mit Freuden diese Gelegenheit, um den Kameraden vom Bord des Shannon meine eigenen Gefühle in kurzen Worten darzulegen. — Es ist nicht nöthig, ihre ruhmvollen Thaten zu verkünden. In ganz Europa schon sind sie bekannt, und in England selbst giebt es kein Kind mehr, welches nicht von dem unsterblichen Capitain Peel und seiner kleinen siegreichen Schaar von dem Shannon zu erzählen wüßle, und jeder Brile in Indien weiß, was wir den tapferen Seeleuten zu danken haben, die zur Zeit der Gefahr ihre Schiffe verließen, Hunderte von Meilen mit ihren großen Kanonen bis in das Herz von Indien vordrangen und kämpften und bluteten, um die Macht der Regierung wieder herzustellen."

„Ich rede also nicht zu Euch, Ihr Männer des Shannon, um Euren Ruhm zu verkünden, den die ganze Welt bezeugt, sondern um zu bekennen, wie sehr ich Euch persönlich verpflichtet bin, und um meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen für den großen Antheil, den Ihr an unserer Befreiung aus der Gefangenschaft habt, welches Dankgefühl gewiß von jedem Einzelnen der damaligen Besatzung von Lukhnau getheilt wird."

„Eure offenen, frischen, lächelnden Gesichter waren die ersten weißen Antlitze, die ich sah, als ich mit dem jetzt schmerzlich vermißten Havelock aus dem Gefängnisse eilte, um Sir Colin Campbell an der Spitze unserer Befreier willkommen zu heißen, während Ihr mit Euren großen Kanonen gegen den Palast donnertet und mir die erste Gelegenheit gabt, die Kaltblütigkeit zu bewundern, mit welcher der britische Seemann im Feuer steht. — Im Bereiche der feindlichen Kugeln, auf offenem Felde, ohne jeglichen Schutz, bedientet Ihr Eure Kanonen mit derselben Ruhe, als ob Ihr in Woolwich nach der Scheibe schösset, und der beste Beweis, daß Ihr einem heftigen Feuer ausgesetzt waret, liegt darin, daß vier Stabsofficiere von den feindlichen Musketenkugeln getroffen wurden (Napier, Young, Havelock und Sitwell), als sie aus noch weiterer Entfernung mit Verstärkungen für diese Kanonen herbeieilten."

Auf das Andenken Sir William Peel's wurde mit stummer Rührung und feierlichem Ernste getrunken.

Nun folgten mehrere andere Toaste, die alle mit mehr oder weniger Beifall aufgenommen wurden, und dem Trinkspruche auf das Wohl der anwesenden Damen folgte eine solche Salve von „Hip, Hip, Hurrah!" daß der Hochbootsmann demselben — freilich auf wenig zarte Weise — mit seiner Pfeife ein Ende machen mußte.

Der Generaladvocat Ritchie beantwortete den Toast auf das Wohl der Stadt Calcutta, wobei er unter Anderem Folgendes äußerte:

„Laßt mich erst im Namen der anwesenden Damen und Herren und aller Eurer anderen Landsleute in Calcutta aussprechen, wie sehr wir Eure freundschaftlichen, wohlgemeinten Worte zu schätzen wissen, welche aus tieferer Quelle fließen, als vom Rande der Lippen, und die Gesinnungen von Männern offenbaren, auf deren Wohlwollen jeder Engländer stolz sein kann. Laßt mich sagen, wie hocherfreut wir sind, Euch wieder in Calcutta willkommen zu heißen, und wie glücklich, die tapfere und siegreiche Seebrigade in diesem Saale zu begrüßen!"

„Ich wünsche, daß Alle, die in diesem Raume gegenwärtig sind, meine Worte hören mögen; und noch mehr wünsche ich, meine Gedanken in Worte kleiden zu können, die in die Herzen aller Derer dringen, die mich hören. Das Herz aber, welches in diesem Augenblicke nicht höher klopft und von dem Gefühle der Freude,

des Entzückens und der Dankbarkeit, das alle Anwesenden — Jung und Alt — bewegt, überströmt, muß in der That für jegliche Empfindung abgestorben sein. Und wohl haben wir Ursache, uns dieser jubelnden Freude hinzugeben, da wir das Glück haben, die kleine Schaar mit Ruhm bedeckt in unsere Mitte zurückgekehrt zu sehen, welche vor einem Jahre muthig und entschlossen auszog, der unsere gespannte Erwartung folgte und unsere zaghaften Hoffnungen und Wünsche das Geleit gaben."

„Euer biederer Wortführer, der das Wohl der Stadt Calcutta ausbrachte, erwähnte, daß es Euch stolz mache, von derselben zu Gaste geladen worden zu sein. Nicht Ihr habt Ursache zum Stolze, daß Ihr von uns bewirthet werdet, sondern wir, daß Ihr unsere Einladung angenommen habt. Auch die Dankbarkeit ist nur auf unserer Seite, und wir verdienten wahrlich nicht, was Ihr für uns gethan habt, wenn wir, die wir ruhig daheim gesessen, diese Gelegenheit vorübergehen ließen, ohne Euch zu sagen, wie dankbar wir es anerkennen, und wie wir recht wohl wissen, daß Ihr hundertmal dem Tode in das Auge geblickt und unsägliche Anstrengungen, Entbehrungen und Leiden erduldet habt, um uns von einem wahrscheinlichen Untergange zu retten, und dies Alles, ohne daß wir irgend Ansprüche auf Eure Dienste hatten."

„Wenn wir die jetzigen Verhältnisse mit denen von damals vergleichen, als Ihr auf unserer Rhede vor Anker gingt, und bedenken, daß wir den gegenwärtigen Frieden und die Sicherheit nur Euch und Euren unermüdlichen Waffenbrüdern verdanken, so müßten wir uns schämen, wenn wir nicht die Größe unserer Schuld und unser Unvermögen, dieselbe je zu tilgen, einsähen, obgleich unsere Gläubiger so anspruchslos und ihre Forderungen so leicht zu befriedigen sind."

„Als Ihr vor 13 Monaten hier anlangtet, herrschten Zerstörung und Gewaltthätigkeiten, Mord und Verzweiflung im Lande. Böse Geister in Menschengestalt, von denen manche unser Brod gegessen und auf deren Schutz wir rechneten, hatten ihre teuflischen, schonungslosen Hände mit dem Blute der Töchter Englands und deren unschuldiger Kinder gefärbt. Alles, was wir ihnen entgegen zu stellen hatten, war ein Handvoll tapferer Soldaten, wie die Welt sie nie besser gesehen, und — der Tapferste der Tapferen, der Ritter ohne Furcht und Tadel, der General Outram, den Ihr, wie ich weiß, mit aufrichtiger Freude in unserer Mitte erblickt."

„Sie hielten den ehrenvollen Ruf des britischen Soldaten aufrecht, aber es waren ihrer zu Wenige, um dem blutigen Strome des Verraths einen Damm entgegensetzen zu können, zu Wenige, um die schwarzen Verbrecher zu strafen und die begangenen Unthaten zu rächen."

„Da erschien der Shannon — und ich frage, ob man in Calcutta je eine Musik gehört hat, die dem Ohre so lieblich geklungen und dem Herzen solche Hoffnungen eingeflößt hätte, als der Donner jener Kanonen, welche bestimmt waren, einen geschichtlichen Ruhm zu erwerben, und jetzt die Ankunft der tapferen Seeleute verkündeten, welche uns Schutz und Sicherheit für die Gegenwart und Sieg und

Frieden für die Zukunft versprachen. Sie haben dies Versprechen, welches ihre Kanonen gaben, wie Ehrenmänner gehalten. Auf den glühenden Ebenen Indiens hatten sie nicht allein gegen einen schlauen, immer wachsamen Feind, sondern auch gegen die Einwirkungen eines ungesunden und ungewohnten Climas, gegen Krankheiten und Anstrengungen und Entbehrungen aller Art zu kämpfen. Aber sie sind vor keiner dieser feindlichen Mächte zurückgewichen; sie schleppten die 68pfündigen Kanonen von dem Shannon oft auf ungebahnten Wegen von Calcutta bis vor die Wälle von Lukhnau und führten sie diese Mauern entlang, als ob sie mit leichten Feldkanonen manoeuvrirten."

„Ihr befreitet das Land aus der Gewalt jener Menschen, deren Greuelthaten auch den Theilnahmlosesten empören mußten, und rächtet das unschuldige Blut Eurer Schwestern und Brüder, aber auf eine edele, nicht auf grausame Weise."

„Wenn die Seebrigade mit ihrem munteren Hurrah, ihrem gewaltigen Geschütz und unwiderstehlichem Angriffe heranrückte, wurde das Herz des Feindes mit Schrecken erfüllt, selbst wenn er sich den Unseren zehnfach überlegen wußte."

„Ihr habt den Ruhm der Flagge der „Union Jack's" mit Ehren aufrecht gehalten, und zwar in Ländern, wohin sie noch von keinem Seemanne getragen worden war, und mit Stolz habt Ihr sie uns zurückgebracht, als eine willkommene Botschaft des von Euch erkämpften Friedens."

„Wir hören zu unserem Leidwesen, daß der Shannon Calcutta in wenigen Tagen verlassen wird, aber — wohin er auch gehe — er ist von unseren Segenswünschen und Gebeten begleitet. Er läßt hier manches Andenken zurück, das wir treu im Gedächtnisse bewahren werden; er läßt auch die berühmten Geschütze zurück als Erinnerungszeichen, was die Engländer vermögen, selbst dann, wenn sie im eigenen Lande des Feindes angegriffen werden."

„Ich höre mit Vergnügen, daß zwei dieser Kanonen die neuen prächtigen Vertheidigungswerke von Lukhnau krönen, dieser Stadt, mit deren Namen die Erinnerung an die heldenmüthige, siegreiche Seebrigade und ihr in jeder Beziehung so vorzügliches Betragen unauflöslich verknüpft bleiben wird. Ach! daß dieser Sieg mit dem Falle so mancher Eurer tapferen Waffenbrüder erkauft werden mußte, und vor allen mit dem Eures jungen, heldenmüthigen, hochsinnigen Führers, Sir William Peel!"

Nachdem der Redner dem allgemeinen Schmerze über den Verlust des Hingeschiedenen Ausdruck verliehen hatte, fuhr er fort:

„Und nun, meine Freunde, nachdem ich Euch im Namen der Anwesenden und der Stadt Calcutta in unserer Mitte willkommen geheißen, sage ich Euch zugleich ein herzliches Lebewohl und wünsche Euch Glück und Erfolg auf allen Wegen. Gott sei mit Euch! Möge Der, welcher Euch kräftige Glieder und ein großmüthiges Herz geschenkt hat, Euch ferner vor den Gefahren behüten, die Euren tapferen gefallenen Kameraden die letzte Ruhestätte bereiteten. Er wolle Euch leiten und beschützen unter den Kämpfen und Stürmen des Lebens, bis auch Ihr den ruhigen

Hafen erreicht habt, wohin er Euren jungen, angebeteten Befehlshaber bereits abrief!" — — (Stürmisches Beifallsrufen der Zuhörer.)

„Meine Damen und Herren! Sie haben gehört, wie die englischen Seeleute ihren Beifall bezeigen, wenn es Anderen gilt. Ich fordere Sie auf, mit ihnen zu wetteifern in einem dreifachen herzlichen „Hurrah" für den Shannon und seine Officiere und Mannschaft!"

Dieser Aufforderung leisteten alle Anwesenden mit lautem Jubel Folge und die Matrosen beantworteten denselben.

Hierauf wurde dem Redner ein Hoch nach dem anderen gebracht. Das Betragen der Seeleute war musterhaft; man bemerkte keinen, der dem Glase zu fleißig zugesprochen hätte. Um 9½ Uhr wurde das Zeichen zum Aufbruche gegeben. Vor dem Rathhause aufgestellt, brachten sie den Einwohnern der Stadt noch ein dreimaliges Hoch, worauf sie in vortrefflicher Ordnung an Bord zurückkehrten. Auch hier wurde das Hurrahrufen noch fortgesetzt, da fast jeder Officier seine Ehrenbezeigung erhielt, wobei die Musikchöre des Generalgouverneurs und des 77. königl. Regimentes anwesend waren.

Die Officiere der Seebrigade, welche während des Krieges befördert worden waren, veranstalteten nun in dem ersten Hôtel der Stadt ein glänzendes Mittagsessen für diejenigen ihrer Kameraden, welchen diese Auszeichnung nicht hatte zu Theil werden können, wodurch sie offenbar zeigen wollten, daß diese dieselben Ansprüche auf die Anerkennung und Dankbarkeit des Vaterlandes hätten. Die Gäste waren nicht zahlreich, denn nur vier von uns hatten den Gesetzen gemäß nicht befördert werden können, nämlich unser neuer Capitain, der Feldprediger, der Lieutenant des Marineregimentes, in welchem die Beförderung nur nach dem Dienstalter geschehen kann, und ich, der als Fremder verurtheilt war, denselben Grad zu behalten. — Ich lasse hier den Speisezettel folgen, um einen Begriff von den indischen Mahlzeiten zu geben, behalte aber das wunderliche Küchen-Französisch bei, welches man häufig auf den englischen Speisekarten findet, und welches zu übersetzen ich mich nicht anheischig machen will.

Bill of Fare (Speise-Karte).

Soups.

À la Julienne. Mock-Turtle.

Ponche à la Romaine.

Hilsa à la Maltre d'Hôtel. Salmon with Lobster Sauce.

Removes.

Jambon de York à la Braise. Ton au Gratin. Italian Sauce. Culotte de Boeuf à la Braise. Dindon bouilli aux Huitres. Dindon aux Truffes.

Surloin de Boeuf à la Milanaise. Gigot de Mouton bouilli. Selle de Mouton au Laver.

Goose Pie à la Perigord. Petits Pâtés aux Lobster (Huitres).

Vegetables.

French Beans. Potatoes. Peas. Asparagus.

Entrées.

Filets du Rabbit au naturel. Vol au Vent avec Blanquette de Poissons. Casserole of Rice with Scollops of sweat Bread. Filets de Poulet aux Truffes. Palais de Boeuf au Gratin. Santé d'Agneau aux petits Pois verts. Langue de Mouton au Purée de Chicorée. Filets de Canneton aux petits Pois étuvés.

Curry and Rice.

Second Cours (Zweiter Gang).

Petits Pâtés de Fois gras. Pheasant in Jelly.
Gelatine de Poularde. Gelatine à l'Aspic.
Soufflé au Maccaroni. Soufflé à la Semoule.
Shoes à la Cream. Talmouses au Sucre.

Pancakes à la Cream.

Beignets d'Abricots. Green Gage Tarts. Open strung Tartletts.
Charlotte à la Russe. Nesselrode Pudding.
Strawberry Jelly. Pine Apple Jelly.
Blanc-Manger d'Amandes. Cream à la Maraschino.

Cheese.
Italian Salads.
Plain Lobster Salads.

Dessert.

Rasberry Cream Ice.	Maraschino Cream Ice.
Abricot Water Ice.	Pine Apple Water Ice.
Savoy Cake. Sponge Cake.	Tipsy Cake. Barley Sugar.
Almonds. Raisins.	Candied Fruits. Nuts.

Rout. Ratafia- and Savoy-Biscuits.

Wines.

Sparkling. Moselle. Champagne. Claret.
Madeira. Port. Sherry.
Liqueurs.

Coffee.

General Sir James Outram, jetzt in Calcutta wohnend, hielt offenes Haus für die Officiere der Seebrigade, welche er besonders zu bevorzugen schien. Auch ich hatte die Ehre, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Er war bei dem persischen Feldzuge Oberbefehlshaber gewesen und begleitete dann den General Havelock auf seinem siegreichen Zuge gegen Lukhnau, auf welchem er, obgleich an Jahren und im Dienste älter als der letztere, sich diesem dennoch unterordnete, weil es eben die Division des Generals Havelock war, die den Zug unternahm. Der glückliche Ausgang desselben wird von Vielen dem General Outram zugeschrieben, und es ist Thatsache, daß er wenigstens durch seinen Rath viel dazu beigetragen hat. Seine Großmuth, das Commando abzulehnen, ist allgemein bewundert worden, da eine derartige Selbstverleugnung in der englischen Armee höchst selten vorkommen soll.

Die Artigkeit Sir James Outram's gegen die Officiere der Seebrigade ging so weit, daß er uns seine Pferde zu unseren Spazierritten zur Verfügung stellte. Als man mir eines Tages das große Streitroß des Generals gegeben hatte, und ich längs der Esplanade oder des sogenannten Corso hinritt, welcher von Equipagen und Reitern wimmelte, that es mir fast leid, daß dieses stolze Thier, welches ich

zum ersten Male gesehen hatte, als General Outram es vor dem Residenzschlosse zu Lukhnau ritt, nun einen Subalternofficier tragen mußte.

Am meisten wird diese Esplanade von den Europäern besucht, doch bemerkt man auch häufig einheimische Kaufleute und Radschahs in englischen Equipagen, die auf diesen Spaziergängen eine ungeheuere Pracht entfalten; auch die Europäer zeigen sich gern in großem Staate. Nicht selten sah man den König von Aude in einem bedeckten Wagen mit herabgelassenen Jalousien und in Begleitung einer seiner Frauen, — die einzige, die ihn in seinem Unglücke nicht verlassen hatte und ihm mit rührender Treue ergeben war, — spazieren fahren.

Das Gesellschaftsleben in Indien bindet sich nicht so streng an die Regeln der höfischen Sitte, als dies in England der Fall ist. Man knüpft leichter Bekanntschaften an und pflegt sich in den Salons im Ganzen wenig Zwang anzuthun. Wer die „schöne Welt“ in ihrem ganzen Glanze sehen will, muß sich gegen Abend, eine Stunde vor dem üblichen Mittagsessen, auf die Esplanade begeben, wo die Damen in halbliegender Stellung, die Füße auf dem Vordersitze, auf- und niederfahren, um gesehen und bewundert zu werden und frische Luft zu schöpfen. Welch' buntes Gemälde! Welch' ein Feld für Menschenstudien und Betrachtungen! Da sitzt die junge Mutter sorglos in ihrem mit Seide oder Sammet gepolstertem Wagen, selbst in reichem Putze, gewöhnlich in weiße Stoffe gehüllt, deren Feinheit mit der Zartheit ihrer Wangen wetteifert, und genießt ihr dolce far niente, gleichgültig gegen Alles, was sie umgiebt, und höchstens einen Blick auf den Kreis ihrer Bewunderer werfend, die hoch zu Roß ihre Equipage umschwärmen, während, dicht hinter dem Wagen, ein kleiner plumper Palankin auf Rädern von Ochsen vorwärts gezogen wird, in welchem die Kinder mit ihren eingeborenen Wärterinnen eingepfercht sind. Bisweilen reiten die Kinder auch auf Ponies neben dem Wagen her, ohne aber von der schönen Mutter eines zärtlichen, mütterlichen Blickes gewürdigt zu werden.

Ich wohnte mehreren großen Mittagsgesellschaften in Privathäu-

fern bei und war erstaunt über den Ueberfluß, der in diesen Kreisen herrschte. Die Speisesäle waren sehr geräumig und Alles mit fürstlicher Pracht eingerichtet. Die riesige Tafel schwankte förmlich unter ihrer wohlschmeckenden Last. Oberhalb derselben war ein sogenannter Punkah angebracht, der zuerst in sanfte Bewegung gesetzt, aber, nachdem die Gäste Platz genommen hatten, in immer raschere Schwingungen gebracht wurde. Dies ist ein unentbehrliches Geräth in den indischen Wohnungen, ohne welches man vor Hitze vergehen oder von den Insecten verzehrt würde. Hinter jedem Stuhle stand ein Kitmiga mit langem, schwarzem Barte und in weißen Kleidern und Turban, mit verschränkten Armen, wenn er nicht damit beschäftigt war, die Teller seines Herrn oder seiner Herrin zu wechseln. Die Beleuchtung geschah durch Wachskerzen, die in Glasglocken gesteckt und durch kleine Deckel vor der Zugluft der Punkahs geschützt waren. Auch die Weingläser, die vor jedem Gedeck standen, wurden durch kleine silberne Deckel in Form chinesischer Hüte vor allem Gewürme und den Insecten, die sich hier in Unzahl einfinden, geschützt. Der Tisch ist oft in einem Augenblicke von Grashüpfern und Ameisen übersäet, die deutliche Spuren auf dem eben noch so blendend weißen Tischtuche zurücklassen. Bei einem dieser Mittagsessen hatte ich das Glück, eine vollkommene englische Schönheit zur Tischnachbarin zu erhalten, die, trotz ihrer großen Jugend und obgleich sie sich erst zwei Jahre in Indien befand, ungewöhnlich bleich war. Ich gestehe gern, daß ihre hohe Schönheit einen großen Eindruck auf mich machte. Aber als ich sah, wie ihr Durst bei jedem Gange zu wachsen schien und zu einer wahren Leidenschaft wurde, wie sie mit Hast eine Flasche Porter und einige Gläser Rothwein und beim Nachtische noch einige Gläser Champagner leerte, da kühlte sich mein Entzücken bedeutend ab, besonders, als ich bemerkte, daß die einzige Folge dieser, für eine Dame ungewöhnlichen Menge nur eine etwas höhere Färbung der bleichen Wangen und eine lebendigere Unterhaltung war. Die englischen Damen pflegen häufig die Wirkungen des erschlaffenden Climas durch geistige Getränke zu be-

kämpfen, wodurch sie aber ihre Gesundheit untergraben und oft gezwungen sind, nach England zurückzukehren.

In dem Krankenhause zu Calcutta lagen mehrere unserer Officiere und eine nicht geringe Anzahl von unserer Mannschaft. Der Lehrer der Schifffahrtskunde für die jüngeren Officiere am Bord des Shannon, welcher am Climafieber erkrankte, mußte vor uns nach England abgehen; er starb aber am Bord des Schiffes, noch ehe es das Cap der guten Hoffnung erreicht hatte.

Meine Kameraden, welche zu Commanders befördert worden waren, mußten während der Rückreise am Bord des Shannon wieder in Dienst treten, was ihnen keineswegs behagte. Nur mit dem Commander Salmon, welcher sich bei Lukhnau ausgezeichnet hatte, wurde eine Ausnahme gemacht; er mußte, da er schwer verwundet worden war, auf dem kürzesten Wege nach England reisen. Nachdem wir täglich auf den Befehl gewartet hatten, nach England zurückzukehren — obgleich ich meines Theiles nichts dagegen hatte, noch einige Zeit in ausländischen Diensten zu bleiben — erhielten wir die Ordre, nach China und Hong-Kong zu segeln.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Abfahrt von Calcutta. — Die Insel Ceylon. — Das Cap der guten Hoffnung. — Die Capstadt. — St. Helena. — Ascension. — Rückkehr nach England. — Ankunft in London.

Am Morgen des 15. September 1858 machten wir unsere Vertauungen bis auf das hintere Kabel los und ließen das Schiff, vom Strome gefaßt und daher mit großer Kraft, sich herumschwingen. Als wir aber auch das letzte Kabel, das uns noch an Indien gefesselt hielt, loswarfen, riß es einem Matrosen, der unglücklicher Weise im Wege stand, fast die ganze Lende weg. Das Bein wurde sofort abgenommen, aber der Mann starb infolge der Operation nach einigen Tagen. Als das Unglück geschah, stand ich nur einige Schritte von dem Matrosen entfernt. Der glückliche Stern, welcher während meines ganzen Aufenthaltes in Indien über mich gewacht hatte, schützte mich auch noch jetzt, da ich im Begriffe war, dasselbe zu verlassen.

Mit voller Kraft und mit Hülfe des Stromes machten wir, wie man zu sagen pflegt, „gute Fahrt," mußten aber sowohl auf dem herrlichen Hugli, als außerhalb der Mündungen mehrmals vor Anker gehen, um die Fluth zu erwarten. Ich habe gesagt, daß wir in Calcutta Befehl erhalten hatten, nach China zu gehen; aber wir waren noch nicht weit von der indischen Küste entfernt, als wir einem von China kommenden Dampfboote begegneten, welches uns Depeschen vom Admiral brachte, in denen wir die Weisung erhielten, nach England zurückzukehren, aber bei Ceylon, dem Cap der guten Hoffnung, St. Helena und Ascension anzulaufen, um zu hören, ob man von diesen Stationen aus Invaliden oder Waaren und andere Gegenstände nach England zu senden habe.

Am 22. September kamen wir durch den Gosparcanal in den Busen von Bengalen und steuerten Cours nach der Insel Ceylon und den Hafen von Trincomale. Wir hatten von Calcutta aus 80 Kranke mitgenommen, und da außerdem unter der Besatzung Mehrere von den Anstrengungen des Feldzuges bedeutend angegriffen waren, konnte man unser Schiff mit Recht ein schwimmendes Hospital nennen. Die frische Seeluft wirkte auf uns alle wohlthätig ein; wir athmeten sie in vollen Zügen und fühlten deutlich, wie unsere Lungen sich dehnten und der Athem freier wurde. — Einige jedoch konnten sich nicht erholen, sondern siechten hin und starben und wurden in die Tiefe gesenkt. Alle wetteiferten, ihnen die letzte Ehre zu erweisen. Wenn die Leiche auf das Deck getragen wurde, ging das Musikcorps dem Zuge voran nnd spielte einen Trauermarsch. Die irdische Hülle wurde bei der Fallreepstreppe (Strickleiter zum Besteigen des Schiffes) niedergelegt, wo der Geistliche sein Amt versah, und von wo aus sie darauf, mit einer Kanonenkugel an den Füßen, über Bord gehoben wurde. Officiere und Mannschaft waren bei diesen Leichenbestattungen gegenwärtig.

Die Maschine wurde fast nur bei Windstille benutzt. Wir hatten im Ganzen schönes Wetter und eine glückliche Fahrt, bis auf einen Unfall, als uns bei'm Ueberstaggehen (Wenden) in steifer (stetiger) Brise, weil die große Marsbrasse in Lee bei'm Umbrassen*) nicht los gemacht worden war, die große Marsraa mitten durchbrach.

Am 3. October ankerten wir in dem Hafen von Trincomale, einem der größten und schönsten in der ganzen Welt, in welchen die Befehlshaber der englischen Flotte in den chinesischen und ostindischen Gewässern oft mit ihren Schiffen einliefen. Die Unruhen in China hatten aber den Admiral bestimmt, mit seinem Flaggenschiffe in Hong-Kong zu bleiben, sodaß wir nur ein altes Wachtschiff antrafen, welches uns als Hospital dienen mußte, indem wir unsere schweren Kranken an Bord desselben schafften.

*) Das bei Aenderung der Richtung des Courses nöthige Umstellen der Segel.
D. Uebers.

Der Hafen ist für die größten Schiffe zugänglich, hat ein Arsenal, ein Schiffswerft und ein Fort, Osnaburgh, welches die Einfahrt vertheidigt. In der Ferne sieht man die große Sober-Insel und mehrere andere kleinere Eilande. Auf dem Gipfel der erstgenannten liegt ein Landhaus, welches von dem Officiercorps der englischen Flotte in Stand gehalten wird, wozu jeder, der in den Hafen einläuft, sein Scherflein unaufgefordert beiträgt. Das Landhaus enthält auch eine recht artige Bibliothek, und jeder Officier, der sich längere Zeit in diesem Hafen aufhält, nimmt daselbst sein Absteigequartier, welches ihm von Niemand streitig gemacht wird, höchstens von den in großer Menge vorhandenen Schlangen. Diese Insel ist der englischen Flotte von einer eingeborenen Dame testamentarisch vermacht worden.

Die Stadt, welche sich an einem Theile des Hafens hinzieht, ist den kleineren Städten Hindostan's sehr ähnlich. Sie hat eine reizende Lage und den üppigsten Pflanzenwuchs. Das Ganze gleicht einem Parke, in welchem die freundlichen Landhäuser neugierig zwischen den Bäumen hervorschauen, und es hält schwer, sich einen anmuthigeren Punkt der Erde zu denken. Dicht vor der Stadt wohnten mehrere englische Familien und am Hafen selbst erblickte man ein einstöckiges Haus, welches vor mehreren Jahren von einem Admirale zum Zeitvertreibe erbaut wurde, als seine Flotte unthätig im Hafen lag. Die Form und die ganze Einrichtung des unter dem Namen das Admiralshaus allgemein bekannten Gebäudes ist der einer Fregatte täuschend ähnlich.

Die Insel Ceylon wurde bekanntlich im Jahre 1505 von dem Portugiesen Vasco de Gama entdeckt. Die Singalesen (Bewohner der Insel) geriethen darauf in Streitigkeiten, sowohl unter sich, als mit den Portugiesen, welche sich genöthigt sahen, die Stadt Colombo zu befestigen, und darauf versuchten, die katholische Religion im Lande einzuführen. Im Jahre 1601 fiel die Insel in die Hände der Holländer, welche wieder von den Franzosen die sie verdrängen wollten, angegriffen wurden, dieselben aber zurückschlugen. Unterdessen hatten die Engländer ihr Auge auf die reizende Insel geworfen und waren schon

1782 im Besitze des Hafens, der ihnen freilich noch einmal von den Holländern entrissen wurde, aber nach kurzer Zeit wieder in englische Gewalt zurückfiel. Die Briten hatten darauf noch verschiedene Kämpfe mit den Insulanern zu bestehen, die bis 1815 dauerten, in welchem Jahre der König von England die Insel feierlich in Besitz nahm. Die Zwistigkeiten, welche später ausbrachen, sind, wie immer, zum Nachtheile der Eingeborenen ausgefallen.

Das Clima der Insel ist im Allgemeinen äußerst angenehm, obgleich es auch sehr sumpfige, feuchte Gegenden giebt, desgleichen solche, die von der Sonnenhitze förmlich ausgedörrt sind. Die Europäer, welche sich auf Ceylon ansiedeln, bekommen bald eine gelbe Hautfarbe und sind den hier herrschenden Krankheiten unterworfen. Die frühere Hauptstadt war Colombo, doch ist der Sitz der Regierung jetzt nach Candy verlegt worden. Die großen Waldungen sind eine Quelle reichen Einkommens. Der Taliput, die Tamarinde, Palmen, Bananen, Myrthe, Lorbeer, Carica tanaya u. s. w. trifft man hier in Menge, und es giebt wohl kein Land, wo das Thierreich so mannigfaltig vertreten ist, als auf Ceylon. Die Singalesen sind von kurzem Wuchse, aber von guten Verhältnissen und zeichnen sich besonders durch ihre beispiellose Trägheit aus. Man sieht sie stets im Sonnenscheine liegen und die aus dem Betelblatte, der Arecanuß und den Tschunankernen bereitete Kugel kauen, die in ihrer Wirkung dem in Europa gebräuchlichen Kautabake gleichkommt und ihnen Mund und Zähne roth färbt. Die Männer sind mit einer Art von Rock*) bekleidet und tragen das Haar zurückgestrichen und auf dem Scheitel mit einem Kamme befestigt. Die Kleidung der Frauen besteht meist in einer kurzen Jacke; das Haar lassen sie lose herabhängen. Sie sind wohlgebildet, aber sehr leichtfertig, wovon auch ihre Gleichgültigkeit gegen ihre Kinder zeugt. Die armen Wesen sind sich gänzlich selbst überlassen und wenn sie dessenungeachtet der Mutter zur Last fallen, so macht sie sich kein Gewissen

*) Vielleicht der Sarong der Malayen?

D. Uebers.

daraus, ihnen das Leben zu nehmen, obgleich die Regierung ihr Möglichstes thut, diesem Verbrechen Grenzen zu setzen. Wenn ein Weib sich verheirathet, so ehelicht sie zugleich alle Brüder ihres Mannes, damit das Vermögen nicht zersplittert werde. Man schätzt die Einwohnerzahl Ceylon's auf ungefähr zwei Millionen. Die Insel wird von einem Gouverneur und einem gesetzgebenden Rathe, aus 15 Mitgliedern bestehend, verwaltet. Ersterer hat einen Jahrgehalt von 7000 Pfd. St.

Als ich mich einmal damit unterhielt, Muscheln zu fischen, die hier in großer Menge vorhanden sind, fing ich auch wirklich mehrere, aber ohne, wie ich erwartet hatte, Perlen darin zu finden. Im ganzen indischen Meere nämlich kommen die Perlenmuscheln an diesen Ufern am häufigsten vor. Ceylon ist berühmt durch seine Edelsteine, aber ebenso bekannt wegen der vielen falschen Steine, die daselbst für echt verkauft werden, ohne daß ein minder geübtes Auge den Unterschied entdeckt. Ich selbst bin auf diese Weise getäuscht worden, indem ich mehrere Steine kaufte, von denen sich, bei vorgenommener Prüfung, nicht ein einziger als echt erwies.

Ein andermal segelte ich in einem jener kleinen Böte aus, welche man Proah nennt und die an den Küsten der umliegenden Länder allgemein benutzt werden. Das Boot ist scharf gebaut, und über die beiden Relinge (Seitenwände) ragen, einige Faden lang, Querbäume hinaus, an deren Ende ein kleineres, noch schärferes Boot befestigt ist, welches an der Luffseite durch seine Schwere der Kraft des Windes in den Segeln das Gegenwicht hält, und auf der Leeseite durch seinen Widerstand im Wasser dasselbe Ergebniß erzielt. Diese Böte können sehr wohl eine steife Brise ertragen und gehen leicht und mit guter Fahrt.

Eines Abends, als ich bei dem Capitain, welcher im Admiralshause wohnte, zu Mittag gewesen war und in das Boot zurückkehren wollte, das mich dorthin geführt hatte, mußte ich einen Weg zurücklegen, der mir von meinem Führer als ein Lieblingsaufenthalt giftiger

Schlangen bezeichnet wurde. Ich merkte bald, daß seine Schilderungen nicht übertrieben waren; denn kaum hatte ich einige Schritte zurückgelegt, als ich die Thiere in den Gebüschen zu beiden Seiten des Fußsteiges rascheln hörte, was mich bewog, den Weg bis an den Strand in möglichster Eile zurückzulegen.

Am 9. October verließen wir den Hafen von Trincomale und hatten auf der Fahrt nach dem Cap das günstigste Wetter. Der jetzt mit der Führung des Shannon betraute Capitain war, wie dem Leser bekannt, nicht mit der Seebrigade in Indien gewesen und hatte somit nicht an dem Kriege Theil genommen. Er war ein ausgezeichneter Seemann und als einer der besten in der englischen Marine angesehen. Streng im Dienste, wußte er uns unaufhörlich mit Uebungen aller Art zu beschäftigen, was der Mannschaft keineswegs zu behagen schien. Die Matrosen glaubten ein Recht zu haben, etwas ausruhen und die erschöpften Kräfte wieder sammeln zu dürfen, und waren statt dessen unter strenge Aufsicht gestellt. Sie zeigten sich daher unlustig und gleichgültig im Dienste; diese Gleichgültigkeit aber gab Anlaß zu Nachlässigkeiten und diese zu Bestrafungen; es kam nicht selten zur Austheilung von Prügeln, worüber in den englischen Zeitungen viel geredet und geschrieben und dieses Verfahren verdienter Weise streng getadelt wurde.

Nachdem wir einen Monat gesegelt waren, ankerten wir wieder in der Simonsbucht, an der südlichen Spitze von Afrika, unweit der Capstadt. Wir fanden daselbst das Linienschiff „Boscaven," welches hier als Flaggenschiff lag und die Flagge des Viceadmirals Sir F. Grey führte, die von uns auf die übliche Weise begrüßt wurde. Auch diesmal besuchte ich die umliegende Gegend und stattete auch dem vor kurzem von Schweden zurückgekehrten Generalconsul, in welchem ich einen ebenso gastfreien als gesprächigen Wirth fand, meinen Besuch ab. Auf's Angenehmste aber wurde ich durch die Anwesenden eines beurlaubten Kameraden von der schwedischen Flotte überrascht, welcher mit seinem Schiffe hier längere Zeit gelegen hatte. Er war

erstaunt, mich noch am Leben zu finden, und erzählte mir, daß in Schweden allgemein das Gerücht ginge, ich sei in Indien gefallen; ob von der Hand der Sipoys oder als ein Opfer der wilden Thiere, wußte man nicht.

Vom Cap nahmen wir 58 Invaliden und verschiedene Gegenstände mit uns nach England. Am 13. November verließen wir die Simonsbucht, und zehn Tage später, also am 23., gingen wir im Hafen von St. Helena vor Anker. Derselbe befindet sich am Fuße der Stadt James, die einzige auf der ganzen Insel; sie liegt in einer thalähnlichen Schlucht und ist keineswegs unbedeutend.

In Gesellschaft einiger Kameraden wallfahrtete ich nach dem Grabe Napoleon's und nach dem weltbekannten Longwood. Der Weg führte einen hohen Berg hinauf, auf dessen Gipfel diese beiden, an Erinnerungen so reichen Orte liegen und von welchem aus man eine wundervolle Aussicht hat. Der Pfad, der sich in unzähligen Krümmungen hinaufschlängelt, hat gewiß nichts Malerisches, aber schon der Gedanke macht ihn interessant, daß er zu dem Grabe des Giganten führt, des größten Sohnes seines Zeitalters, von dem Nicander so treffend sagt:

„O, könnt' er einmal noch den Flug vollbringen
Frei um die Welt, wie einst, mit stolzem Glück;
Zwei wilde Stürme seine beiden Schwingen,
Zwei milde Sonnen jeder Segensblick!
Die Achse dreht' er wohl am Weltenrade,
Bis klar ein Morgen strahlte, ohne Weh,
Ein Morgen — schön, wie eine Iliade,
Ein Abend — mild, gleich einer Odyssee.
Nein Kronos, hilf dir selbst! gelähmt, voll Wunden,
Liegt auf St. Helena der Aar gebunden! —“

Sein Staub ist nach Frankreich zurückgeführt worden und ruht nun am Ufer der Seine, „mitten unter dem Volke, das er so sehr geliebt.“ Aber St. Helena kann nichtsdestoweniger stolz sein, den unsterblichen Mann beherbergt zu haben, als er den letzten Kampf kämpfte und seine feurige Seele aushauchte.

Wir stiegen vom Pferde, um den reizenden Thalweg zu Fuße zurückzulegen, wo Napoleon so oft auf seinen Spaziergängen ausgeruht hatte, und wo jetzt nur noch die Reste seines Grabes zu sehen sind. Ich will die Gleichgültigkeit, die hier gegen die einstige, aber unsterbliche Größe zu herrschen scheint, nicht weiter berühren, obgleich es mir schmerzlich war, diese, durch Erinnerungen geweihte Stätte in solchem Verfalle zu sehen. Nur die bekannte Trauerweide neigte noch ihre Zweige heimlich flüsternd zu dem Heiligthume herab, welches jetzt mit Unkraut bewachsen und ein Zufluchtsort für Spinnen und allerlei Gewürme geworden war. Mißmuthig und entrüstet über diesen Vandalismus verließ ich das Grab und erinnerte mich unwillkürlich der Worte eines meiner Freunde über den Mann, dem man hier sein Grab gegraben:

Ein Mensch kann fallen und ein andrer steigen;
Du stiegst — durch Deinen Fall erst groß und schön!
Der Neid, der leider nie vermag zu schweigen,
Wird stumm an Deinem Sarkophage stehn.
Was Du gebaut, was Du gewollt errichten,
Zeugt von der riesengroßen Schöpfermacht;
Wer Deinen Riesenbau sucht zu vernichten,
Fühlt erst, wie groß das Werk, das Du vollbracht! *)"

Die Quelle, welche so oft den Durst des Kaisers gelöscht hatte, schenkte auch mir jetzt denselben Genuß in einigen Tropfen frischen krystallklaren Wassers. Dann gingen wir nach Longwood. Das Haus, das zu bewohnen Napoleon sich geweigert hatte, war ziemlich gut erhalten, dasjenige aber, welches ihm zum Aufenthalte gedient, hatte man verfallen lassen und das Zimmer, in dem er gestorben war, erst zur Aufstellung einer Dreschmaschine, dann — zum Pferde- und Viehstalle benutzt!!!

Ich konnte diese „Greuel der Verwüstung" nicht ansehen, ohne gegen meine Begleiter mein Mißvergnügen darüber auszusprechen, und es gereichte mir zur Befriedigung, daß sie, als wahre Gentlemen, in meinen Tadel einstimmten. Wir ritten nun in raschem Trabe zurück und

*) Albano.

gingen noch denselben Tag an Bord, um nach einigen Stunden die Segel zu setzen und nach Ascension oder die Himmelfahrtsinsel abzugehen, wo wir am 28. November ankerten *). Von dieser Insel läßt sich nicht viel mehr sagen, als daß daselbst eine Abtheilung Marinesoldaten liegt, welche mit der Besatzung des Wachtschiffes („Tortoise"), so zu sagen, die ganze Bevölkerung der Insel ausmachen. Der Schiffscapitain versieht das Amt des Gouverneurs. Das Ganze gleicht eigentlich einem großen Schiffe, da man sich immer auf Monate sowohl mit Trinkwasser als mit Lebensmitteln versorgen muß, weil auf der Insel selbst nichts Genießbares wächst. Der Boden besteht theils aus Felsen, theils aus einer verbrannten lockeren Rinde. Ein Franzose soll auf diese Insel das treffende Gleichniß angewandt haben, daß sie einer ausgebrannten Hölle gliche. Dennoch giebt es eine Oase in dieser verödeten Welt, welche den Namen Green Mountains führt, aber ziemlich entfernt vom Hafen liegt. Man findet daselbst einen spärlichen Pflanzenwuchs und außerdem ist dieser Ort bekannt wegen der vielen Seevögel, die dort ihre Nester haben. Die Himmelfahrtsinsel ist seit 1827 in englischem Besitze und berühmt wegen ihrer Schildkröten-Teiche. Die Thiere werden in großer Anzahl gefangen und zum Bedarfe der Flotte aufbewahrt. Das Clima wird für sehr gesund gehalten, weshalb alle zur Flotte gehörigen Kranken von der Westküste von Afrika dahin geschickt werden.

Auch hier nahmen wir Passagiere an Bord, nämlich die Officiere und Mannschaft eines englischen Kriegs-Dampfschiffes von der afrikanischen Küsten-Station, welches auf Untiefen gerathen und infolge dessen verloren gegangen war. Drei Donkeys (kleine Maulthiere), die wir von der Simonsbucht mitgebracht hatten und durch deren unharmonisches Geschrei wir oft gelangweilt worden waren, wurden auf dieser Insel zurückgelassen, um die Race daselbst fortzupflanzen.

---

*) Die Insel St. Helena wird durch einen Gouverneur und einen Rath von 12 Mitgliedern verwaltet und die Volksmenge auf 6 bis 7,000 Einwohner geschätzt. Die Insel ist erst seit 1673 im Besitze der Engländer.

Am 29. November lichteten wir die Anker und steuerten Cours unmittelbar nach England. Das schöne Wetter war nun vorüber und wir wurden abwechselnd von Böen (heftigen Windstößen), Windstille und Nebel belästigt. Bald bekamen wir den Nord-Ost-Passatwind und gelangten an den Azoren vorbei. Am Weihnachtsabende waren wir noch tausend Meilen von England entfernt; er wurde, bei einer Bowle, mit Musik und kleinen theatralischen Vorstellungen in unserem „Wardroom" gefeiert; ich ging jedoch der meisten dieser Vergnügungen verlustig, da ich gerade Wache hatte und deshalb genöthigt war, auf Deck zu bleiben.

Während der letzten Tage der Reise hatten wir bei frischem Nord-West-Wind gute Fahrt und machten bis 13,8 Knoten die Stunde. Erst am 28. December bekamen wir die Scilly-Inseln und Lizard in Sicht, liefen am folgenden Tage mit Dampf in den Canal ein und gingen mit voller Kraft an den „Nadeln" vorbei. Wir ankerten noch an demselben Tage bei Spithead, der äußeren Rhede von Portsmouth. Unsere Invaliden wurden durch ein Dampfschiff abgeholt und die Pulver- und Bombenvorräthe gelöscht. Am Tage darauf liefen wir mit Dampf in den Hafen von Portsmouth ein, den großen Wimpel am Topp des großen Mastes, wie es bei der Heimkehr von einer größeren Unternehmung üblich ist, wenn die Mannschaft abgemustert (abgelohnt) werden soll. Der Wimpel hing bis in das Wasser hinab und schleppte noch ein großes Stück hinter dem Schiffe her. Die Fregatte wurde seitlängs des alten Schiffes „Camperdown" gelegt, um im Hafen selbst und dicht vor dem Werfte abgetakelt zu werden.

Noch an demselben Tage, den 31. December, kam der Hafen-Admiral, Sir George Seymour, an Bord. Er besichtigte das Schiff und die Bemannung, und da er mich nicht gleich wieder erkannte, hatte er die Artigkeit, zu fragen, ob der Ausländer in Indien zurückgeblieben sei. Ich hörte diese Worte und erhielt von meinem Befehlshaber die Weisung, vorzutreten. Der Admiral hieß mich willkommen, sagte mir, daß Capitain Peel in seinen Depeschen meiner lobend gedacht habe,

und frug, ob ich in meine Heimath zurückkehren oder noch ferner im englischen Dienste bleiben wolle, in welchem Falle es ihm zum Vergnügen gereichen würde, mir behülflich zu sein, u. s. w. Ich dankte ihm für sein Wohlwollen und erklärte, daß ich nicht wohl einen Beschluß fassen könne, bevor ich nicht mit dem schwedischen Gesandten in London Rücksprache genommen hätte.

Hierauf hielt der Admiral eine Anrede an die Mannschaft, welche mit Begeisterung angehört wurde. Er schloß ungefähr mit folgenden Worten: „Ich weiß, daß man Euch in Calcutta einen glänzenden Empfang bereitet hat; wundert Euch nicht, wenn derselbe im Vaterlande still und ohne Gepränge vor sich geht; er ist darum nicht weniger herzlich. Wäre Euer Capitain, Sir William Peel, mit Euch heimgekehrt, so würde die Nation es nicht an lautem Jubel und Ehrenbezeigungen fehlen lassen, — jetzt spricht sie in ihrer scheinbaren Lauheit nur ihren tiefen Schmerz über den Verlust dieses tapferen Führers aus, und hat mir übertragen, Euch ihrer Zufriedenheit und Dankbarkeit zu versichern." Am Tage darauf gab der Admiral den Officieren der Brigade ein glänzendes Mittagsmahl, und nun folgte eine Festlichkeit der anderen.

Die Matrosen, welche noch einige der erbeuteten Schätze zu verkaufen hatten, traten sie für geringe Preise ab. Ich blieb während der Abtakelung des Schiffes am Bord, nahm aber eine Wohnung am Lande; als ich dann gänzlich frei und unabhängig war, empfand ich dies mit wirklichem Behagen. Endlich begab ich mich nach London, wo ich dem schwedischen Gesandten, Grafen Baltzar von Platen, meine Aufwartung machte. — Ich benutze diese Gelegenheit, meinen ehrfurchtsvollen Dank auszusprechen für alle Güte, die er mir während meines Aufenthaltes in London erwiesen hat, und wende auf ihn das englische Sprichwort an: »He is the right man, in the right place« (Er ist der rechte Mann und am rechten Platze).

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Einige Tage in London. — Dienst am Bord der Dampfcorvette „Argus." — Abfahrt nach Gibraltar und Aufenthalt daselbst. — Der unglückliche Fuchsjäger. — Reise nach Malta mit dem Kriegsschiffe „Vulture." — Aufenthalt in La Valetta. — Das Flaggenschiff „Marlborough." — Die englische Flotte im Mittelmeere feiert den Namenstag der Königin Victoria. — Reise nach Neapel, Civita Vecchia und Corfu. — Abschied von dem Marlborough und der englischen Flotte.

Der Anblick der englischen Hauptstadt mit ihren vielen und großartigen Sehenswürdigkeiten machte denselben tiefen Eindruck auf mich, wie bei meinem ersten Besuche; da es aber nicht zu dem Plane dieses Werkes gehört, will ich mich darüber nicht ausführlicher aussprechen. Nur das Bekenntniß muß ich ablegen, daß die Arsenale und Werkstätten zu Woolwich am meisten meine Bewunderung erregten und mich fesselten; die französischen Werfte und Werkstätten können keinen Vergleich mit ihnen aushalten. Mein Wunsch, eine der viel besprochenen und gepriesenen Armstrong-Kanonen zu sehen, blieb leider unbefriedigt. Einigermaßen wurde ich dafür entschädigt durch die Besichtigung einer riesigen Glocke im Tower zu London, von welcher mein Führer mir mit vieler Sicherheit erzählte, daß sie eine den Schweden abgenommene Beute sei. Die Sache verhielt sich jedoch anders, und ich freute mich, ihm darüber Aufklärung geben zu können. Die Glocke, auf welcher in der That der Name Stockholm stand, war bei der Belagerung von Bomarsund den Russen genommen worden, und nur jener Name hatte zu dem Irrthume Veranlassung gegeben. Es gelang mir, die Anwesenden und selbst den Führer davon zu überzeugen, daß wir mit dieser Glocke nichts weiter gemein hatten, als die Ehre, dieselbe gegossen zu haben.

Ich habe immer ein großes Interesse daran gefunden, das Leben und Treiben des Volkes in seinen unteren Classen näher zu beobachten, aber ich gestehe aufrichtig, daß diese Neigung während meines Aufenthaltes in London bald hinreichend befriedigt wurde. Es kommt mir vor, als ob dem englischen Volke alle Poesie abgehe, die das italienische charakterisirt, so wie das Edle, das die Franzosen der genannten Classen adelt. Es liegt etwas Rohes, Wildes und Plumpes in der Art, wie sich die Menge in London bewegt, obwohl ich durchaus nicht sagen kann, daß ich mich persönlich über Beleidigungen oder Unarten zu beklagen hätte. Sie gleicht einem reißenden Strome, der nur durch Deiche und Dämme in seiner Bahn gehalten wird. Ohne eine Polizei, wie es die Londoner ist, würde die persönliche Sicherheit, die jetzt daselbst blüht und Alles im Geleise hält, durchaus nicht denkbar sein.

Nachdem ich mich bei dem Admirale in Portsmouth mit dem Wunsche gemeldet hatte, wieder Dienst zu nehmen, erhielt ich bald darauf Befehl, mich an Bord des „Argus" zu begeben, um mit ihm nach dem im Mittelmeere stationirten Flaggenschiffe „Marlborough" abzugehen, auf welches ich auf Fürsprache des Grafen von Platen commandirt war. Ich hatte selbst ausdrücklich darum nachgesucht, weil ich glaubte, daß die englische Flotte des mittelländischen Meeres, in Betracht der Unruhen, die in Italien ausgebrochen waren, in diesem Fahrwasser „zu thun" bekommen würde. Der 22. Januar war zur Abreise bestimmt. Ich wäre beinahe zu spät gekommen, da der Anker schon gelichtet war, als ich an Bord ging, wo ich von sämmtlichen Officieren mit Wohlwollen und gleich einem Landsmanne empfangen wurde. Der Argus war eine Dampfcorvette von 300 Pferdekraft, mit zwei Rädern und 975 Tons Tragfähigkeit. Die Bewaffnung bestand aus einer 10zölligen 84pfündigen und 9 Fuß langen, einer 8zölligen 68pfündigen, vier 32pfündigen und drei 24pfündigen Kanonen (englisches Maß). Die Besatzung belief sich auf 165 Mann.

Wir waren noch nicht weit im Canale vorwärts gekommen, als Nebel und Sturm aus Westen eintraten, die uns nöthigten, in den

Hafen von Portland einzulaufen, welches jetzt stark befestigt wird, um für England das zu werden, was Cherbourg für Frankreich ist. Wir ankerten vor einem großartigen Seebrecher, an dem eine Menge Sträflinge arbeiteten. Nachdem wir einen Tag vor Anker gelegen hatten, setzten wir die Fahrt nach Gibraltar unter beständigem Sturme fort, so daß wir es erst am 1. Februar erreichten. Das Fahrzeug wurde, wegen des zwischen den Spaniern und Maroccanern ausgebrochenen Krieges, befehligt, daselbst zu bleiben.

Ich hielt mich ungefähr 14 Tage in Gibraltar auf und nahm während dieser Zeit Theil an den zahlreichen Festlichkeiten, welche von den Officieren der Besatzung, die aus 6,000 Mann bestand, veranstaltet wurden. Bälle, Mittagsmahle, Reit- und Jagdpartien wechselten mit einander ab.

Ueber eine der letzteren, eine Fuchsjagd, oder vielmehr über den eigenthümlichen Vorfall, welcher sich dabei ereignete, muß ich ausführlicher berichten. Ein glänzender Zug von Herren und Damen hatte sich versammelt, um an dem Vergnügen Theil zu nehmen. Wenn man die Thore von Gibraltar verläßt, um sich auf spanischen Boden zu begeben, muß man über ein sogenanntes neutrales Gebiet von ungefähr 1,500 Schritt Länge. An der spanischen Grenze befindet sich ein Thor, welches am Tage offen steht und von Soldaten bewacht wird. Die spanische Regierung hatte bei der englischen eine Verordnung auszuwirken gewußt, die es allen Fuhrwerken und Reitern verbot, sich durch dieses Thor anders als im Schritte zu bewegen. Die Verordnung war in Gibraltar nicht allein durch die Tagesbefehle des Platzcommandanten, sondern auch durch die Polizeibehörden bekannt gemacht worden, und alle Schiffscapitaine, die hier einliefen, wurden davon in Kenntniß gesetzt.

Der Reiterzug war in gestrecktem Galopp davon gesprengt; in der Nähe des Thores aber zog Jeder die Zügel seines Pferdes etwas fester an. Nur eine Dame in den vordersten Reihen schien diese Pflicht zu vergessen, und als sie im Galopp auch sogar bei der Schildwache

vorbeijagen wollte und auf ihre Warnung nicht zu hören schien, trat der Soldat vor, griff dem Pferde in die Zügel und brachte es zum Stehen. Ein Herr, welcher für den Gemahl der Dame galt, eilte herzu und versetzte der Schildwache, um ihr thätliches Einschreiten zu bestrafen, einen so heftigen Schlag mit der Reitpeitsche, daß dieselbe bewußtlos niederstürzte. Sofort aber erschien eine Patrouille aus dem Wachtzimmer, welche den erwähnten Herrn festnahm und abführte.

Wir setzten unseren Weg unbekümmert fort, und die befreite Reiterin ließ sich ebenfalls durch den unangenehmen Vorfall, dessen Ursache sie war, nicht stören, obgleich dieser Mangel an weiblichem Zartgefühle allgemeines Aufsehen erregte. Sie überließ den muthmaßlichen Ehemann seinem Schicksale, und ein junger Lieutenant nahm sofort den Platz an ihrer Seite und in ihrem Herzen ein. Nun erfuhr man, daß diese Dame eine abenteuerliche Persönlichkeit sei, die ihren gesetzlichen Mann böswillig verlassen hatte, worauf dem jungen Officiere angedeutet wurde, sich mit ihr nicht ferner auf den öffentlichen Spaziergängen u. s. w. zu zeigen Der Dame verweigerte man in allen Salons den Zutritt; und als der junge Mann jener Weisung keine Folge leistete, wurde ihm die Kameradschaft gekündigt und bei der Regierung seine Entlassung ausgewirkt. — Ich habe dieses Ereigniß nicht eigentlich seiner selbst wegen erzählt, sondern als einen Beweis, wie hoch Sittlichkeit und Anstand in den höheren, gebildeten Kreisen der Engländer geschätzt werden. Ein Engländer, der die Regeln des gesellschaftlichen Kreises, in dem er sich bewegt, verletzt, wird sofort aus demselben ausgeschlossen. — Der festgenommene angebliche Ehemann wurde in die Gefängnisse von Algesiras gebracht und zum Tode verurtheilt, jedoch nach einiger Zeit von der Königin Isabella begnadigt, weil die Königin Victoria in einem ähnlichen Falle bei einem verurtheilten Spanier ebenfalls Gnade für Recht hatte ergehen lassen.

In dem Hafen von Gibraltar lag ein Kriegs-Dampfschiff, der „Vulture," welches an der afrikanischen Küste auf Klippen gerathen und leck geworden war und nun nach Malta steuern sollte, um in den

dortigen Docks ausgebessert zu werden. Da der Argus bis auf Weiteres in Gibraltar bleiben mußte, erhielt ich Befehl, mit dem Vulture nach Malta abzugehen, was am 14. Februar geschah.

Der Vulture war zwar als Fregatte gebaut, konnte aber wegen fehlerhafter Bauart die Kanonen nicht in der Batterie des Mitteldeckes tragen, weshalb das Schiff nur auf dem oberen Deck Kanonen führte. Es war ein Räder-Dampfschiff von 1,190 Tons Tragfähigkeit. Auf jeder Breitseite hatte es zwei 10zöllige Kanonen von 9 Fuß, 4 Zoll Länge und ungefähr 25½ Schiffspfund schwer. Hinten und vorn befanden sich je eine 8zöllige 68pfündige Kanone von 10 Fuß Länge und etwa 28½ Schiffspfund wiegend; die Besatzung war 200 Mann stark. Der bewegliche Kiel war gänzlich weggerissen und ein Theil des festen Kiels zerschmettert, sodaß das Fahrzeug nicht unbedeutend leck war und nur durch die mittelst Dampfkraft in Bewegung gesetzte Pumpe lens (steuerbar) gehalten wurde. Das Kriegs-Dampfschiff „Perseverance" erhielt Befehl, uns der Sicherheit wegen zu begleiten. Wir hatten auf dem ganzen Wege Sturm und verloren eine Kreuzstänge und ein Boot. Das Bugsirtau riß, und bald entschwand die Perseverance, ein weniger rasches Fahrzeug, als der Vulture, unseren Blicken. Das Steuerruder wurde mehrmals mit einem so heftigen Rucke seitwärts gedreht, daß man das Steuerrad los- und dem Spiele der See überlassen mußte. Dabei geschah das Unglück, daß ein Matrose, welcher das Rad nicht schnell genug losließ, über dasselbe nach der anderen Seite geschleudert wurde und den Arm brach. Als einzige Ursache dieser Begebenheit stellte sich heraus, daß die Ruderpinne zu kurz war. Der Leck wurde trotz des schlechten Wetters nicht schlimmer, und wir erreichten Malta zur festgesetzten Zeit, woselbst gegenwärtig der größere Theil des Mittelmeer-Geschwaders versammelt war.

Nach dem Einlaufen des Vulture in die Docks begab ich mich sofort zum Admiral Sir Arthur Fanshawe, um ihm ein Schreiben zu überreichen, welches mir durch die Fürsorge des Grafen v. Platen von der Admiralität in London mitgegeben war. Als der Admiral den

Inhalt laut gelesen und daraus erfahren hatte, daß ich zu der indischen Seebrigade gehörte, reichte er mir freundlich die Hand, sagte mir einige verbindliche Worte und sprach dann mit warmem Interesse von Sir William Peel. Nachdem ich mehrere an mich gerichtete Fragen beantwortet hatte, äußerte der Admiral: „Sie haben gehört, daß ich von der Admiralität beauftragt bin, Ihnen zu gestatten, selbst das Schiff zu wählen, auf welchem Sie angestellt zu werden wünschen, und bitte ich Sie deshalb, mir Ihre Wünsche in Bezug hierauf mitzutheilen." — Ich dankte ihm für seine Güte und suchte darum an, zuerst auf seinem Flaggenschiffe Marlborough und später auf einem kleineren in Dienst treten zu dürfen. Von dem Admirale begab ich mich zum Capitain, Lord Fr. Kerr, welcher mir gestattete, sogleich an Bord zu gehen. Einige Tage darauf wurde ich vom Commander befehligt, Lieutenantsdienst zu thun, in welcher Stellung ich verblieb, so lange ich mich noch in englischen Diensten befand. Ich wurde hier mit so vielem Vertrauen und so vieler Freundschaft aufgenommen, daß ich nicht ohne Wehmuth der Stunde entgegen sah, in der ich von diesem herrlichen Schiffe scheiden sollte.

Der Dreidecker Marlborough war ein neues Schiff und eins der größten und schönsten in der englischen Flotte*). Er arbeitete mit 800 Pferdekraft, die aber bis auf 2,688 gesteigert werden konnte; führte 131 Kanonen und war 252 Fuß lang und 63 Fuß breit, also 11 Fuß länger, als der Shannon. Das Geschütz bestand auf allen drei Decks aus 32-Pfündern von ungleichem Gewichte: das Unterdeck führte 28 Stück à 19½ Schiffspfund, das Zwischendeck 28 Stück à 17½ Schiffspfund, das Batteriedeck 38 Stück à 12½ Schiffspfund und das obere Deck 20 Stück à 7½ Schiffspfund. Außerdem waren im Unter- und Zwischendeck 8 Stück 8zöllige Bombenkanonen von 19¼ Schiffspfund Gewicht, und im Vordertheil auf dem oberen Deck

*) Seitdem ich England verlassen habe, sind zwei Schiffe, „Howe" und „Victoria," vom Stapel gelaufen, die beide nur 121 Kanonen führen, aber von 1000 Pferdekraft und 4600 Tons Tragkraft sind.

eine 68pfündige, 10 Fuß lange Drehbasse (ein auf einem Zapfen nach allen Richtungen drehbares Geschütz) von 28½ Schiffspfund Gewicht aufgestellt. Die Besatzung bestand aus 1,100 Mann, und die Tragfähigkeit des Schiffes betrug 4,065 Tons.

Die Anzahl der im Hafen von La Valetta liegenden Kriegsschiffe wechselte fortwährend, da die Fahrzeuge unaufhörlich kamen und gingen. Als ich mit dem Vulture ankam, lagen daselbst, außer dem Flaggenschiffe, 4 Linienschiffe (alles Dampfschiffe, da auf der Station des Mittelmeeres keine anderen verwendet wurden) und einige kleinere Fahrzeuge.

Es wurde viel geübt, sowohl mit den Segeln, als mit den Landungskanonen, mit welchen wir einmal die Woche, zugleich mit denen sämmtlicher Fahrzeugen, an das Land gingen. Es war eine wahre Freude für einen Seemann, die Pünktlichkeit und Gewandtheit zu sehen, mit welcher diese Bewegungen ausgeführt wurden.

Auch ein russisches Geschwader, bestehend aus einem Linienschiffe, zwei Fregatten, einer Corvette — alles Dampfer — und einem Dreidecker aus dem Schwarzen Meere, lag hier vor Anker. Am Bord der einen Fregatte befand sich der Großfürst Constantin nebst Gemahlin.

An Festlichkeiten fehlte es auch hier nicht; am unterhaltendsten erschien mir eine Wasserfahrt, die von einem in Malta ansässigen englischen Privatmanne auf einer Dampfyacht veranstaltet wurde. Wir gingen mit Dampf um die ganze Insel und dann nach dem nahegelegenen Eilande Gozzo. Hier warteten unserer kleine Wagen, die nur Platz für eine Dame und ihren Ritter hatten, der zugleich die Stelle des Kutschers versehen mußte; — und wir unternahmen nun eine Fahrt, um eine auf einer Anhöhe gelegene und von Weingärten umgebene katholische Kirche zu besehen. Auch die bekannte Spitzenfabrik ward in Augenschein genommen; die Klöpplerinnen saßen arbeitend vor den Thüren ihrer Wohnungen und boten ihre Kunsterzeugnisse zu einem sehr geringen Preise feil. Die meisten waren wirkliche Schönheiten und im Besitze der ausgebildeten Gabe, Kunden herbei zu locken. Auch

von uns wurden verschiedene Einkäufe gemacht. Nach beendeter Lustfahrt lud unser Wirth uns zum Mittagsessen ein und hatte die Artigkeit, auch einen Toast auf die Schweden vorzuschlagen. Täglich wurden den Körper kräftigende Spiele, wie Cricket, Coits, Taubenschießen u. s. w., vorgenommen. Ein andermal besuchten wir die Katakomben (unterirdische Grabstätten) und verschiedene Klöster. Zu allen diesen Vergnügungen kam auch noch der Carneval hinzu, und ich gestehe, daß die komischen Aufzüge, an denen wir Theil nahmen, mich, vielleicht der Neuheit wegen, ungemein belustigten. Bei dem Gouverneur fand ein glänzender Maskenball statt, bei welchem auch die Großfürstin Constantin zugegen war, auf deren besonderen Wunsch von Herren und Damen verschiedene schottische Volkstänze in Nationaltracht aufgeführt wurden.

Auf Malta traf ich wieder mit einem Officiere von dem Shannon, Lord Clinton, Sohn des Herzogs von Newcastle, zusammen, welcher die Seebrigade in Indien wegen Krankheit verlassen mußte und zu Lande nach England zurückgekehrt war, wo er sich ziemlich erholt hatte und jetzt wieder im Dienste stand.

Am 10. Mai verließ das Flaggenschiff mit den Linienschiffen „Conqueror,“ „Centurion“ und „Princeß Royal“ Malta und kreuzte zwischen dieser Insel und Sicilien. Am 13. wurden wir durch die Linienschiffe „St. Jean d'Acre“ und „Brunswick“ und die Dampfcorvette „Racoon“ verstärkt, welche letztere Befehl erhielt, in Malta einzulaufen. Am folgenden Tage vereinigten sich die Linienschiffe „Victor Emanuel“ und „Orion“ und die Fregatte „Euryalus“ mit uns, die den Prinzen Alfred, den zweiten Sohn der Königin, an Bord hatte. Nun waren acht Linienschiffe und eine Fregatte von 51 Kanonen nebst mehreren anderen kleineren Fahrzeugen in der Nähe von Malta versammelt, und es wurden fleißig Bewegungen und Uebungen angestellt.

Am 21. Mai lief die ganze Flotte im Hafen von Malta ein, um den auf den 24. fallenden Namenstag Ihrer Majestät der Königin zu feiern. Mittags 12 Uhr gaben alle Fahrzeuge, sowie die Festung Ehren-

salven; und nachdem der Donner der Geschütze verhallt war, begann das Gewehrfeuer auf sämmtlichen Wällen der Festungslinien, in welches die Abtheilungen der Seesoldaten am Bord der Schiffe einstimmten, während die Musikcorps der ganzen Flotte die jedem englischen Herzen so theure Nationalmelodie »God save the Queen« spielten. Dieser Feierlichkeit folgte ein großes Mittagsmahl beim Admiral am Bord des Flaggenschiffes, bei welchem der fürstliche Midshipman an der Seite des Admirals saß; an dieser Tafel waren außerdem nur Plätze für den Gouverneur, den General, die Capitains der gesammten Schiffe und die obrigkeitlichen Personen der Insel. Am Abende glänzten auf allen Schiffen Laternen in sämmtlichen Kanonenpforten und in der Takelage, während die Mörser künstliche Sonnen und Sterne zum Himmelszelte empor sandten. Auch die Stadt war erleuchtet, und das Fest endete mit einem Balle bei dem Gouverneur.

Um zu zeigen, wie wenig Umstände in England mit einer königlichen Person gemacht werden, die noch in den Jünglings- und Lernjahren steht, will ich nur erwähnen, daß der junge Prinz den Dienst eines Midshipman am Bord versah und seinen Platz im „Meß“ seiner Kameraden hatte, deren Beschäftigungen und Pflichten auch die seinen waren und deren Lebensweise und Gewohnheiten er theilte. Der einzige Vorzug, der ihm vor den anderen eingeräumt wurde, war das Recht, ein Boot mit der nöthigen Mannschaft zu seiner Verfügung zu haben, das ihn, nach erhaltenem Urlaub, an das Land führte. Einmal am Lande, wurde er als Prinz von England behandelt. Der junge Fürst war ungefähr 14 Jahre alt. Er hatte hübsche, lebhafte, regelmäßige Gesichtszüge und bewies für sein Alter ungewöhnlich viel Anstand und Würde.

Am 5. Juni verließ die ganze Flotte Malta. Ohne im Geringsten dazu vorbereitet zu sein, erhielten wir am Abend vorher Befehl, am nächsten Morgen unter Segel zu gehen. Viele waren der Meinung, daß es in den Kampf ginge, obgleich Keiner wußte, gegen wen; im Ganzen war es uns einerlei, vorausgesetzt, daß wir in Thätigkeit

kamen. Man fragte mich, ob ich folgen würde, wenn es gelte, sich mit den Franzosen zu messen? Mir galt es gleich, wohin es ging, und wäre es gegen die vereinigten Flotten der ganzen Welt! Die Flotte, neun Segel stark, lief durch die Meerenge von Messina zwischen Sicilien und Calabrien und erreichte am 9. den Hafen von Neapel. Nun erst erfuhren wir den Grund unserer plötzlichen Abfahrt von Malta: wir sollten den neuen König von Neapel begrüßen, was auf folgende Weise ausgeführt wurde. Erst salutirte das Flaggenschiff, welches hier das erste im Range war; darauf das nächstfolgende, — und so eins nach dem anderen, während sie sämmtlich auf Kabellänge von einander entfernt lagen. Darauf gingen so viele der Schiffe vor Anker, als nach dem bestehenden Vertrage neben einander im Hafen liegen durften. Die anderen Schiffe mußten wieder zurück und in beträchtlicher Entfernung vor demselben die Anker auswerfen.

Wir lagen einen Tag über vor Neapel, den ich benutzte, Herculanum und Pompeji, den Vesuv u. s. w. zu besuchen und am Abend in das S. Carlo-Theater zu gehen.

Am 10. verließen wir den Hafen von Neapel und kreuzten nordwestwärts längs der italienischen Küste, bis nach Civita Vecchia. Darauf steuerten wir südwestlich nach Corfu, wo ich am 24. Juni den Marlborough und den englischen Dienst verließ, in welchem ich sowohl die angenehmsten als die lehrreichsten Stunden meines Lebens zugebracht hatte. Ich hatte während der Zeit einen Blick in das praktische Leben gethan und es in einer Vielseitigkeit geschaut, wie es Wenigen geboten wird; ich hatte ein Volk vom edelsten Charakter kennen gelernt, welches in Wahrheit das freieste der Erde ist; ich hatte Bekanntschaften angeknüpft mit vielgeprüften trefflichen Persönlichkeiten, die mir wegen ihrer Lebensklugheit, Kenntnisse und Ritterlichkeit zum Vorbilde dienen konnten; ich hatte mich mit einer neuen Welt und deren vielen Eigenthümlichkeiten einigermaßen vertraut gemacht und dem Ausgange eines großen, politischen Dramas beigewohnt, in welchem ich selbst eine, wenn auch untergeordnete, Rolle spielte, und end-

lich — während der ganzen Zeit so viel achtungsvolles Vertrauen und liebenswürdige Freundschaft genossen, daß ich im wahren Sinne des Wortes glücklich und zufrieden war; was konnte ich noch mehr wünschen? Ich bekenne, daß ich mein Herz nie so heftig klopfen hörte, als da ich zum letzten Male in englischer Uniform zu der Flagge Albion's empor blickte und gleich darauf die Fallreepstreppe des Marlborough hinabstieg, begleitet von den Kameraden, die mir zum Abschiede die Hand drückten. Ich war unfähig, ihnen mit Worten auszudrücken, was ich ihnen zu sagen hatte — sie werden es schon in meinen Augen gelesen haben.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Abreise nach Italien. — Neapel, Florenz, Pisa, Livorno, Civita Vecchia, Rom und seine Alterthümer. — Marseille. — Toulon, sein Hafen und seine Werfte. Die französischen und englischen Panzerschiffe. — Vergleich zwischen der inneren Einrichtung der französischen und der englischen Kriegsschiffe. — Die Stärke der französischen und die der englischen Flotte. — Ein Besuch in Paris. — Noch einmal London. — Abschied von England. — Heimkehr. — Schlußwort.

Beim Beginne dieses letzten Capitels ist mir zu Muthe, wie Einem, der sein Bündel schnürt, um einen Kreis zu verlassen, in welchem er längere Zeit verweilte im Umgange mit liebenswürdigen und gebildeten Menschen, deren Gewohnheiten und Lebensansichten den seinen gleich waren und denen er sich innig und liebevoll angeschlossen hatte.

Wenn der Leser Geduld gehabt hat, mich auf meiner langen Reise bis hierher zu begleiten, so wird er mich hoffentlich auch jetzt nicht verlassen, bis ich den kurzen Weg in den Hafen zurückgelegt habe, von welchem ich ausfuhr und der mir doch von allen der liebste ist. — Das eigene Vaterland ist für ein treues, kräftiges Gemüth doch stets der liebste Fleck auf Erden, wenn es auch das ärmste und unbedeutendste wäre!

Nachdem ich mich einige Tage auf Corfu aufgehalten hatte, gestattete mir Admiral Faushawe, mit seinem Packetboote Caradoc nach Malta abzugehen. Ich traf daselbst mit dem Capitain eines französischen Küsten-Dampfbootes das Uebereinkommen, ihn nach Messina, Neapel und Livorno zu begleiten, um von dort die Reise über Pisa und Florenz fortzusetzen, in welcher letzteren Stadt ich wieder einige Tage zu rasten beabsichtigte.

Neapel! Perle des Mittelmeeres! was kann ich zu Deinem Lobe sagen, was nicht schon tausendmal vor mir ausgesprochen wäre? Man

kennt das Sprüchwort: „Neapel sehen und dann sterben," welches ich aber nicht zu dem meinigen machen kann, ohne den Sinn desselben dahin abzuändern, daß es heißt: „Neapel sehen und — leben, um es noch einmal sehen zu können!"

Das Leben in dieser Stadt schien mir einer großen Maskerade zu gleichen, in welcher die Ball spielende Jugend, die Fleischer, Obsthändler, Bettelmönche, Marktschreier, Lazzaroni, Declamatoren, Wasserträger, Eseltreiber, Pulcinelli und Columbinen, Maccaroni-Fabrikanten und -Verkäufer, Vetturini, Zampognari, Facchini, Sorbettari, Minestrari, Tarantelli u. s. w. die Hauptrollen spielen, alles Personen mit scharf ausgeprägten Zügen, und das Ganze von duftenden Orangen und Rosen umgeben.

Die Schriftsteller, welche ihre Leser in diese Stadt führten, haben meiner Ansicht nach viel zu viel Aufhebens von den Lazzaroni gemacht. Ich sage lieber mit Cousin, daß alle Bettler der Welt in Neapel zu Lazzaroni würden. — Herrschte in unserem strengen Norden ein ewiger Sommer, wie dort, so würden auch unsere schwedischen Eckensteher auf den Straßen liegen und sich von der Sonne braten lassen, die halbnackten, unsauberen Körper von den beißenden und stechenden Schmarotzern befreien oder bei den Klängen einer verstimmten Violine oder eines Tambourins ihre Polka oder Tarantella tanzen.

Wer die sogenannte Geistlichkeit in ihrem Berufe sehen will, oder wie sie ihre Aufgabe, die Menschheit zu erniedrigen und dem Thiere gleich zu machen, löst, der begebe sich nach Neapel. Bei jedem Schritte begegnet man den trostlosesten Folgen dieser Priesterherrschaft. Von den Mönchen kann ich nur sagen, daß sie alle mit einander den Beinamen verdienen, den man dort nur den Capuzinern beilegt: die „Schweine der Christenheit." Sie sind entweder fett, schmierig, roth und aufgedunsten und glänzen von Wohlbehagen, oder bleiche Mondscheingestalten. Die Sündenregister der Priester würden so lang sein, wie die Liste des Leporello. Immer von widerwärtigem Ansehen, scheinen sie mir doch am ekelhaftesten, wenn sie, nach angehörter Beichte, die fette

Hand aus dem Beichtstuhle hervorstrecken, um den Handkuß und — die baare Bezahlung für den Ablaß in Empfang zu nehmen.

Was das Militair betrifft, so kam es mir vor, wie die Statisten eines Theaters. Der vorige Regent beurtheilte seine Soldaten vielleicht gar nicht so unrichtig, als er seinem Kriegsminister auf dessen Ansuchen, den Truppen neue Uniformen zu geben, die Antwort ertheilte: „Kleiden Sie sie, wie sie wollen, sie werden doch beim ersten Schusse davon laufen.“

Und nun nach einer anderen Stadt!

Florenz, die Stadt der Blumen, gleicht einer ewig jungen und blühenden Schönheit, die sich ihrer unwiderstehlichen Reize bewußt ist. Am meisten gefiel mir Santa Croce, weniger durch ihr Aeußeres, als durch die Sehenswürdigkeiten im Inneren. Das stolzeste Herz muß sich gedemüthigt fühlen, wenn es zwischen den irdischen Ueberresten solcher Männer umher wandelt, wie Michel Angelo, Dante, Macchiavelli und Galilei. Ich brauche nicht zu sagen, wie feierlich mich in der Tribuna der Anblick der Meisterstücke der Bildhauerkunst, z. B. die mediceische Venus, der Schleifer und die Niobe, sowie die Perlen der Malerei, z. B. die Venus des Titian, die Fornarina Raphael's und die Madonna des Andrea del Sarto, stimmte, obschon ich die Kenntnisse entbehre, welche zum vollen Verständnisse dieser Kunstschätze erforderlich sind. In dem reizenden Garten Boboli, welcher den Palast Pitti gleich einem Blumengürtel an der einen Seite umgiebt, begriff ich erst, was man in Italien unter dem Reiche der Flora versteht. Die ganze Atmosphäre war mit Duft gefüllt, und schönere Blumen habe ich nirgends gesehen.

Wer übrigens der Meinung ist, daß unsere neueren Bildhauer an edler Schönheit der Formen denen des Alterthums gleichkommen, den bitte ich, nur einen Vergleich zwischen der mediceischen Venus und der des Canova anzustellen, welche letztere unter dem Namen der „Trösterin“ im Palaste Pitti steht. Man erzählt, daß Canova dieselbe geschaffen habe, um das Volk über den Verlust der mediceischen Venus

zu trösten, welche von Napoleon nach Paris entführt worden war. Dasselbe wird von dem Perseus dieses Meisters erzählt, welcher auf einige Zeit in Rom den Platz des Apollo einnehmen mußte. — Es wurde mir berichtet, daß sich in der Stadt ein Kloster oder, richtiger gesagt, eine Pensionsanstalt für junge Damen befände, unter denen man sich nach eigenem Gefallen eine Lebensgefährtin wählen könne. Ich versäumte, diese Gelegenheit zu benutzen, und durcheilte statt dessen rasch die Klöster und Zellen, in denen die Sclaven des Müßigganges und die geistlichen Tagediebe gemästet werden.

In Florenz hat die Wiege vieler berühmter Männer gestanden, zu denen, außer den schon genannten, auch Petrarca, Boccaccio, Brunellesco u. s. w. gehören. — Während ich diese Notizen in mein Buch eintrage, geht gerade ein Leichenzug bei meinen Fenstern vorüber. Alle Leidtragenden sind in schwarze Gewänder gehüllt und ihre Gesichter mit schwarzen Masken bedeckt; voraus schreiten die Mönche mit brennenden Wachskerzen in den Händen.

Von Florenz ging ich über Pisa zurück nach Livorno. Der Weg schlängelte sich über Berg und Thal an den reizenden Ufern des Arno entlang, und das einzige Ungemach der Reise bestand in den unvermeidlichen Bettlern, welche den Reisenden schaarenweise umlagern. In Pisa besuchte ich zuerst den Dom, der ein wahres Meisterstück der Baukunst ist. Das Innere desselben ist mit werthvollen Malereien, Marmorgruppen, dem „silbernen Altar“ und sonstigen Schätzen geschmückt. Ein Theil des Fußbodens und die ganze Decke des vordersten Chores besteht aus Mosaik. Von dem Dome begab ich mich nach dem nahegelegenen Battisterio, dann nach dem Campo Santo, der größten Merkwürdigkeit der Stadt, den bekannten schiefen Thurm nicht ausgenommen. Ich fand daselbst Frescomalereien aus dem 14. Jahrhunderte, von Giotto, an welchen die Farben, besonders die blauen und rothen, noch sehr gut erhalten sind. Eins dieser Gemälde stellt den Tod vor, wie er die Seelen abholt. An den Mauern sind alte Gräber, Badewannen, Runen u. s. w. zu sehen.

In Livorno erhielt ich die Nachricht von dem erfolgten Ableben unseres Königs Oscar I. Im Hafen lagen drei norwegische Schiffe, welche die Flagge auf halbem Maste trugen. Schwedische Fahrzeuge waren augenblicklich nicht dort; sie würden nicht versäumt haben, auch ihre Trauer durch äußerliche Zeichen in allen üblichen Formen an den Tag zu legen, bei dem Tode eines Monarchen, der mehr für die Wohlfahrt seines Landes gethan hatte, als manche seiner Vorgänger. — Auf einem Dampfboote fuhr ich von hier aus nach Civita Vecchia, wo ich die Landung französischer für den italienischen Feldzug bestimmter Truppen mit ansah. Die Soldaten waren klein, dunkel, mit blitzenden Augen und scharf markirten Zügen. In Uniformirung und militairischer Haltung schienen sie mir hinter allem, was ich Derartiges in England gesehen hatte, zurück zu stehen; sie machten nicht den Eindruck auf mich, wie die zuverlässigen Schotten.

Von Civita Vecchia setzte ich meine Reise nach Rom fort — der ewigen Stadt, „deren Mauern," wie Byron sagt, „mehr wissen, als unsere Gelehrten." Ich durchwanderte die Straßen mit dem Childe Harold; aber wie hätten so wenige Tage genügen können, sich ein richtiges Bild von dieser „Stadt der Seelen" zu machen und einzuprägen, in welcher man ein halbes Jahrhundert verwenden müßte, um alle Schätze der Vergangenheit und der Kunst alter und neuer Zeit und die Alterthümer und Ueberreste ehemaliger Größe aufzufinden und zu verstehen. Ich konnte nur ein oberflächlicher Beobachter bleiben und habe deshalb auch nur wenig über diesen Aufenthalt zu berichten.

Auf keine Stadt und auf kein Volk kann man den Satz „die Zeiten ändern sich" so mit Recht anwenden, als auf Rom und seine Bevölkerung. Die größte Veränderung ist durch die Priester herbeigeführt worden; denn es ist geschichtlich und unzweifelhaft, daß Welt und Menschen schlechter geworden sind, da, wo alle Gewalt in ihre Hände gelegt ist. Rom ist die Hochschule des Jesuitismus, und von den Jesuiten gilt das alte Sprichwort: Si cum Jesuites, non cum

Jesu ites. — Aber Rom ist außerdem auch „der Wittwensitz alter Erinnerungen," wie der Dichter sagt. — — —

Ich eilte nach der Peterskirche und rief unwillkürlich bei ihrem Anblicke: „Bramante, Du hast Wort gehalten; Deine Rotunde schwebt in der Luft!" Welch' ein Werk, von Menschenhänden ausgeführt! Aber freilich unter der Regierung von 30 Päpsten und — nach den Angaben Fontana's — für die Summe von 260 Millionen Francs, ausschließlich der Kunstschätze und Verzierungen im Inneren und der Säulengänge. Eine ganze Welt hat zu diesem Unternehmen beigetragen!

Das Bestreben, möglichst hoch zu steigen, ist eine Schwachheitssünde, von der Keiner ganz frei ist; — auch ich war von ihr befallen, als ich eines Tages in die Kuppel der Peterskirche hinaufstieg, um in ihr meinen Namen mit Bleistift an die Wand zu schreiben und somit der Unsterblichkeit zu übergeben. Ich sah, daß schon zwei Schweden vor mir denselben Gedanken gehabt und ausgeführt hatten: Gustav III. und Prinz Oscar.

Ein Gebäude, welches mir noch besser gefiel, als die Peterskirche, ist das Pantheon, ein Tempel der Erinnerung, der die Namen so vieler Berühmtheiten in sich bewahrte, von denen aber nur einer geblieben ist: Raphael Sanzio. Diesen Namen können weder Zeit noch Gewalt auslöschen — es müßte denn die Menschheit selbst zur Ruine werden.

Das Wort „Ruine" erinnert mich an eine solche, die ich nicht ungenannt lassen kann; ich meine das Colosseum, welches seit achtzehn Jahrhunderten den verschiedensten Zwecken gedient hat; unter Titus ein stattlicher Circus für die Kämpfe der Gladiatoren, wurde es unter Diocletian eine Arena, um in ihr die Märtyrer sterben zu sehen; später, während der Zwiste der Geschlechter Frangipani und Annibaldi, eine Art Schanze, und darauf eine unerschöpfliche Quelle von Baumaterial für die römischen Baumeister, welche sich nicht entblödeten, dies gewaltige Denkmal vormaliger Größe zu zerstören, um — Lustschlösser daraus zu bauen. Sixtus V. machte diesem ruchlosen Treiben ein Ende, in der Absicht, — daselbst eine Wollspinnerei anzulegen und die Arca-

den zu Kaufläden einzurichten, — ein Plan, der mit seinem Tode wieder zusammenstürzte. — Die Alten verstanden es, sich in ihren Bauten selbst ein Denkmal zu setzen, indem sie darin gleichsam den Gedanken zu verkörpern schienen, daß sie es werth seien, Jahrhunderte zu überleben. Wir bauen Kartenhäuser und Kindertheater, in denen unsere Nachkommen uns ebenfalls zu studiren suchen werden, d. h. wenn sie überhaupt so lange stehen. — Nun, wir können uns damit trösten, daß, wenn die Nachwelt wirklich zu erfahren sucht, was wir waren und vermochten, so kann sie an Kirchen und Schlössern vorüber wandeln und uns in den nützlichen Errungenschaften bewundern, bei welchen Dampf, Magnetismus und Electricität uns als Werkzeuge zur Hand gegangen sind.

Von dem alten Capitol steht nur noch das sogenannte Tabelarium oder der Ort, wo die Gesetzestafeln ausgestellt wurden. Das neue Schloß ist jedoch wieder auf demselben Platze, auf dem Palatinischen Berge, erbaut, welcher, gleich den anderen Hügeln Roms, bedeutend an Höhe abgenommen hat; ja, selbst ein Sprung von dem berüchtigten Tarpejischen Felsen würde keine Gefahr mehr haben. Jetzt rauscht eine Wasserkunst neben der Residenz der alten Senatoren, aber das Wasser wäscht nimmer das unschuldige Blut weg, welches hier geflossen ist.

Auf meinen Wanderungen drängte sich mir wiederholt der Gedanke auf, wie kurz doch die Dauer des Menschenlebens im Vergleiche zu seinen Werken sei! — Aber selbst, wenn es tausend Jahre währte, würde derselbe Gedanke wiederkehren; — was sind denn tausend Jahre in ihrem Verhältnisse zur Ewigkeit!

Hier einige Bemerkungen über die ewige Stadt, die aus freier Hand und deshalb meistens ohne Zusammenhang hingeworfen sind.

In S. Giovanni Laterano befindet sich das Grab des Johannes; der Platz vor dieser Kirche ist mit einem Obelisken aus Theben geschmückt. An diesem Platze liegt auch der Tempel mit der wunderthätigen Treppe aus Jerusalem, la scala santa, die man nicht anders,

als auf den Knieen, besteigen darf. Wer diese Treppe auf den Knieen hinaufrutscht, kürzt den Aufenthalt im Fegefeuer um 200 Tage! — Santa Maria Maggiore enthält das Grab der Jungfrau Maria (nach Aussage der Priester). In der Kirche S. Sylvester auf dem Marsfelde befindet sich ein Bildniß Jesu, von dem behauptet wird, daß es von ihm selbst gemalt und dem Könige Abgarus verehrt worden sei. In S. Sabino wird der Stein vorgewiesen, der nach S. Dominico, als man ihn steinigen wollte, geschleudert wurde, aber mitten im Fluge umkehrte und in die Kirche hineinfiel. In Santa Croce zeigt man einen der Silberlinge des Judas Ischarioth und das Kreuz, an welches einer der beiden Missethäter geschlagen war. Im Lateran sind einige Ueberreste der irdischen Hülle des Erlösers, und in der Kirche Santa Anna der Marmortisch aufbewahrt, der zu Isaac's Opfer bestimmt war! — Man staune über den Reichthum dieser geschichtlichen Sammlungen und — über die Wahrheitsliebe der Priester!!

Ich hätte ein ganzes Jahr in Rom bleiben mögen, und konnte nur vierzehn Tage daselbst verweilen. Die Zeit erlaubte mir deshalb nur flüchtige Besuche der Umgegend, wie der Villen Borghese, Farnese (das Werk Vignola's), Pamphili, Albani, Corsini u. s. w.

Was mir in Rom am meisten auffiel, waren die vielen Armen. Auf meine Frage nach den Ursachen dieser traurigen Erscheinung erhielt ich zur Antwort, daß der jetzige päpstliche Verweser der Armenanstalten alle Armenhäuser habe niederreißen lassen, um der Gemeinde nicht die Gelegenheit zu rauben, christliche Barmherzigkeit zu üben.

Die christliche Frömmigkeit ist, selbst in Rom, bisweilen sehr zweideutig; man küßt noch immer den Fuß der Bildsäule St. Petri, obgleich es allgemein bekannt und anerkannt ist, daß dieselbe ehemals in einem heidnischen Tempel gestanden hat und daselbst als Bild des Jupiter verehrt wurde. — Die mittlere der drei Eingangsthüren der Peterskirche wird nur alle 50 Jahre geöffnet. Diese Handlung wird mit der größten Feierlichkeit begangen, da einem Jeden, der durch dieselbe eintritt, Segen zu Theil wird. Wo aber Wunder geschehen

sollen, liegen fast immer verschiedene Mächte im Streite, so auch hier; an eben dieser Pforte der Gnade, an welcher man verschiedene christliche Sinnbilder, wie die Tiara, die Schlüssel und das Kreuz, erblickt, befindet sich auch ein kleines Bronzebild in erhabener Arbeit, welches — die Leda mit dem Schwane vorstellt!

Ich habe mehrfach gelesen und gehört, daß der Römer den Verfall seiner berühmten Vaterstadt beklagt; — ob und in wiefern dieses der Wahrheit gemäß ist, kann ich nicht beurtheilen, jedoch dem Anscheine nach halte ich es für eine Fabel. Ist es dennoch der Fall, so erkläre man, weshalb er das Mausoleum des Augustus in eine Bahn für Kunstreiter, den Tempel der Minerva in eine Schmiede, das Mausoleum des Antonius in eine Dogana, und das des Cestius in ein Wirthshaus umgewandelt hat!! Dies Alles ist erst in unseren Tagen geschehen!

Es war ein unersetzlicher Verlust für Rom, daß Napoleon niemals die Wohnung bezog, die im Quirinal für ihn eingerichtet war. Man weiß, daß der Kaiser eine Milliarde Francs zu Entdeckungen von Alterthümern bewilligt hatte. Wir wissen ferner, daß er seinen Sohn bei dessen Geburt zum Könige von Rom ernannt hatte, bei welcher Gelegenheit der Zufall sein sonderbares Spiel trieb. Als nämlich in Paris der Luftballon aufstieg, der das Volk mit der erwünschten Nachricht erfreute, fand man denselben vierzehn Tage später in der Nähe von Rom, wo er niedergefallen war. Aber — das Schicksal macht nur zu oft einen Querstrich durch die Berechnungen der Menschen! Man kennt das stolze Wort des Kaisers, als er beschloß, seinem Sohne den Titel eines Königs zu geben: „Wenn die Söhne anderer Regenten geborene Prinzen sind, so ist es in der Ordnung, daß der meine als König geboren werde."

Rom ist der rechte Ort, um die Antike zu studiren. — „Wer hat in idealem Style gearbeitet?" fragt Ehrensvärd, und antwortet selbst: „Die Alten;" worauf er wieder fragt: „Was ist idealer Styl?" — Ant-

wort: „Die natürliche Nachahmung, sowohl der gesunden Glieder selbst, als ihrer Wirkungen." — In der Antike liegt ein Ringen nach der höchsten Schönheit in der einfachsten Form; sie wollte mehr, als Alltäglichkeit, sie strebte nach der Verkörperung großer Gedanken, die im richtigen Verhältnisse zu einander stehen; sie fühlte nicht das Bedürfniß, die Grenzen der Natur zu überschreiten, — sie wollte nur Wahrheit, reine Wahrheit, um für sie zu leben und zu sterben.

Wenn ich aus meinem Vaterlande verwiesen würde und selbst den Ort wählen dürfte, an welchem ich mein Leben beschließen möchte, so wäre dies Rom, wo jeder Gegenstand an eine große Vergangenheit erinnert, wo man sich stets von den Geistern längst verstorbener, berühmter Männer umgeben fühlt, die noch durch ihre Werke zu uns reden, noch manchen Jünger der Kunst begeistern und, so zu sagen, die Luft mit ihrem Schönheitsgeiste erfüllen. Ich bin sonst nie und nirgends so von Staunen gelähmt gewesen, habe mich nirgends so klein und unbedeutend gefühlt, — aber auch nirgends so deutlich empfunden, daß ein Gott in der Menschenbrust wohnt und wirkt.

Ich schied von Rom, wie von einem Gegenstande, der uns unaussprechlich lieb ist und der uns trotz Zeit und Entfernung niemals fremd wird, — und kehrte nach Civita Vecchia zurück, um mich von dort auf einem Dampfschiffe nach Genua, Marseille und Toulon zu begeben.

Das Dampfboot hatte noch nicht den Strand verlassen; ich saß auf dem Deck, vertieft in Gedanken über Alles, was ich Schönes und Herrliches gesehen, als ich von einem Fremden gestört wurde, der sich mir näherte und mich englisch anredete. Er sagte unter Anderem, daß er sich freue, in mir einen alten Bekannten wieder zu sehen, und daß die Reise ihm deshalb doppeltes Vergnügen gewähre. Es stellte sich bald heraus, daß er sich in der Person geirrt hatte, was uns indeß nicht hinderte, recht gute Freunde zu werden. Der Mann war Amerikaner und hatte die angeborene Gabe, Alles, was er sah, zu

tadeln, mit der Versicherung, daß es bei ihm zu Hause anders und, natürlicherweise, besser sei. Wenn mir die Großthuerei und Selbstliebe aber gar zu weit ging, nahm ich mir die Freiheit, ihm durch einige ganz frische Beispiele aus der Tages-Chronik zu beweisen, daß es auch in den vielgepriesenen Musterstaaten Dinge und Verhältnisse gebe, die nicht leicht schlechter und erbärmlicher sein könnten.

Endlich lief das Dampfboot aus und nahm seinen Cours nach Genua. Auf dieser Fahrt nun sah ich eine italienische Nacht in ihrer vollen dichterischen Schönheit, und werde niemals dies hinreißende Natur-Schauspiel vergessen; über mir das tiefblaue, mit zahllosen Sternen besäete Himmelszelt, um mich her die ruhige Spiegelfläche des Meeres, die das Bild des Mondes zurückstrahlte und selbst eine leuchtende Masse zu sein schien — eine bekannte Erscheinung, die sich dadurch erklärt, daß man bei näherer Untersuchung dieses leuchtenden Wassers eine Menge größerer und kleinerer Thiere darin entdeckt, welche alle zu den Gattungen gehören, die im Dunklen leuchten, wie z. B. Orthragoriscus, Mola, Salpa maxima, Physalia Arethusa u. s. w.

Gebadet in den Strahlen der Morgensonne, trat das stolze, an geschichtlichen Erinnerungen so reiche Genua vor meine bezauberten Blicke. Man nennt diese Stadt „la superba", gleich wie man Florenz „die Stadt der Blumen" und Venedig „la bella" genannt hat. — Genua ist eine der ältesten Städte Europa's. Als Beweis für ihr Alter dient, daß Titus Livius ihrer in seiner Geschichte des zweiten Punischen Krieges erwähnt, und daß die Lombarden sie schon 670 in Besitz nahmen. Wohin man aber innerhalb ihrer Mauern sich wendet, erblickt man die in Trauerkleider gehüllte Erinnerung, welche die verlorene, ehemalige Größe beweint. Wie viele geistreiche Männer sind hier im Dienste der Bildung und Gesittung thätig gewesen! z. B. Adrian IV., Columbus, Balbi u. s. w. Welcher der Zeitabschnitte aber, in die die großartigen Ereignisse, von denen die Blätter ihrer Geschichte voll sind, fallen, der merkwürdigste ist, bleibt schwer zu entscheiden, es müßte denn, in rein geschichtlicher Hinsicht, derjenige sein, in welchem

das französische Joch von Doria gebrochen und abgeworfen und Genua als Republik erklärt wurde.

Die Kürze der Zeit erlaubte mir nur, einen flüchtigen Blick in die Paläste Doria, Marcellino und Durazzo zu werfen. Welche unschätzbare Sammlungen aus dem goldenen Alter der Kunst sind in diesen Galerien angehäuft! — Unter den Kirchen fesselte mich die dem St. Laurentius geweihte am längsten durch ihren reinen, erhabenen Baustyl. — In keiner anderen italienischen Stadt grinste mich die Macht der Vergänglichkeit so unheimlich und gespensterhaft an, wie in Genua. Die inneren Höfe der prachtvollsten Paläste waren mit Gras bewachsen, und manche der ansehnlichsten Gebäude könnten wegen ihrer verfallenen Mauern als Ruinen bezeichnet werden. — Ueberall sieht man das Bild der wunderthätigen Madonna, sogar in den Fleischhandlungen, in denen sie, von einem brennenden Wachslichtchen beleuchtet und umgeben von welken Blumen und Guirlanden, zwischen Ochsenfleisch und Hammelkeulen sitzt.

Auch in Genua wurde ich, wie überall in Italien, daran erinnert, daß ich mich im Lande der Töne befand. Ich hatte in der Kathedrale eine Messe angehört, die meine Seele mit den süßesten Melodien füllte, und kaum auf die Straße hinausgekommen, erblickte ich eine Gruppe, die sich um einen blinden Sänger versammelt hatte, dessen Lieder von einer alten Frau auf einer schlechten Harfe begleitet wurden. Der Mann war alt, in Lumpen gehüllt, und sein graues Haar flatterte unordentlich um die Schultern. Er trug Stücke aus der Sonnambula, Straniera, aus Othello und anderen Opern vor, und zwar mit einer Kunstfertigkeit und einem Ausdrucke, die — warum sollte ich es verschweigen — einem königlichen Theater Ehre gemacht haben würden!

Ich verließ den Sänger, um an Bord zu eilen. Während ich noch auf der Landungsbrücke stand, kam ein kleines Mädchen herbeigesprungen, warf mir einen Strauß duftender Blumen und eine Kußhand zu und streckte die Hand aus, um einen Sous zu erbitten. —

Unreinlichkeit und Verfall, Lumpen und Bettelei, Liebe und Schönheit, Blumen und Musik — so war Italien damals. Aber nun, 1860 — welch' ein Unterschied! — — — —

Nun ging es weiter nach Frankreich. Die Reise nach Marseille war rasch zurückgelegt. Von dieser Stadt kann ich nur sagen, daß daselbst viel Leben und Bewegung herrscht, aber ein Leben, welches mit des Kaufmanns Waage steigt und fällt, und welches alle Verhältnisse nach der Baarschaft in der Geldkiste beurtheilt. Dies sei jedoch gesagt, ohne einen Beruf kränken zu wollen, dessen Ausgangspunkt und Ziel rein materiell sind. Der Hafen von Marseille kam mir wie ein buntes, immer wechselndes Rundbild vor, und der Sprachen, welche um mich her erklangen, waren so viele, daß ich mich unwillkürlich besinnen mußte, ob ich mich nicht etwa beim Thurmbau zu Babel befände. — Sobald ich die Stadt flüchtig besehen hatte, begab ich mich auf der Eisenbahn nach Toulon, um die dort stationirte französische Flotte und sämmtliche Werfte in Augenschein zu nehmen, da mir nicht Zeit genug blieb, eine gründliche Kenntniß von diesem Marine-Etablissement zu erlangen.

Toulon ist eine der größten Stationen der französischen Kriegsflotte. Die Stadt selbst ist nicht groß, aber der Hafen geräumig und gut. Die nicht sehr breite Einfahrt wird durch zahlreiche, an verschiedenen Punkten angelegte Batterien vertheidigt; auch der Hafen selbst ist durch mehrere kleine Forts geschützt, welche, zum Theil erst in den letzten Jahren erbaut, auf den ihn umgebenden Höhen liegen und ihn somit beherrschen.

Es ist keinem Fremden gestattet, die Werfte für die Kriegsschiffe ohne besondere Erlaubniß zu besehen. Der schwedische Consul in Marseille hatte aber die Güte gehabt, mir ein Empfehlungsschreiben an einen der höheren Beamten der Werfte mitzugeben, in welchem er für mich um die Erlaubniß bat, sowohl diese, als auch die im Baue befindlichen Panzer-Fregatten in Augenschein nehmen zu dürfen. Vor einigen Tagen war ein Engländer angekommen, welcher sich vergeblich bemüht

hatte, diese Erlaubniß zu erlangen, aber nun wurde die mir ausgewirkte Vergünstigung auch auf ihn ausgedehnt, sodaß wir unsere Wißbegierde gemeinsam befriedigen konnten.

Obgleich die Werfte umfänglich und mehrere Docks vorhanden sind, machte das Ganze doch keinen Eindruck auf mich. Ich hatte vor zu kurzer Zeit erst die englischen Einrichtungen und Werkstätten gesehen, mit denen die französischen keinen Vergleich ertragen können. In den Docks lagen mehrere alte Linienschiffe mit Hülfsmaschinen und mehrere andere, meistentheils ältere Fahrzeuge. Auf der Rhede ankerten die Linienschiffe „Napoleon,“ „La Ville de Paris“ und einige mehr; was aber meine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nahm, waren begreiflicher Weise die Panzerschiffe. Ich hatte schon während meines Dienstes in der englischen Flotte gehört und darüber gelesen, daß der Kaiser eine neue Theorie für den Bau der Kriegsschiffe und die Bildung der Kriegsflotte angenommen habe. Die Kriegs-Dampfschiffe, welche die Segelschiffe verdrängt und damit eine vollkommene Umwälzung in der Vertheidigung zur See hervorgerufen haben, sollten nun ihrerseits einer neuen Gattung von Fahrzeugen weichen, welche zwar ebenfalls mit Dampfmaschinen versehen, aber außerdem mit einem Harnisch von Stahl- und Eisenplatten bekleidet sind. Man nannte diese Schiffe frégates cuirassées oder Panzer-Fregatten; zwei derselben waren bereits im Baue begriffen (und sind jetzt fertig) und neue Befehle zu dem von zehn weiteren gegeben worden, wogegen nur ein Linienschiff der gewöhnlichen Bauart auf dem Stapel lag.

Beide Fregatten sind aus Teak- und Mahagoniholz, und zwar mit der größten Sorgfalt gebaut. Die Holzarbeit war bei der einen — „La Gloire“ — fast beendet, aber die Platten noch nicht aufgelegt, die ich leider auch nicht zu sehen bekam. Die Schiffsbaukunst hat schwerlich etwas Schöneres und Dauerhafteres in ihren Erzeugnissen aufzuweisen. Die Fahrzeuge sind vorn und hinten sehr scharf gebaut und haben keinen Spiegel (Fläche am hinteren Theile). Die Größenverhältnisse dieser Fregatten sind (theils nach mitgetheilten Angaben, theils

nach Augenmaß, da es natürlich ungern gesehen würde, wenn man selbst Messungen vornehmen wollte) folgende: Die Länge beträgt 250, die Breite 50 Fuß. Mit voller Ladung und mit Mundvorräthen auf vier Monate u. s. w. geht das Schiff vorn 25 und hinten 28 Fuß tief. Man giebt die Stärke der Maschine auf 900 Pferdekraft an, ich glaube aber, daß sie eine dreimal größere Wirkung haben kann. Die Kanonenpforten liegen 7½ Fuß über der Wasserlinie. Die Oeffnung für die Schraube ist 18,7 Fuß hoch und 6,8 Fuß lang; es war jedoch kein »brunn« für dieselbe vorhanden.

Die Takelung sollte der einer Fregatte ähnlich, aber im Ganzen vermindert werden und das Bugspriet wegfallen. Der Vorsteven (Längenholz am Bug) ist einfallend, sowohl oberhalb, als unterhalb der Wasserfläche. La Gloire sollte laut Berechnung 14 Knoten auf die Stunde machen; sie hatte 44 Kanonenpforten und sollte 36 vollwichtige 30pfündige Kanonen führen. Man sagte mir, daß keine Kanonen auf dem Decke stehen sollten und auch die Mannschaft während des Gefechtes nicht daselbst verweilen dürfte, mit Ausnahme des Befehlshabers, welcher sich in einem mit Eisenblech bekleideten Thurme aufhalten würde; — ich habe aber später erfahren, daß La Gloire vier schwere Bombenkanonen auf dem Decke führt.

Der äußere Panzer sollte einige Fuß unter die Wasserfläche reichen, und die 4½ Zoll dicken Platten sollten doppelt, d. h. stählerne und eiserne über einander, zu liegen kommen, um Härte mit Geschmeidigkeit zu verbinden. Man behauptete, daß eine solche Platte von 15 Kugeln auf ein und derselben Stelle getroffen werden könne, bevor sie breche. Die Balken des Decks sind ungewöhnlich schwer und nicht weiter von einander entfernt, als sie dick sind, mit Ausnahme jedes vierten, der unmittelbar an den nächst folgenden stößt. Auf diesen Balken lagen ¾ Zoll dicke Eisenplatten, welche mit Bohlen bedeckt werden sollten. Die Höhe der Batterie betrug 6 Fuß. Man glaubte, daß der Kostenbetrag dieser Fregatten sich auf 6 Millionen Francs belaufen würde.

Man sieht aus der Beschreibung, daß diese Fregatten den gegenüberstehenden Feind nicht allein mit ihrer schweren, wohlgeschützten Artillerie und den wohlgefüllten Bomben zerstören, sondern denselben beim Ansegeln mit voller Kraft (with full speed) mittelst ihres starken Bugs in den Grund bohren können.

Die Gloire hat später ihre Probefahrten gemacht, welche nach Wunsch ausgefallen sind; in wiefern sich aber diese Fregatten bei schlechtem Wetter und hoher See bewähren und ob sie schußfest und für ihren Zweck stark und beweglich genug sind, wird erst die Zeit — und besonders die Anwendung in einem Seekriege lehren. Bei den in Frankreich angestellten Probeschießen haben die Platten den französischen Kugeln aus französischen Kanonen widerstanden; ob sie stark genug sind, auch den Armstrong-Kanonen Trotz zu bieten, wird sich vielleicht später zeigen.

In England ist noch kein Panzerschiff (steam-ram) vollendet worden, doch stehen vier auf dem Stapel. Auch dort hat man Versuche in Betreff der Haltbarkeit der Platten angestellt und gefunden, daß dieselben den Geschossen der schweren gezogenen Kanonen nicht zu trotzen vermochten. Bei einem später vorgenommenen Probeschießen mit 8zölligen Bombenkanonen auf eine mit dreifachen Platten belegte schwimmende Batterie in einer Entfernung von 100 Schritten hat es sich herausgestellt, daß zwar die Platten unbeschädigt blieben, aber im Inneren mehrfacher Schaden angerichtet worden ist, indem ein eisernes Knie gesprungen war und mehrere Balken zersplittert wurden u. s. w. England trägt Bedenken in Betreff dieser Panzerfregatten, welche außerdem außerordentlich viel Geld kosten. Zu Nelson's Zeit berechnete man die Kosten eines Kriegsschiffes mit 1000 Pfd. St. pro Kanone; nach der Erfindung und Anwendung der Dampfmaschinen stieg die Summe auf 2000 Pfd. St., und jetzt soll sich dieselbe bei den Fahrzeugen neuester Bauart auf 4000 Pfd. St. pro Kanone belaufen.

Bei meinem letzten Besuche in London hatte Graf v. Platen die Güte, mich einem der Lords der Admiralität, Sir Baldwin Walker, vorzustellen; dieser erwies mir die Gefälligkeit, mir den Riß zu einem

damals im Baue befindlichen Panzerschiffe zu zeigen. Da man in England kein Bedenken trägt, die Beschaffenheit und Verhältnisse dieser Schiffe mitzutheilen, so sind auch die Maße und die Bauart der genannten Gattung allen Männern von Fach hinlänglich bekannt; doch dürfte es auch für andere Leser von Interesse sein, etwas Näheres darüber zu erfahren. Die Länge dieses englischen Panzerschiffes beträgt 380 und die Breite 38 Fuß; die Stärke der Maschine ist angeblich 1,250 Pferdekraft, doch in der Wirklichkeit viermal so groß. Die Form des Schiffes ist der der französischen ähnlich. Auf ungefähr 5 Fuß unter der Wasserfläche sollen 1½ Fuß dicke Teakbalken gelegt werden. Die Panzerbekleidung, aus 4½ Zoll dicken, 4 Fuß breiten und 15 Fuß langen geschmiedeten Eisenplatten bestehend, soll bis an das obere Deck reichen und 220 Fuß von der ganzen Länge des Fahrzeuges einnehmen, aber nicht bis an die Steven gehen, um die Leichtigkeit der Bewegungen nicht zu hindern. Vorder- und Hintertheil sollen durch wasserdichte Wände von den bepanzerten Theilen des Schiffes getrennt werden und die Verkleidungen der erstgenannten Theile aus gewöhnlichen Eisenplatten bestehen. Das Zwischendeck ist von Holz, das Batterie- und das obere Deck von Eisenplatten zwischen Bretterbekleidung. Die Deckbalken, Streben und Bänder sind von Eisen. Der Vorsteven war auf der Zeichnung wie bei unseren gewöhnlichen Schiffen, ist aber, wie ich später erfahren, dahin abgeändert worden, daß der Stoßpunkt beim Ansegeln in der Wasserlinie liegen soll. Die Takelung sollte sehr vermindert werden. Die Bewaffnung dieses Schiffes war mit 14 Stück Armstrong'schen 100pfündigen Kanonen in der Batterie und 8 ebensolchen auf dem Deck angegeben und die Kosten auf 6 Millionen Reichsthaler schwedisch veranschlagt.

In Amerika hat man dasselbe Ergebniß gehabt, wie in England, indem man fand, daß die Platten den Dahlgren'schen Bombenkanonen nicht zu trotzen vermochten*). Meines Wissens ist daselbst nur eine

*) Dem Vernehmen nach sind auch die Eisenplatten der französischen Panzerschiffe von den Kugeln einer französischen Kanone neuester Erfindung, und zwar auf den ersten Schuß,

eiserne Dampfbatterie für die Vertheidigung des Hafens in Arbeit. Alle anderen Völker haben sich eines so kostspieligen Versuches enthalten, um die Bewährung desselben von der Zeit zu erwarten.

Auf den Werften von Toulon gab es schon damals eine Menge gezogener Kanonen, welche — wie man mir sagte — alle in Ruelles verfertigt waren. Sie hatten 2, 3 und 4 Züge; die letztgenannte Zahl soll der Reibung am besten Widerstand leisten. Ich glaube fast, daß diese Kanonen viele Aehnlichkeit mit der von Lieutenant Engström erfundenen haben.

Das Linienschiff Napoleon befand sich, wie schon erwähnt, auf der Rhede, und da es als Musterschiff seiner Art bekannt ist, unterließ ich nicht, es in Augenschein zu nehmen.

Dieses Fahrzeug liegt gut auf dem Wasser, hat aber weniger Takelung, als die Schiffe der englischen Flotte, welche ihm an Größe gleich kommen; es ist freilich besonders auf Dampfkraft berechnet, da es eine Maschine von 1000 Pferdekraft hat. Kein englischer Zweidecker führt eine so starke Maschine; nur zwei Dreidecker und zwei Fregatten, ungerechnet die Fahrzeuge, welche eine Panzerbekleidung tragen sollen, und die eine noch stärkere Dampfkraft bekommen werden.

Es ist eine anerkannte Thatsache, daß bei den französischen Linienschiffen die unterste Batterie zu tief unten angebracht worden ist, ein Fehler, den das Linienschiff Napoleon zu theilen scheint.

Der Raum für die Maschine schien mir noch einmal so groß zu sein, wie der auf dem Marlborough, welcher doch eine Maschine von 800 Pferdekraft hat.

Die Bemannung war sehr gedrängt untergebracht, die Person sowohl als das Gepäck hatten nur wenig Platz, was auf einem Schiffe

---

durchbohrt worden, weshalb der Kaiser den Plan zu einer entsprechenden Verstärkung der Panzerbekleidung entworfen hat, der bereits bei dem neugebauten, noch nicht vom Stapel gelaufenen Panzerschiffe „Invincible" zur Anwendung kommt. Anm. des Uebers.

dieser Größe nicht der Fall sein dürfte. Auch für die Kranken war nicht gut gesorgt, da der Raum eng und für anderweitige Bequemlichkeiten dem Anscheine nach nichts gethan war, während es auf den englischen Schiffen ein Genuß ist, in die Krankenzimmer zu treten, wo frische Luft und außerdem saubere Betten, eine Bibliothek und sonstige Unterhaltungen und Bequemlichkeiten vorhanden sind.

Der Napoleon fuhrt auch zwei kleinere gezogene Kanonen, die, wie behauptet wurde, ihre Kugeln ohne Hebung (nicht im Bogen) auf 2000 Ellen Entfernung tragen, d. h. vom oberen Deck aus.

Man hat in den letzten Jahren viel darüber gestritten, wer die bedeutendste Flotte habe, England oder Frankreich? Der Eine urtheilt nach dem, was er gesehen, der Andre nach dem, was er gelesen hat, und ein Dritter ohne die geringste Sachkenntniß, vielleicht nur nach seiner vorherrschenden Zuneigung für die eine oder andere Nation. Welche von den beiden Großmächten aus einem Seekriege gegen einander siegreich hervorgehen würde, ist schwer zu entscheiden, aber nach meiner geringen Kenntniß von der Sache ist England bis jetzt noch Herr der Meere.

Es giebt Leute, welche der Meinung sind, daß England und Frankreich dieselbe Anzahl Schiffe besitzen; ich habe es sogar selbst in deutschen Zeitungen gelesen. Dies beruht aber auf einem Irrthume, wie auch folgende Tabelle ausweisen wird, die nach Angabe der sichersten Quellen, aus denen man solche Berichte schöpfen kann, ausgeführt und, wenigstens was die englische Flotte betrifft, vollkommen richtig ist. Dieselbe ist im Jahr 1860 entworfen.

Dampfflotte.

	Englische.	Französische.
Linienschiffe	70	42
Panzer-Fregatten	4	8*)
Fregatten	53	39
Blockschiffe	9	—
Mörserschiffe	4	—
Corvetten, schwimmende Batterien, Transportschiffe, Kanonenböte und andere kleinere Schiffe	360	185
Summa	500	274

*) Es heißt, daß im Ganzen 12 Schiffe dieser Gattung gebaut werden sollen.

Was die Segelschiffe betrifft — wenn es nöthig ist, dieselben zu erwähnen — so hat England dreimal so viel Linienschiffe und doppelt so viele Fregatten, als Frankreich. Bei den kleineren Fahrzeugen ist der Unterschied jedoch nicht so groß.

Man pflegt anzuführen, daß die englische Kriegsflotte über die ganze Erde zerstreut sei, worauf man aber entgegnen könnte, daß die Dampf-Linienschiffe nur selten nach den ferngelegenen Stationen beordert werden, wozu man gewöhnlich die alten Segelschiffe und kleineren Fahrzeuge mit Dampfkraft verwendet.

Eine zweite Bemerkung über die englische Flotte ist, daß dieselbe eine größere Anzahl unthätig liegender Fahrzeuge hat, als die französische; — das ist richtig, betrifft jedoch hauptsächlich nur die Segel- und kleineren Dampfschiffe.

Der Stärke der englischen Flotte zeigt sich am besten in der Anzahl von Fahrzeugen, welche beständig ausgerüstet und in Bewegung sind. Im Maimonat 1860 waren 241 Dampfschiffe aller Gattungen auf See, welche zusammen 4,888 Kanonen führten und 64—65,000 Pferdekraft hatten; ferner 62 Segelschiffe mit 900 Kanonen — also im Ganzen 303 Fahrzeuge mit ungefähr 64,000 Mann Besatzung.

Einer der größten Mängel der englischen Marine ist die Art, die Bemannung für die Schiffe zu erlangen, ein Fehler, dem meiner Meinung nach leicht dadurch abgeholfen werden könnte, daß man ein stehendes Corps von etwa 50,000 Seeleuten auf den inländischen Stationen unterhielte. Die französische Conscription ist vielleicht ein wirksameres Mittel, Matrosen zu bekommen, als das englische Werbesystem; ich hörte aber in Toulon bei meinen Gesprächen mit den Seeleuten und besonders mit den Arbeitern auf dem Werfte, daß diese Zwangsmaßregel große Unzufriedenheit unter dem Volke hervorrufe.

Nachdem ich mich eine Woche in Toulon aufgehalten hatte, verließ ich diese Stadt, um über Paris und London nach Gothenburg zurückzureisen.

Binnen wenigen Stunden war ich — nicht zum ersten Male —

in Paris, dieser Zauberinsel der Circe, dem Tempel der Künste und Wissenschaften, dem Mittelpunkte der Geistesgaben, dem Hauptsitze der Bildung, — aber auch der Hochschule des Charlatanismus und der Sittenverderbniß, mit einem Worte: in dem schönen, munteren, lebenslustigen, unsauberen, verdorbenen, ekelhaften Paris! So haben Gutes und Böses sich hier mit einander verbunden — nein, nicht verbunden, sie stehen einander hier, so gut wie anderswo, als Gegensätze gegenüber, und der Fremde, der hierher kommt, wirft sich zwischen die kämpfenden Parteien, seines Zieles, seines Sieges und seiner Niederlage nach ungewiß.

Paris ist ein Labyrinth, welches man aber ohne den leitenden Faden der Ariadne betritt, und in welchem so Mancher von dem Minotaurus verschlungen wird. Paris ist ein Theater mit immer wechselnden Neuauftretenden, in welchem Wortspiele, Satyren und Dummheiten wie Schneeflocken umherfliegen. Das eigentliche Drama wird selten aufgeführt, aber wenn es in Scene gesetzt wird, ladet es das ganze Europa als Zuschauer ein; der tragische Knalleffect bleibt selten aus; das Volk scheint befriedigt und ruft da capo!

Paris ist ein Tummelplatz der Freude, ein beständiger Carneval, bei welchem Bajazzo als der Mann des Vertrauens erscheint. Er bestimmt die Vergnügungen und Lustbarkeiten für den Tag, er redigirt die Zeitungen, stürzt die Minister, bedient mit Eis bei Tortoni, wiegelt das Volk auf und schießt auf den Kaiser — natürlich ohne zu treffen, was von Mangel an Lebensart zeugen würde. Bald behängt er sich mit der römischen Toga und setzt die phrygische Mütze auf, um die Gedichte von Béranger auszutheilen; bald wirft er eine Mönchskutte über und hält Lobreden auf den Papst; bald erscheint er in noch anderen Verkleidungen und schleicht, nachdem er gegen die Todesstrafe Einsprache erhoben, auf die Place de la Grève hinaus, um das Räderwerk der Guillotine zu ölen. Er ist mit einem Worte ein Ueberall und Nirgends, der da aufräumen will und Alles in Unordnung bringt, der Deus ex machina und Mephystopheles in einer Person.

Ich beabsichtige keine Beschreibung dieser Hauptstadt, deren es schon so unzählig viele giebt. Ist es für die Meisten eine Mode geworden, nach Paris zu reisen, so wird es auch Vielen zum Bedürfniß, wieder fortzukommen — worüber man Näheres an der Casse erfragen kann. Ich weiß zum wenigsten, daß ich meine Abreise aus ähnlichen Rücksichten beschleunigen mußte.

Ich möchte die Pariser und die Franzosen überhaupt „Kinder des Augenblickes" nennen, d. h. wenn man den Augenblick so auffaßt, wie der Dichter sagt:

„Auch der Augenblick ist mir ein Gott,
Und ein Himmel ruht auf seinen Schwingen."

Ich glaube, daß der Charakter dieses Volkes im letzten Jahrhundert eine große Veränderung erlitten hat; denn wo ist die Gemüthlichkeit, der ritterliche Geist, das blitzende Genie, die edle Haltung, die den ehemaligen Pariser charakterisirte? Wo ist die Anmuth und Würde, das feine Wesen, die hervorragende Gabe, sich gefällig auszudrücken, welche der Pariserin ehemals angeboren schien und sie zur Königin aller Salons machte? Ich stelle diese Frage, obschon ich weiß, daß sie unbeantwortet verhallt, gleich der rufenden Stimme in der Wüste.

Auch die Stadt Paris erfährt täglich neue Veränderungen; sie gewinnt an Aussehen und verliert an geschichtlichem Interesse. Man kann jetzt fast durch die ganze Stadt gehen, ohne einen Ort von geschichtlicher Bedeutung anzutreffen, während man früher kaum durch die kleinste Gasse wandeln konnte, ohne auf Gegenstände zu stoßen, welche zu näherer Betrachtung aufforderten und in Folge denkwürdiger Ereignisse die allgemeine Theilnahme beanspruchten. Unter den wenigen Plätzen, welche noch ihre alte Gestalt behalten haben, und die ich deshalb nicht versäumte zu besuchen, nenne ich die Rue de la Ferronerie, wo Heinrich IV. ermordet wurde; die Rue St. Nicaise, wo die Höllenmaschine platzte; das Haus, in welchem Voltaire gestorben ist, und die Stelle am Ufer der Seine, wo der Maler Baron le Gros sich ertränkte.

Von allem Hin- und Herrennen in den Straßen müde und mehr als befriedigt von Allem, was ich gesehen und gehört, verließ ich plötzlich dieses unruhige, Alles verschlingende und doch immer hungrige Paris, um noch einmal London zu besuchen. Der Anblick dieser Stadt belebte mein Herz; mir war, als kehrte ich, nach längerem Aufenthalte unter fremden Menschen, zu lieben, alten Bekannten zurück, die mir ein herzliches „Willkommen daheim!" entgegen riefen. Und so war es in der That, denn ich traf mehrere Engländer, mit denen ich in Indien Wohl und Weh getheilt hatte, und mit welchen ich nun noch einige genußreiche Stunden verlebte.

Zu den Neuheiten, welche diesmal meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, gehörten die Debatten im Ober- und Unterhause. Ich war so glücklich, die in letzterem gehaltene Rede des freisinnigen Bright anzuhören, welcher seine Anklage gegen die Verwaltung der Regierung in Indien schleuderte, die er vollkommen zu kennen schien. Er widersprach dem Sir Ch. Wood, „Secretary of State for India", welcher versucht hatte, das englische Volk mit der Versicherung zu beruhigen, daß es um die Finanzen in Indien nicht so schlecht stände, als man es sich hier und da einbilde, daß dieselben sich vielmehr nach einigen Jahren in befriedigendem Zustande befinden würden. — Nach ihm traten noch verschiedene andere tüchtige Redner auf, welche mir einen klaren Begriff von einer parlamentarischen Verhandlung gaben.

Mein Urlaub nahte seinem Ende, und es wurde Zeit, an die Heimreise zu denken. Nachdem ich meine Abschiedsbesuche abgestattet hatte — von denen ich den beim schwedischen Generalconsul Herrn Tottie, um ihm für die Güte zu danken, die er nicht allein mir erwies, sondern auf alle seine Landsleute ausdehnt, welche nach London kommen, besonders erwähne — machte ich mich bereit, ein Land zu verlassen, welches die Stelle des Vaterlandes bei mir vertreten hatte, und in welchem ich, ein unbedeutender, unbekannter Fremdling, wie ein Kind der großen Nation aufgenommen worden war, was mir für's ganze Leben zum Stolze gereicht. Ich kann eben nicht sagen, daß ich vom

Hochmuthsteufel geplagt bin, denn ich fühle zu tief, daß ich nichts vollbrachte, was eines Lobes werth sei. Daß ich mich ungebeten in Gefahren stürzte, indem ich für Englands Wohl kämpfte, berechtigte mich nicht zur Beanspruchung irgend welcher Dankbarkeit oder Anerkennung der Erfüllung meiner Pflicht. Denn, aufrichtig gesagt, warum war ich in ausländische Dienste getreten? Nicht, um zur Unterjochung Indiens beizutragen, sondern Erfahrungen in dem Berufe zu sammeln, dem ich mich mit ganzer Seele gewidmet habe! England steht deshalb in keiner Schuld bei mir — wohl aber ich bei ihm — und zwar in einer Schuld, die sich nie bezahlen läßt, da man den Preis genossener vielfacher Wohlthaten nicht bestimmen kann. Dies Land wird einen Ehrenplatz in meinem Herzen behaupten, so lange es schlägt für Freiheit und Menschenrechte, — diesem Wahlspruche des englischen Volkes, dieser Devise auf Albion's Schilde, auf seiner Fahne und Flagge!

In den letzten Tagen des Julimonats 1859 verließ ich gedrückten Herzens London, um mich über Hull nach Gothenburg zu begeben. Die Ueberfahrt ging rasch und glücklich von statten. Ich sah die heimathlichen Küsten nicht ohne innere Bewegung wieder und war froh, wieder unter den Meinen zu sein, von denen ich nun seit drei Jahren getrennt gewesen war.

Wenn ich auf diese nun verflossene Zeit zurückschaue, fühle ich, was ich während derselben verloren und gewonnen habe. Was ich verloren — wird mir nimmer ersetzt; was ich gewonnen — soll erst in Zukunft Früchte tragen. Während ich aber der Ereignisse harre, die mir Gelegenheit geben sollen, das Erworbene in Anwendung zu bringen, habe ich das beruhigende Selbstbewußtsein, keine Gelegenheit unbenutzt gelassen, keine Kräfte geschont zu haben, um meine Kenntnisse und

Erfahrungen zu erweitern und immer nach bester Ueberzeugung zu handeln.

Und nun, geschätzter Leser, scheide ich von Dir, höchst wahrscheinlich für immer. Ich würde mich für meine Arbeit reichlich belohnt halten, wenn ich die Ueberzeugung hegen dürfte, daß Du dies Buch mit einiger Befriedigung aus der Hand legst! —

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

